Meyer's
Geschichts-Bibliothek
für
allgemeine Kunde
des
Kultur- und Völkerlebens.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Mit Illustrationen.

Sechszehnter Band. Erster Theil.

Mit der Ansicht des Theseustempels zu Athen und dem der Minerva zu Sunium.

Hildburghausen.
Druck des Bibliographischen Instituts.

New-York:
Paul Bernhard.

A/49/242

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Gründung des Staates Virginien.

Es konnte nicht fehlen, daß des Columbus Entdekkungen und der Spanier wachsende Macht in goldreichen Ländern, auch das immer erneuerte Streben, eine Durchfahrt nach Indien aufzufinden, in England Aufsehen und den Trieb der Nacheiferung erregten. Als daher der Venetianer Johann Cabot, ein unternehmender Kopf, mit ihm sein feuriger Sohn Sebastian, dem Hofe Heinrichs VII. das Unternehmen einer Entdeckungsreise nach der neuen Welt vorschlugen, ging man bereitwillig darauf ein. Demgemäß wurde erstgenanntem Seefahrer und seinen 3 Söhnen am 5. März 1497 ein Patent des Inhalts ertheilt: „Alle Theile der Welt nach Ost, West und Nord unter königlicher Flagge zu durchschiffen, den Christen unbekannte Heidenländer zu entdecken, dort des Königs Panier aufzupflanzen, die Einwohner zu britischen Unterthanen zu machen, die unterworfenen Orte in Besitz zu nehmen, ihnen Englands Gesetz und Gerichtsverfassung mitzutheilen, und das Land, unter dem Beding der Abgabe von Einem Fünftheil alles Gewinnstes an den König, an dessen Statt zu regieren und zu behaupten". Kraft dieser Vollmacht schifften sich die Cabots mit 300 Seeleuten auf einem, theils auf eigene, theils auf des Königs Kosten, gerüsteten Geschwader ein. Verschieden sind die Berichte über diese Reise. Der wahrscheinlichste läßt Cabots Expedition erst mehre Wochen nordwestlich steuern, hierauf, schwimmender Eisberge we=

gen, südwestlicher, worauf sie einer Küste ansichtig wurde, der man den Namen PRIMA VISTA gab. Es scheint ein Theil Labradors oder Neufundlands gewesen zu seyn. Hierauf steuerten die Engländer wieder nordwärts bis zum 67. Breitengrad, dann aber, wegen Unzufriedenheit unter der Mannschaft, südlich längs der Küste hin, um möglichst den mexikanischen Golf, und mit ihm vielleicht die gewünschte Durchfahrt nach Ostindien zu finden. Offene Empörung unter dem Schiffsvolk nöthigte sie endlich nach England zurückzukehren. Cabot soll eine kostbare Ladung Pelzwerk und einige Eingeborene mit zurück gebracht haben. Andere stellen in Abrede, daß er jemals heimgekehrt. Sicher ist es, daß er nie wieder einen Versuch zur Eroberung, oder zur Niederlassung in den entdeckten Ländern gemacht hat.

Der unmittelbare Erfolg dieser Reise war also keineswegs groß; aber sie verdient als die erste, mit Gewißheit nach jenem Kontinent ausgeführte, bemerkt zu werden; sodann als die, welche den späteren Rechtsansprüchen der Engländer auf jenes Land zur Grundlage diente. Es verflossen aber 60 Jahre, ehe England daran dachte, diese geltend zu machen. Mehrere Umstände waren an dieser Vernachlässigung von Cabots ersten Entdeckungen Schuld: — zuerst Heinrichs VII. Geiz, dann des VIII. Heinrichs grausame, Eduards VI. unmündige, und zuletzt der bigotten Maria schreckenvolle Regierung: — Alles Umstände, der Ausbreitung des Handels und der Industrie, der Schifffahrt wie dem Seewesen in England gleich ungünstig.

Während der Briten Unternehmungsgeist also schlummerte, war er in Frankreich und Spanien (1524) in reger Thätigkeit. Noch hatte zwar bis jetzt die französische Flagge nicht an den westlichen Ufern des atlantischen Oceans geweht. Ein Monarch aber, von Unternehmungsgeist beseelt, wie König Franz der Erste, konnte unmöglich gleichgültig seinen Nebenbuhler, Kaiser Karl V., alle Beute der neuen Welt fortführen sehen. Ehrgeizig, ruhmsüchtig, rasch in Entschluß und That, rüstete er sofort den Juan Verraz-

zano, einen Florentiner, mit einer Expedition nach der nordamerikanischen Küste aus. Dieser entdeckte, dies ist ziemlich erwiesen, die Küste Florida's, in einer Länge von etwa 700 Meilen, und gab ihr den Namen: Neu-Frankreich. Eine zweite Reise im nächsten Jahre fiel unglücklich aus. Er ward — ohne sichere Angabe des Ortes oder Landes — von den Wilden ergriffen, erschlagen und Angesichts der, vergeblich zu Hülfe eilenden Gefährten, aufgefressen. Dies war das Schicksal eines der berühmtesten Seefahrer seines Zeitalters, den Forster mit Cook, in Bezug auf Leben, Thaten und grauenvolle Todesweise, vergleicht. Schrecken verbreitete die Nachricht von des Verrazzano's furchtbarem Ende, und Nordamerika schwand für eine Reihe von Jahren aus der Könige und Nationen Gedächtniß.

Zehn Jahre später (1534) rüstete Frankreich, auf seines Admirals Philipp Chabots Betrieb, eine neue Expedition unter Jakob Cartiers, eines kühnen Seemannes von St. Malo, Führung, aus, dem der Viceadmiral Melleray später folgen sollte. Jener ging mit 2 Schiffen am 20. April 1534 unter Segel und langte am 10. Mai in der Nähe von Kap Bonavista an. Nach fruchtlosem Hin- und Herfahren an der Küste, und der vergeblichen Auffsuchung einer Durchfahrt nach China, wobei er bis zum 51. Grad nördlicher Breite kam, die Bai DES CHALEURS und den Lorenzogolf entdeckte, kehrte Cartier wieder, und noch in demselben Jahre nach Frankreich zurück.

Von mehr Erfolg war Cartiers zweite Reise im Frühjahr 1535. Der Canada- (nachgehendes Lorenzo-) Strom ward entdeckt und 300 Meilen aufwärts befahren; mit den Eingeborenen wurden Bündnisse geknüpft, vom Lande im Namen Frankreichs Besitz genommen, ein Fort gebaut, und in dem, Neu-Frankreich benannten, Lande überwintert. Auch besuchte Cartier einen großen indischen Wohnort, Hochelaga (er gab ihm den Namen MONTREAL), wo die Franzosen freundlich empfangen wurden, jedoch durch

den Scharbock viele Leute verloren. Nächstes Frühjahr kehrte Cartier mit einem, theils durch List, theils durch Gewalt weggeführten indischen König, Dounakona, und anderen Indianern nach Frankreich zurück. Seine Berichte und die einladenden Schilderungen von einem Lande, das manchen Vortheil, z. B. für den Pelzhandel, bieten konnte, vermochten jedoch wenig über seine Zeitgenossen. die in der neuen Welt immer nur Goldminen finden wollten. Am Hofe waren inzwischen ein paar Männer, die für den Verfolg seiner Entdeckungen und für jenseitige Niederlassungen Sinn hatten, vorzüglich Roberval, ein reicher Edelmann. Franz der Erste ward für eine dritte Unternehmung gewonnen, rüstete Cartier mit 5 Schiffen aus, ernannte diesen zum General-Kapitän und Roberval zum Lieutenant-Gouverneur. Cartier ging, da Roberval noch nicht bereit war, am 23. des Maimonds 1537 unter Segel, und kam nach langer, widriger Fahrt in Neufundland an. Hier wartete er einige Zeit auf Roberval, drang dann nach Canada vor und erreichte am 23. August den im Jahre vorher entdeckten Hafen von St. Croix. Mit den Eingeborenen schloß er einen Vertrag, steuerte dann weiter stromaufwärts und takelte dort 3 seiner Schiffe ab, die 2 übrigen nach Frankreich mit der Nachricht von Robervals Ausbleiben sendend. Er baute eine Veste — Charlesbourg, — auf jähen Felsen, und nach sicherer Aufstellung der Schiffe ging er selbst mit 2 verproviantirten Booten noch weiter stromaufwärts, Hochelaga zu besuchen. Er drang weiter als jemals und kehrte dann zurück. Indessen gingen die aus Europa mitgebrachten Vorräthe zu Ende, auch die Eingeborenen ließen feindliche Absichten merken. Er entschloß sich zur Abfahrt. Aber plötzlich kam Roberval mit 3 Schiffen und 200 Mann Verstärkung an. Beider Zusammentreffen geschah im Hafen von St. John auf Neufundland. Cartier rühmte zwar dem Roberval das schöne Land, war jedoch nicht mehr zum Dableiben zu bewegen; zuletzt entzog

er sich Robervals Bitten durch unerwartete nächtliche Flucht, indem er nach Bretagne unter Segel ging. Roberval überwinterte nun in einem Hafen, 4 Meilen oberhalb der Insel, nachdem er ein Fort gebaut hatte. Im Jahre darauf durchforschte er das Land, stand jedoch vom weiteren Verfolg seines Unternehmens ab, und kehrte nach Europa zurück. So endeten diese ersten Kolonisationsversuche Frankreichs in Canada alle fruchtlos, und für fast ein halbes Jahrhundert erneuerten die Franzosen solche nicht.

Wir ergreifen wieder den chronologischen Faden der Geschichte, den wir der Erzählung der französischen Versuche, sich im nördlichen Amerika anzusiedeln wegen, einige Augenblicke fallen lassen mußten, und kommen auf das Jahr 1528 zurück. In diesem Jahre ertheilte Karl V. von Spanien dem Pamphilo de Narvaez unbeschränkte Vollmacht: „alle Länder, vom Palmenflusse an bis zum Kap Florida, zu erobern und zu regieren". Dieser ging von Cuba aus mit 5 Schiffen, die 500 Mann Fußvolk und 20 Pferde an Bord hatten, ab, landete in Florida und drang vor bis Apalache, einem indianischen Dorfe von ungefähr 40 Hütten. Hier empfing ihn ein Heerhaufe Indianer feindlich. Er mußte sich, nach hitzigem Gefecht und mit Verlust vieler Leute, an Bord seiner Schiffe zurückziehen. Westwärts steuernd, kam er im heftigen Sturm (um die Mitte Novembers 1528) mit aller Mannschaft um. Also endete auch dies Unternehmen verderblich.

Aber es war das Zeitalter der Wagnisse und feurige, unternehmende Köpfe konnte nichts von der einmal vorgesteckten Richtung, nichts von der Bahn des Ruhms, der Ehre und namentlich von dem Durste nach goldener Beute abhalten. Ein solcher Kopf war Fernando de Soto aus Badajoz, Pizarro's Gefährte und wie er von Haus aus nichts als Muth und ein Schwert besitzend. In Peru stand er Pizarro nach, darum durstete er nach Thaten anderwärts und anderer Beute. Sein Wunsch wurde durch seine

Ernennung zum Statthalter Florida's erfüllt. Am 18. März 1539 segelte Soto von Havannah mit 9 Schiffen, 900 Mann sammt den Matrosen, 213 Pferden und einer Heerde Schweine an Bord ab. Am 30. Mai in der Bai Spiritu Santo angekommen, schlägt er ein Lager auf, wird aber schon mit Tagesanbruch von den Wilden überfallen und zum Rückzug genöthigt. Aber unabgeschreckt drang er, unter steten Kämpfen und Gefahren, (in einer Schlacht kamen an 2000 Wilde und 83 Spanier und 43 Pferde um,) landeinwärts. Das Heer schmolz auf 300 Mann und 40 Pferde zusammen; der Führer selbst, Soto, starb am erreichten Mississippi, Lewis de Moscoso zum Nachfolger ernennend. Die Gefährten legten den Leichnam des kühnen Abenteurers in eine ausgehöhlte, mit Steinen beschwerte Eiche und versenkten ihn in den Strom, damit die Indianer keine Kunde von dem Tode des ihnen furchtbaren Weißen erhielten. So wurde die Grenzmark seiner Entdeckung sein Grab. Die Expedition zog sich zurück. Sie hatte 100,000 Dukaten gekostet und kam in Havannah am 10. September 1543 wieder an. Fruchtlos und mit dem Ruin fast aller dabei Betheiligten endigte auch diese kühne Fahrt, wie die früheren. —

Die letzten Versuche der Franzosen zur Kolonisation Nordamerika's waren unter Franz dem Ersten geschehen. Ihre Erneuerung knüpft sich an die verunglückten Expeditionen Spaniens. Zum ersten Mal indessen bemerken wir andere Motive, wenn auch wohl nicht die einzigen der Kolonisation, doch jedenfalls vorherrschend und edler als der bloße Golddurst und eitle Ruhmbegierde. Drohender ward nämlich der Himmel über den Hugenotten in Frankreich, Religionsfanatismus schwang die Geißel über das unglückliche Land; hier die Guisen, der alten Ordnung und Kirche wüthende Anhänger, dort die Hugenotten um Religionsfreiheit des jungen Glaubens kämpfend. An der Letzteren Spitze nennt die Geschichte einen der edelsten Männer jener Zeit, den Admiral Coligny. Diesem entging nicht, wie die neue

Welt den verfolgten Protestanten einen sicheren Zufluchtsort gewähren könnte; er bildete darum eine Gesellschaft von Hugenotten, unter ihnen viele achtbare Männer, gab ihnen einen tapferen Führer, Ribault, und sandte sie nach Florida zur Ansiedelung ab. Nach günstiger Fahrt, 1562, kamen sie zur Mündung eines Flusses, den Ribault nach dem Namen des Monats, in dem er gelandet, Maifluß benannte. Unkluger Weise aber reiste Ribault, nach Errichtung eines Forts, wieder nach Frankreich, Verstärkung zu holen, und ließ einen Offizier an der Spitze der Zurückbleibenden, gegen den wegen seiner Härte bald Haß und Hader entbrannte. Empörung brach aus; der Befehlshaber wurde erschlagen. Daß die junge Kolonie unter solchen Umständen an einen Anbau des Landes nicht dachte, war erklärlich. Als daher die europäischen Vorräthe erschöpft waren, schifften sie sich mit einem kleinen Rest von Nahrungsmitteln ein, damit das Vaterland zu erreichen gedenkend. Aber mitten auf dem atlantischen Ocean trat Windstille ein und so furchtbare Noth, daß sie schon anfingen, sich einander aufzufressen. In dieser gräßlichen Lage begegnete ihnen ein englisches Schiff, das sie in die Heimath führte.

Coligny, tief in vaterländischen Zwist verwickelt, war nicht im Stande gewesen, Verstärkung zu senden. Friede (1564) war jedoch kaum geschlossen, als er eine neue Expedition unter M. Réné-Laudonniere absandte, die im Maiflusse am 25. Juni 1564 ankam. Nach kurzem Streifzuge in's Land, kehrte dieser an die Küste zurück und errichtete ein Fort, Carolina, seiner Königin zu Ehren also geheißen. Meuterei — zunächst durch das Mißlingen der Pläne und durch die getäuschten Hoffnungen auf goldene Ernte erzeugt, — nöthigte ihn, die Kolonisation bald wieder aufzugeben, und schon war er auf dem Punkte, zurückzusegeln, als eine neue Expedition unter Ribault in den Fluß einfuhr. Dieser übernahm nun das Kommando; aber nur, um noch schwärzerem Verhängniß entgegen zu gehen. Kaum eine

Woche nach seiner Ankunft zeigten sich 8 spanische Schiffe, offenbar Feindseliges im Schilde führend. Die Franzosen kappten die Taue und stachen in die See; die Spanier feuerten und verfolgten sie eine Zeit lang. Ein Kriegsrath ward gehalten und Ribaults Ansicht, dem Feinde entgegen zu gehen und zum Kampf zu nöthigen, erhielt Kraft durch eine nachgesendete Depesche Coligny's, worinnen dieser schrieb: „Indem ich diesen Brief zu versiegeln im Begriff war, erhalte ich sichere Nachricht, daß sich Pedro Menendez von Spanien an die Küste Florida's begibt. Sieh' zu, daß Du keine Beeinträchtigung Deiner Rechte von ihm duldest; schmälere aber auch seine nicht". Es war in der That des Menendez Flotte, mit der man es zu thun hatte und die Philipp II. zur Vertreibung der Hugenotten und zur Ansiedelung mit Rechtgläubigen aus Spanien geschickt hatte. So bot auch der entfernteste Winkel der Erde kein Asyl mehr dar vor Religions-Fanatismus und Verfolgungsgeist! — Ribault zog die beste Mannschaft aus dem Fort Carolina an sich, wo er Laudonniere, jedoch ohne gehörige Vertheidigungsmittel, zurück ließ, und setzte sich nun zum Angriff der Spanier in Bereitschaft. Aber ein Sturm warf seine Flotte an die Küste, und mit genauer Noth entrann die Mannschaft dem Verderben. — Mittlerweile marschirte Menendez mit 500 Kerntruppen quer durch's Land, und erreichte, nach Ueberwindung furchtbarer Hindernisse, durch Regengüsse angeschwollene Sümpfe durchwatend, am Abend des vierten Tages das Fort, ehe Ribault ankam. Anderen Morgens stürmte er dasselbe, und nur mit 20 Anderen entkam Laudonniere, damals selbst krank, dem Gemetzel. Einige dieser Flüchtlinge wurden anderen Tags zurück gesendet, der Spanier Gnade zu erflehen; aber Angesichts ihrer Gefährten hieb man sie nieder. Nach vergeblichem Bemühen der Uebrigen, durch die Sümpfe zu dringen, wagten endlich 2 beherzte Schwimmer den Versuch, 2 französische Schiffe, die vom Strande wieder abgekommen waren, zu erreichen.

Glücklicher Weise bemerkte man sie von denselben, schickte ihnen eine Schaluppe zu, die sie und die übrigen im Schilf verborgenen Flüchtlinge aufnahm, und an Bord brachte. Schleunig lichtete man die Anker und fuhr ostwärts, und glücklich erreichten Alle, nach großem erduldeten Elend durch Hunger, Durst und Kälte, die europäischen Gewässer und den Hafen Bristols, wo sie gastlich aufgenommen wurden. Ein tragischeres Ende aber erwartete Ribault. Dieser, schiffbrüchig, wie wir erzählt haben, gelangte, nach neuntägigem, mühseligem Marsche, in die Nähe des Forts; aber wie groß war sein Entsetzen, dieses in den Händen seiner bittersten, gegen ihr Unternehmen wie ihren Glauben gleich entbrannten Feinde zu finden! Viele waren dafür, eher das Härteste in der Wildniß zu dulden, als in der Spanier Hände zu fallen; doch Ribault zog unklug den Weg der Unterhandlung mit Menendez vor. Dieser empfing ihn gar freundlich und verbürgte sich mit Soldaten- und Kavaliersehre für der französischen Mannschaft gute Behandlung und Rücksendung nach Frankreich. Vertrauend lieferte diese ihre Waffen aus. Jetzt aber zog um die auf einer Ebene, Angesichts des Forts, Versammelten, Menendez mit seinem Schwerte einen Ring, und kaltblütig gab er darauf den Spaniern das Signal zur schonungslosen Mezzelei. Die Wehrlosen alle fielen unter der Streitaxt der Mörder! Selbst die Leichname wurden noch verhöhnt, in Stücke gehauen und an den Bäumen mit der Inschrift aufgehängt: — „Dies ihnen, nicht weil sie Franzosen sind, sondern weil Ketzer und Feinde Gottes!" Ein Schrei des Schmerzes und der Entrüstung durchdrang ganz Frankreich, als Kunde von dieser Barbarei anlangte. Doch umsonst wurde Karl IX. von den Bitten Tausender, von Wittwen und Waisen bestürmt. Warum sollte er Genugthuung bei'm spanischen Könige für solche Mordthat fordern? — es waren ja nur Hugenotten! Da beschloß die Nation, selbst Vergeltung und Rache zu üben. An der Spitze der Rächer stand ein nor-

männischer Edler, Dominic de Gurgues. Leben und Vermögen weiheten er wie seine Gefährten feierlich der Wiedervergeltung. Mit 3 kleinen Fahrzeugen, 80 Seeleuten und 150 Kriegern zog er aus (1568). Glücklich landete er ungefähr 15 Meilen von der Mündung des Maiflusses. Die Spanier waren 500 wohlbewaffneter Leute stark, die außer dem schon von den Franzosen errichteten und von ihnen stark befestigten Fort noch in Zwischenräumen, gegen die Mündung des Flusses hin, 2 kleinere Vesten angelegt hatten, alle mit Geschütz, Munition und Kriegern wohl versehen. Der begeisterte Gurgues, wiewohl von der Feinde Uebermacht unterrichtet, wagte mit Hülfe der Eingeborenen sogleich einen verzweifelten Sturm. Fort um Fort ward von den Rächern erstiegen, Alles niedergemacht und ein geflüchteter Haufe Spanier, der feige und knieend um sein Leben bat, vor die Fronte geführt, ihnen die verübte gräßliche That an ihren Brüdern vorgehalten und sie lebend an denselben Bäumen aufgeknüpft, wo die Franzosen gehangen hatten. Ueber Alle, hoch auf einer Stange, hing Gurgues einen Zettel mit der Inschrift: — „Dies thue ich ihnen nicht als Spanier, noch als Soldaten und Seemänner; sondern weil sie Räuber gewesen, Verräther und Mörder!" — Nach Schleifung der ausgeplünderten Vesten ging der rächende Sieger am 3. Mai nach Rochelle wieder unter Segel. Dort und in Bordeaux ward er mit Jubel empfangen, zweideutig aber in Paris, wo eine Botschaft Philipps bereits seinen Kopf verlangt hatte, den, wäre bei der noch großen Macht der Hugenotten eine solche Maßregel nicht gar zu unpopulär gewesen, Karl und Katharina auszuliefern wohl kaum verweigert hätten. Der Held Gurgues wurde ungnädig auf seine Güter nach der Normandie gewiesen. Erst lange nachher gewann er wieder königliche Gunst und zeichnete sich im Dienst des Vaterlandes noch glänzend aus.

Also endeten der französischen Protestanten Versuche zur Kolonisation Florida's. Mit nachhaltig geleisteter Hülfe

hätte wohl Frankreich in der Ansiedelung Nordamerika's allen anderen Mächten den Rang abgelaufen. Aber Religionshaß, so Vieles zerstörend, mußte auch hier die ersten Keime verderben!

Wir kommen jetzt zur Geschichte der Kolonisation unter Englands Elisabeth. Ein scharfsinniger Beobachter unserer Zeit, ein Mann, der mit besonderer Theilnahme dem gewaltigen Voranschreiten der neuen Welt folgt, hat die Bemerkung gemacht, daß das gegenwärtige Zeitalter in mancher Beziehung auffallende Aehnlichkeit mit dem der Königin Elisabeth habe. In beiden Perioden, der jetzigen und damaligen, sehen wir eine gleich große Handelsthätigkeit, einen gleich großen Unternehmungsgeist, eine gleich allgemeine Noth der niederen Klassen, gleiche Verarmungsfurcht unter den mittleren Ständen der bürgerlichen Gesellschaft. Furcht vor Verarmung war wirklich damals nicht weniger als in unserem Zeitalter eins der stärksten Motive zur Auswanderung. — Doch bevor wir mit der Erzählung der großen Unternehmungen unter Elisabethens Regierung beginnen, müssen wir eines Ereignisses in der Geschichte gedenken, von dem man behauptet hat, es wiege mit seinen verderblichen Folgen alle Vortheile der Kolonisation auf, welche die Aera der großen Fürstin so berühmt gemacht hat; — wir meinen den Anfang des afrikanischen Sklavenhandels. Der erste Europäer, der diese schwere Schuld über sich und Europa brachte, war ein Engländer, Sir John Hawkins, ein tüchtiger Seemann, nachmals Admiral und Schatzmeister der britischen Flotten. Er setzte die aus der Bearbeitung des Landes durch afrikanische Sklaven entspringenden Vortheile öffentlich auseinander und errichtete eine, den Kauf der Neger in Afrika zum Zweck habende, Gesellschaft. Mit ihrer Hülfe ging im Jahr 1562 Hawkins nach Sierra Leona unter Segel und der scheußlichste Menschenhandel begann. Durch Vorspiegelungen aller Art und glänzende Schilderung eines Landes, dessen Fruchtbarkeit im Kontrast mit der Sterilität des afrikanischen Bodens und ihrer Armuth sey, gingen 300 Ne-

ger in die Falle und willigten in die Transportation nach Hispaniola. Zu diesen gesellte Hawkins die von einem feindlichen Stamm, welcher ihn, Nachts vor der Einschiffung, anfiel, gemachten Gefangenen. Auf dem Schiffe wurden jene freundlich, diese, als Kriegsbeute, hart behandelt. Aber die Spanier, denen Hawkins die Menschenladung nach ihrer Ankunft in Hispaniola sehr vortheilhaft verkaufte, kehrten sich wenig an den, ihnen zur Nachachtung empfohlenen Unterschied. Alle gekauften Afrikaner waren in ihren Augen gekaufte Sklaven und wurden als solche behandelt.

Während dieser abscheuliche Handel des Hawkins sich als eine einträgliche Goldgrube bewährte, scheiterten die Bemühungen Anderer, deren Ziel ein edleres, jedenfalls ein harmloseres, war. Fruchtlos endete die Reise Frobishers (1571—78), fruchtlos Franz Drake's (1578) Reise nach der nordwestlichen Küste und auf der östlichen des Davis (1585), Hudsons (1609), Baffins (1616) mühselige kühne Fahrten. Alle schlugen wenigstens in Bezug auf die unmittelbare Erfüllung ihres Gegenstandes, — Auffindung einer Durchfahrt nach Ostindien — fehl; doch gewann die Wissenschaft dabei und manche der Natur- und Völkerkunde nützliche Entdeckung wurde gemacht. —

In demselben Jahre (1578), in dem Frobishers Reise erfolglos endete, faßten Sir Walter Raleigh und sein gleich geistvoller Halbbruder Sir Humpfrey Gilbert den Plan zur Kolonisirung Nordamerika's wieder auf. Gilbert erhielt zu diesem Behuf ohne Schwierigkeit ein Patent von der Elisabeth. Da dies der erste von Englands Krone ertheilte Kolonialfreibrief ist, so verdient er einige nähere Aufmerksamkeit. In Gemäßheit desselben ward dem Gilbert die Befugniß ertheilt, auf allen unbekannten und fremden, noch von keinem christlichen Fürsten, oder Volke, besessenen Lande Besitz zu ergreifen; er gab ihm Eigenthumsrecht auf allem so eingenommenen Grund und Boden, ermächtigte ihn und seine Agenten und Bevollmächtigten, über

alle und jede Landestheile zu verfügen, Niederlassungen von Personen allerlei Glaubens und Volkes daselbst zu gründen, sie nach englischem Gesetz schicklich und zweckdienlich zu regieren, so daß alle dem Gilbert ertheilten Lande Englands Krone gegen Entrichtung des fünften Theils alles daselbst gefundenen Goldes und Silbers lehnspflichtig seyn sollten. Sodann ertheilt der Freibrief dem Gilbert vollkommene Gerichtsbarkeit in Civil- und Kriminalsachen, zu Land und zu Meer; das Recht der Bestrafung, Befehligung, Regierung und des Gnadenertheilens. Den dortigen Ansiedlern sichert er alle Privilegien freier Bürger, gleich wie den in England geborenen, zu, und verbietet schließlich allen Personen den Versuch einer Niederlassung innerhalb 200 Meilen eines jeglichen von Sir Gilbert, oder seinen Gefährten, während der Dauer von 6 Jahren in Besitz genommenen Ortes.

Mit diesen so großen Vollmachten bekleidet, rüstete sich (1578) Humphrey Gilbert zur Expedition. Es ging aber mit dieser, wie mit so mancher späteren. Die Gesellschaft war aus „freiwilligen Leuten verschiedener Sinnesart und Anlage" zusammengesetzt, die, wie es zur That und zur Ausführung kommen sollte, sich meist verliefen, so daß Gilbert sich genöthigt sah, mit wenigen erprobten Freunden das große Unternehmen zu wagen. Stürme und der Verlust eines Schiffes, wobei Gilbert „nicht sowohl den Verlust seines großen Theiles darauf eingeschifften Vermögens, als den eines muthigen Freundes, des Miles Morgan betrauert", — nöthigten ihn gar bald zur Rückkehr. Trotz dieser Unfälle blieb sein Entschluß unerschütterlich, und durch Walter Raleighs und anderer ausgezeichneter Personen Unterstützung konnte Gilbert nach ein paar Jahren eine zweite Expedition unternehmen.

Die Ueberfahrt dieser war glücklicher. Am 30. Juli 1583 entdeckte er, ungefähr um den 51. Grad nördlicher Breite, kables Felsenland. Er steuerte weiter südlich, und kam am 3. August zu St. Johns Hafen auf Neufundland an. Da traf er einige dreißig Schiffe von verschiedenen Nationen,

die ihm Anfangs den Eingang wehren wollten, jedoch auf die Versicherung, daß er nichts Feindliches im Schilde führe und Vollmacht von der Königin Elisabeth habe, ihn einlaufen ließen. Er ließ ein Zelt am Ufer aufschlagen, machte seinen Auftrag bekannt und nahm in Gegenwart sämmtlicher zur Ceremonie eingeladener Schiffsherren und Kaufleute förmlich vom Hafen St. John und dessen Gegend, 200 Meilen im Umkreise, Besitz, Namens der Krone England. Hierauf, als ermächtigter britischer Statthalter, erließ er sogleich folgende drei, den Geist der Zeit bezeichnende Gesetze. Das erste gebietet öffentliche Gottesverehrung nach dem Ritus der englischen Kirche; das zweite erklärt den Versuch jeglicher Beeinträchtigung des königlichen Rechtstitels für Hochverrath und sein drittes bestraft Diejenigen, welche sich unehrerbietige Worte über die königliche Jungfrau, seine Herrin, erlauben würden, mit Verlust der Ohren und ihrer Schiffe und Güter. Engländer, wie Fremde, leisteten ihm nun den Eid der Treue. Eine Säule mit Englands Wappenschild errichtete Gilbert als Denkmal dieses Akts. — Sodann theilte er gegen Auferlegung bestimmter Abgaben an ihn, seine Erben oder seine Bevollmächtigten, das Land aus, — wogegen die Belehnten dem Lehnsherrn die Aufrechthaltung seines Besitzrechtes gelobten. Diese förmliche Besitzergreifund Gilberts ist darum sehr merkwürdig, weil die Krone Englands auf dieselbe ihr oft angefochtenes, ausschließliches Recht auf Neufundland und die reiche Fischerei an seinen Bänken, noch jetzt stützt. —

Gilbert, in der Absicht, auch die südlichen Theile des Landes an sich zu bringen, bevor der Termin seines Patents abgelaufen war, beeilte sich, vor seiner Rückkehr nach England noch weitere Entdeckungen zu machen und steuerte desfalls mit seiner kleinen Flotte nach der Insel Sable über Kap Breton. Aber nach achttägiger Fahrt ward das Admiralschiff und noch ehe eine weitere Entdeckung erfolgte, auf Untiefen verschlagen; es scheiterte und nahe an 100 Personen kamen um's Leben. Unter ihnen war der gelehrte Ungar

Stephan Parmenius, der zur Aufzeichnung der Entdeckungen und Thaten der kühnen Unternehmer mitgegangen war. Zwei Tage nach diesem Unfall, das Mißliche der Schifffahrt an jenen gefahrvollen und unbekannten Küsten einsehend, und da auch Mundvorrath zu mangeln anfing, wurde die Rückkehr nach England beschlossen und der Schiffslauf geändert. Schon hatte das von Gilbert befehligte Fahrzeug die Hälfte des atlantischen Meeres durchschnitten, da (im September 1583) ging es im mitternächtlichen, furchtbaren Sturm mit Mann und Maus unter! —

Gilberts und seiner Gefährten Mißgeschick vermochte aber den Muth Raleighs nicht abzuschrecken. Von der Elisabeth, bei welcher er in hoher Gunst stand, erhielt er (23. März 1584) ein ähnliches Patent wie sein unglücklicher Halbbruder, und, rasch in Plan und Ausführung, rüstete er 2 kleine Schiffe unter Amadas' und Barlows Befehlen aus, weitere Erkundigung im neu entdeckten Lande einzuziehen (27. April). Sie näherten sich Amerika durch den Golf von Florida, berührten zuerst das Eiland Ocakoke, hierauf Roanoke, beides Inseln vor dem Albemarle- und dem Pamlico-Sund. Ueberall kamen sie mit den Eingeborenen zusammen, die aber friedlicher Natur, gastlich, arbeitsscheu, muthig, bewunderungssüchtig und stets bereit waren, Alles gegen lockende englische Waaren und Spielsachen umzutauschen. Nach einigen Wochen derartigen Verkehrs und einem Besuch des nahen Kontinents, kehrten Amadas und Barlow nach England zurück, und schilderten mit lebhaften Farben das Land ihrer Entdeckungen. Vielleicht mag einige Ueberschwenglichkeit in ihrer Beschreibung liegen; doch verliert sie dadurch nicht an Interesse. Wir geben sie hier wörtlich wieder: „Dies ist das üppigste und lieblichste, fruchtbarste und gesundeste Land der Welt; es gibt über 14 verschiedene wohlriechende Holzarten daselbst, und der größte Theil des Buschholzes ist Lorbeergesträuch und ähnliches; die Eichen sind die nämlichen wie bei uns, jedoch viel größer und besser. Nachdem die Wilden zu etlichen Malen bei

uns an Bord gewesen, fuhr ich selbst mit noch 7 Anderen 20 Meilen den Fluß aufwärts, der der Stadt Skicoak zu fließt, und den die Einwohner Occam nennen. Folgenden Abends kamen wir an eine Insel, Roanoke genannt, 7 Meilen vom Hafen entfernt, wo wir zu handeln gedachten. Am nördlichen Ende der Insel war ein Dorf von aus Cedern gebauten Häusern. Rings war es mit zugespitzten Pfählen gegen feindlichen Anfall befestigt, und der Eingang sehr sinnreich mit hinter einander stehenden Drehkreuzen (LIKE A TURNPIKE) verwahrt. Als wir uns nun dem Dorfe am Ufer näherten, kam das Weib Granganimo's, des Königs Bruders, zu unserem freundlichsten Empfang herbeigelaufen. Ihr Gatte war damals nicht im Dorfe. Sie befahl sogleich einigen Männern, unser Boot, damit es durch den starken Wellenschlag nicht leide, auf's Ufer zu ziehen. Andere beorderte sie, uns auf dem Rücken auf's Trockene zu tragen, und wieder Andere, unsere Ruder, daß sie nicht gestohlen würden, in ihr Haus zu bringen. Als wir in die äußere Stube gekommen waren — das Haus hatte deren fünfe — ließ sie uns bei einem großen Feuer niedersitzen, unsere Kleider ausziehen, waschen und zum Trockenen aufhängen. Sodann zogen uns einige Weiber die Strümpfe aus, andere wuschen unsere Füße mit warmem Wasser, und die Königin selbst trug emsige Sorge für bestmöglichste Anordnung und Bereitung der Speisen. Nachdem wir erwärmt und getrocknet waren, führte sie uns in die innere Stube, und trug auf einer an der Seitenwand befestigten Bank eine Mahlzeit auf, bestehend aus Weizenbrei, gesottenem und geröstetem Wildpret, gekochten und gerösteten Fischen, rohen und gekochten Melonen, allerlei Wurzeln und Früchten. Ihr Getränk ist gewöhnlich Wasser; nur so lange es Trauben gibt, trinken sie Wein, den sie aber aus Mangel an Fässern nicht aufzubewahren verstehen. Er wird aber mit Ingwer, schwarzem Zimmt, manchmal mit Sassafras und verschiedenen anderen heilsamen und medicinischen Kräutern und Hölzern abgekocht. Wir wurden mit wirklich rührender Zärtlichkeit ge=

pflegt und mit aller erdenklichen Gutmüthigkeit nach ihrer Weise unterhalten. Nie noch fanden wir ein Völkchen so äußerst sanft, liebenswürdig, treu und fern von aller Arglist und Verrätherei, kurz, es war so wie man sich die Menschen im goldenen Zeitalter denkt. Ihre ganzen Sorgen drehen sich darum, sich vor der Kälte des kurzen Winters zu schüz-zen und sich von den Gaben, welche der Boden spendet, zu nähren. Ihre Speisen sind gut gekocht, ihr Brod ist sehr schmackhaft und lieblich, ihre Gefäße von Thon sind groß, weiß und hübsch, ihre Schüsseln von wohlriechendem Holze. In diesem Speise- und zugleich Schlafzimmer stand auch ihr Götzenbild, von dem sie unglaubliche Dinge schwatzten. Während wir am Essen saßen, kamen 2 oder 3 Männer mit Pfeil und Bogen von der Jagd heim und auf das Haus zu. Wir sahen uns einander an und wollten nach unseren Waffen greifen; aber kaum hatte unsere liebe Wirthin unser Mißtrauen bemerkt, so war sie äußerst bewegt und auf der Stelle schickte sie einige ihrer Leute hinaus, ihnen Bogen und Pfeile zu nehmen und vor unseren Augen zu zerbrechen. Die armen Kerls mußten wieder zum Thor hinaus. Als es Abend wurde, wollten wir uns auf den Heimweg begeben. Traurig ließ sie es geschehen, und gab uns in unser Boot das für uns halbzugerichtete Abendessen, Töpfe und alles Geräthe mit. Sie brachte uns auch selbst zum Boote, worinnen wir die Nacht über schlafen wollten. Aus Vorsicht stießen wir es ein wenig vom Ufer ab. Als sie unser Mißtrauen bemerkte, war sie sehr betrübt und sandte einige Männer und 30 Weiber, welche die ganze Nacht am Ufer bei uns wachen mußten, auch schickte sie uns in's Boot 5 Matten zum Schutz vor Regen und gab uns viele gute Worte, um uns zu bewegen, in ihrem Hause zu bleiben. Da wir unserer aber nur sehr wenige waren, und, wenn uns was zugestoßen hätte, in großer Gefahr gewesen wären, so unterstanden wir es uns nicht, obwohl es keinem Zweifel unterlag, daß, so weit als wir bisher die Erfahrnng gemacht, es kein treueres und harmloseres Volk in der Welt gibt, als dieses".

Entzückt von der Aussicht auf den Besitz eines vor allen bisher besuchten sich so vortheilhaft auszeichnenden Gebietes, gab Elisabeth dem neu entdeckten Lande dem Namen: Virginia — das Jungfräuliche. — Raleighs unternehmender Geist aber erhielt dadurch neue Nahrung und sein Unternehmen selbst stieg so in der öffentlichen Meinung, daß er bald in den Stand gesetzt ward, 7 Schiffe unter Sir Richard Grenville's, eines muthigen Seemanns, Befehlen, mit Ralph Lane, als Gouverneur der Kolonie und unter Heriots, eines berühmten Mathematikers, auch anderer wissenschaftlich gebildeter Männer Begleitung, in Allem mit 180 Personen, abzusenden. Die Flottille ging 1585 am 9. April von Plymouth ab, näherte sich, den Weg über Westindien nehmend, nach glücklicher Fahrt der virginischen Küste und am 26. Juni ging sie vor der Insel Ocakoke vor Anker, vorher der Gefahr eines Schiffbruchs kaum entrinnend. Von hier aus machte Grenville Streifereien auf's Festland und entdeckte einige indianische Dörfer. Bei Hatteras ward er vom Fürsten Granganimo empfangen, untersuchte dann die Insel Roanoke und schiffte sich von da zur Rückkehr nach England ein, nachdem er auf jenem unbewohnten Eilande eine Kolonie von 107 Personen unter Lane's Befehl, als erste englische Niederlassung zurückgelassen hatte. Diesen Kolonisten wurde es leicht, während eines einjährigen Aufenthalts sich eine genaue Landeskenntniß zu verschaffen, wobei ihnen der gelehrte Heriot von großem Nutzen war; aber da, wie gewöhnlich, ihr Dichten und Trachten vorzugsweise sich auf Gold und Reichthümer richtete, da sie in Verfolgung dieses Phantoms alle fabelhaften Erzählungen von verborgenen Schätzen im Inneren des Landes begierig aufgriffen, so vernachlässigten sie die nächste Sorge um den eigenen Lebensunterhalt, verzehrten leichtsinnig die europäischen Vorräthe, sahen sich endlich in's äußerste Elend versetzt und im Begriff, sich im Lande völlig zu zerstreuen, als Franz Drake auf der Rückkehr mit seiner Flotte von einer glücklichen Expedition gegen die Spa-

nier in Westindien sich der Küste näherte (am 1. Juni 1586). Aber ein Sturm zertrümmerte grausam die meisten sie begleitenden Proviantschiffe, und so blieb nichts übrig als die von Strapazen und Hunger ausgemergelten Kolonisten in die Heimath zurück zu führen.

Einige Tage Verzug hätte dies unnöthig gemacht; denn kaum waren sie abgesegelt, so langte ein zur Verproviantirung abgesandtes Schiff Raleighs an, und 14 Tage später ging Sir Grenville selbst mit 3 Schiffen und Mundvorräthen bei Roanoke vor Anker. Vergebens sah dieser sich nach der gegründeten Kolonie um. Ungern den Besitz der Gegend aufgebend, postirte er auf Roanoke eine kleine Besatzung und segelte dann wieder heim. — Die unmittelbaren Resultate dieser Unternehmungen waren also ohne sonderliche Wichtigkeit; desto wichtiger waren es die mittelbaren. Zuerst lehrte Heriot diesen Theil des Landes, sein Klima, seine Produkte und Bewohner mit einem größeren Grade von Genauigkeit kennen, als die bisherigen oft kindischen und fabelhaften Erzählungen der Abenteurer. Aber noch etwas Anderes, das in der Folge nicht unwichtig in der Kulturgeschichte geworden ist, verdanken wir dem Lane und seinen Gefährten — nämlich den Tabak. Sie hatten beim Verkehr mit den Indianern Geschmack am Lieblingsvergnügen derselben, am Tabakrauchen gewonnen, dem die abergläubischen Wilden tausend Kräfte zuschrieben. Bald ward das neue Reizmittel in England Modesache und das Tabakrauchen gehörte zum Mann von Anstand und Ton. Als endlich gar berühmte Aerzte heilsame Eigenschaften an ihm priesen, so verbreitete sich sein Gebrauch blitzschnell unter dem Volke, und durch eine eben so seltsame als unerklärbare Nachahmungswuth bald über Europa und von da über die ganze Erde. —

Das Resultat der eben beschriebenen Versuche zur Ansiedelung Virginiens war gewiß entmuthigend; dennoch blieb Raleigh dem einmal sich vorgesetzten Ziele getreu und rüstete mit dem Beginn des Jahres 1587 eine neue Gesellschaft aus

die eine Stadt „Borough Raleigh" in Virginien bauen sollte. Die Regierung dieser Kolonie ward in die Hände John White's, als Statthalters, und eines legislativen Rathes von 12 Personen gegeben. Sie sollten sich an der Chesapeakbai ansiedeln und auch dort ein Fort errichten. Am 8. Mai gingen sie von Plymouth aus unter Segel und kamen am 16. Juli an der Küste Virginiens an. Auf Roanoke landend, durchstreifte White mit einigen Männern die Insel nach allen Richtungen, um die früheren Ansiedler aufzusuchen. Aber keine Spur außer den Gebeinen eines von den Wilden erschlagenen Menschen war zu sehen. Das früher errichtete Fort fand man geschleift, Unkraut und wilde Weinranken wucherten um und über den verlassenen, von Lane errichteten, Gebäuden, Wild weidete harmlos in der stillen Oede! Die Gesellschaft, aus 117 Personen bestehend, stieg nach White's Rückkehr an's Land, suchte die Gebäude wieder herzustellen und neue Hütten zu errichten. So begann die zweite Ansiedelung. Aber auch jetzt vernachlässigte man sorglos den freilich Arbeit erfordernden Anbau des Landes. Die mitgebrachten Lebensmittel nahmen schnell ab. Zu Ende des Augusts ging, auf dringende Bitten der Kolonisten, der Gouverneur nach England zurück, neue Vorräthe zu holen; aber unglücklicher Weise war das Mutterland aus Furcht vor der spanischen Armada in der größten Aufregung, so daß Richard Grenville, schon zur Abreise nach Virginien bereit, für den Dienst der Kriegsflotte zurückzubleiben Befehl erhielt. Doch gelang es Raleigh, den White mit zwei kleinen Fahrzeugen für die Kolonie später noch abzusenden. Aber neuer Unstern! Spanische Schiffe griffen sie an und nöthigten sie, stark beschädigt, zur Rückkehr. Erst 1590 erreichte eine neue Expedition Virginien; aber wie groß war ihr Entsetzen, als sie nichts fanden als zerstörte Häuser, noch mit Pallisaden umgeben, und in der Erde verfaulte Vorräthe, aber nirgends und nie eine Spur der wahrscheinlich auf das Elendeste um das Leben gekommenen Ansiedler. Grausen packte sie und schleunigst segelte die Expedition wieder heim.

Also endeten des hochherzigen Raleighs Anstrengungen und Mühen für die Kolonisation in der westlichen Hemisphäre! Sie kosteten ihm, ohne irgend einen Ersatz, innerhalb 4 Jahren 40,000 Pfund Sterling. Arm geworden und entmuthigt gab er nun sein Eigenthumsrecht auf jene Gegenden, die das Grab so vieler Abenteurer, aber auch so mancher Edeln geworden waren, für immer auf. Zwar ward Sir Thomas Smith bald nachher (1596) mit einem neuen Patent bekleidet. Dieser aber, sich einer Kaufmanns-Gesellschaft anschließend, begnügte sich, mit wenigen kleinen Schiffen einen Handel mit Virginien zu unterhalten und machte keinen Versuch zur Ansiedelung. So vergingen 20 Jahre. Die neue Welt blieb während dem ohne eine einzige englische Niederlassung.

Der Gedanke, Nordamerika mit Briten zu bevölkern, schien schon ganz aufgegeben, als Bartholomäus Gosnold, im letzten Regierungsjahr der Elisabeth, ihn wieder aufnahm. Mit einer kleinen Barke und 32 Personen ging er 1602 von Falmouth unter Segel, um in Virginien eine neue Pflanzung anzulegen. Seine Reise ist reich an Entdeckungen auf den Küsten, aber besonders merkwürdig dadurch, weil er der erste Engländer war, der in direktem Laufe, also nicht, wie bisher, über die kanarischen Inseln und Westindien, Amerika (nach siebenwöchentlicher Fahrt) erreichte. Er entdeckte das Kap Cod (Stockfischkap, wegen dort gefangener Fische so benannt), Point Care (Sorgenspitze, wegen vieler Untiefen), die Insel Dower-Cliff u. s. w. und warf eine Viertelmeile vom Ufer in einer weiten Bai, die er „Gosnolds Hope" (Gosnolds Hoffnung) nannte, Anker. Nördlich war Festland, südlich die von ihm benannte Elisabethen-Insel. Am westlichen Theil des Eilands begannen sie die Niederlassung mit Errichtung von Fort und Vorrathshaus. Während dies geschah, machte Gosnold Ausflüge in die Gegend, entdeckte zwei Flußmündungen — bei einer derselben steht jetzt die Stadt New-Bedford — und kehrte, nachdem er noch vortheilhaften Handel mit den Eingeborenen gepflogen hatte, in die Heimath zurück, wohin seine Begleiter ungestüm verlang-

ten. Glücklich erreichte er solche mit einem Fahrzeug, mit dem man jetzt kaum den Kanal zu durchschiffen wagt.

Trotz des Scheiterns dieses abermaligen Kolonisirungsversuchs fing man doch in England an auf die transatlantischen Entdeckungen, namentlich den nördlicheren Theil, wieder aufmerksamer zu werden. Hierzu trug nun nicht bloß die kürzere Fahrt, die Gosnold zuerst versucht hatte, sondern auch Jakobs Thronbesteigung in England bei; denn dieser war Kolonisations-Unternehmungen günstig. Ehrenvoller Friede war mit Spanien geschlossen, und der Nationalgeist, unter Kampf und Sieg ermuthigt und kräftig geworden, ergriff eifrig Alles, was zu Ruhm und Gewinn führen konnte. Projekte zur Kolonisation Amerika's wurden erneuert. Auf Richard Hakluyts', des Prebendarius von Westmünster, Veranlassung, eines Mannes von ausgezeichneten nautischen und Handels-Kenntnissen, des Rathgebers bei vielen Entdeckungsreisen und zugleich des Geschichtschreibers ihrer Fahrten und Thaten, bemannten die Kaufleute von Bristol zwei Fahrzeuge, des Gosnolds Entdeckungen zu verfolgen. Diese sowohl, als eine gleichzeitig von Lord Arundel und dem Grafen Nordhampton ausgerüstete Expedition, kehrte mit den befriedigendsten Nachrichten und Kunde neuentdeckter Landstriche zurück. Jetzt bildete sich eine zahlreiche Gesellschaft zu größerem Unternehmen. Sie legte dem Könige ihren Plan vor, um seine Bestätigung zu erhalten. Die ersten Männer der Nation gehörten ihr zu.

Jakob war Unternehmungen, die Ansiedelung und Handel zum Zweck hatten, geneigt; doch schien es ihm, bei nun besser erkannter ungeheurer Ausdehnung des amerikanischen Kontinents, allzu freigebig und unpolitisch, ein so weites Land einer einzigen Gesellschaft durch ein Patent zu überlassen. Aus diesem Grunde theilte er 1606, am 10. April, die Ostküste von Nordamerika, welche sich vom 34. bis 55. Grad der Breite erstreckt, *) in zwei Bezirke und nannte den

*) Das damalige Virginien war viel ausgedehnter, als der jetzt so benannte Staat. Es begriff fast die Hälfte der beiden

einen: die erste oder südliche Kolonie Virginiens, den anderen: die zweite oder nördliche Ansiedelung. Niederlassungs- und Eigenthums-Recht auf ersterem Gebiete ward der unter Sir Thomas Gate's, Georg Sommers' und Richard Hakluyts' vereinigten Gesellschaft zuerkannt. Es erstreckte sich zwischen dem 34. und 38. Grad längs der Küste hin, 100 Meilen in's Innere reichend. Der nördliche Distrikt, jedoch nur vom 41. Breitengrad an, ward an eine Gesellschaft, die aus Adeligen, Kapitalisten und Kaufleuten von Bristol, Plymouth (nachmals deswegen auch die Plymouth-Kolonie genannt) und anderen Theilen West-Englands bestand, mit ähnlichen Rechtstiteln zur Kolonisation verliehen. Die oberste Regierung sollte für diesen Distrikt in einem Rathe aus 13 Personen bestehen, der in England zu wohnen habe und vom Könige zu ernennen sey. Alle Gesetze und Ordonnanzen sollten von diesem ausgehen und nur die niedere Gerichtsbarkeit einem in Amerika wohnenden, gleichfalls vom Könige zu ernennenden Rathe überlassen seyn, der übrigens nach Instruktionen der Krone zu handeln habe. — Auf diese Weise beschränkte der Freibrief die Auswanderer in dem wichtigen Punkt der Selbstregierung hart; dagegen sicherte er ihnen und ihren Nachkommen alle die Rechte freier Staatsbürger (DENIZENS) in gleicher Ausdehnung zu, als sie die Bürger im Mutterlande genossen, und er gewährte jenen manche andere, die diese nicht besaßen; namentlich das ausgedehnteste Recht des Zusammentretens in Gemeinden, der eigenen

---

Carolina's und reichte bis Neuschottland und die Nord-Grenze von Maine hinauf. Daß England, statt dem Süden mehr Aufmerksamkeit zu schenken, statt sich bis nach Florida auszudehnen, den Besitz des kälteren Nordens vorzog, mag wohl seinen Grund theils in dem Wunsche, die Nähe spanischer Besitzung zu meiden und neuen Kriegen zu entgehen, theils in der immer noch in den Köpfen spukenden Idee einer nördlichen Durchfahrt nach Ostindien gelegen haben; weil man sich nämlich durch die spanischen Entdeckungen so ziemlich überzeugt hatte, daß eine südliche Durchfahrt nicht existire.

Verwaltung, der eigenen Besteuerung. Ferner bewilligte er für die Dauer von 7 Jahren zollfreie Ausfuhr aller Waaren nach den Kolonien, und diesen völlig freien Handel mit fremden Nationen. Endlich setzte der Freibrief fest, daß alle auf fremde Waaren gelegten Zölle für die Dauer von 21 Jahren ausschließlich zum Nutzen der Kolonien zu verwenden seyen; auch gab er ihnen Münz- und Prägrecht zu eigenem Bedarf, das Recht, feindlichen Anfällen mit eigener Macht und Waffen zu begegnen und Schiffe, die dort ohne ihre Erlaubniß Handel treiben würden, anzuhalten. „In diesem merkwürdigen Freibrief", sagt Robertson, „dessen Inhalte die amerikanischen Geschichtschreiber so wenig Aufmerksamkeit schenken, ist ein Artikel den Rechten der Kolonisten eben so ungünstig, wie viele andere dem Interesse des Mutterstaates. Dadurch, daß die gesetzgebende und die vollziehende Gewalt in die Hände eines von der Krone ernannten, von ihren Instruktionen allein abhängigen Rathes gelegt wurden, ward Jedermann, der sich in Amerika niederließ, des edelsten Rechts des freien Engländers beraubt. Durch die unbegrenzte Erlaubniß zum Handel mit Fremden verlor aber der Mutterstaat seinen ausschließlichen Verkehr mit den Kolonien, ein aus der Errichtung der Kolonien fast immer hauptsächlich bezweckter Vortheil. Freilich waren, bei der Neuheit der Kolonisation überhaupt und ohne den Leitfaden der Erfahrung zu haben, damals die Ideen über die beiden Theilen vortheilhafteste Art und Weise der Bildung neuer Niederlassung noch gar roh, unentwickelt und verwirrt. Niemand ahnte die künftige Größe und Wichtigkeit des Gemeinwesens, das man in's Daseyn zu rufen im Begriff war, Niemand konnte sie auch damals schon voraus sehen, und daß man im Plane für seine Regierung weder glücklich noch vorsichtig war, kann folglich nicht auffallen. Zudem waren die Engländer dieses Zeitalters, gewöhnt an den ausgedehntesten Gebrauch der Regierungsvorrechte ihrer Monarchen, noch nicht von so erleuchteten Gesinnungen belebt, als in späterer Zeit. Die politische Bildung des Volkes war noch in der Kindheit; die

Gefahr so mancher Bestimmung wurde zugelassen, weil man sie gar nicht erkannte. — —

Mit der Ertheilung jener Freibriefe aber beginnt die eigentliche Geschichte der englischen Kolonien in Nord-Amerika. Nord- und Süd-Virginien, seine beiden Hälften, nehmen als Staatenkeime im Kreis der Weltbegebenheiten ihre Stelle ein. Die Geschichte der erstgenannten Niederlassung, Nordvirginia, aber ist's, was uns zunächst beschäftigt.

Die Eigner des königlichen Freibriefs („die Proprietaire" genannt, welches Namens wir uns auch, zur Vermeidung von Verwechselungen, noch öfter bedienen werden) wollten keine Zeit zur Ausführung ihres Planes versäumen. Inzwischen begannen ihre Operationen nicht in einem, der Größe des Unternehmens würdigen Maßstabe; ihre ganze Flotte bestand aus 3 Schiffen mit 105 Auswanderern; ihre pekuniären Mittel waren, wiewohl einige Personen von Rang Theil nahmen, doch nur kärglich. Die Leitung des Geschwaders ward dem Christoph Newport, einem berühmten Seemann jener Zeit, anvertraut. Die Abfahrt fand am 20. December 1606 Statt. In einer versiegelten Büchse ruheten die königlichen Instruktionen und die Namen-Liste der zum Kolonialrathe bestellten Männer. Das Siegel sollte erst 24 Stunden nach der Landung der Expedition gelöst werden. Newport, der bei Roanoke anzulegen beabsichtigte, mußte, vom Sturme verschlagen, in die ungeheure Chesapeak-Bai flüchten. Er landete dort. Am folgenden Tage ward die Büchse mit den versiegelten Instruktionen eröffnet. Da fanden sich Bartholomäus Gosnold, John Smith, Edward Wingfield, Christoph Newport, John Radcliffe, John Martin und Georg Kendall zu Gliedern des Gouvernementsraths bestimmt, mit der Befugniß, einen Präsidenten zu wählen. Viele dieser Namen mißfielen; sie hatten nicht das Vertrauen der Gesellschaft. Indeß wurde die Anlage einer Stadt begonnen und zu Ehren des Monarchen ihr der Name: Jamestown gegeben. Den

Fluß Powhatan taufte man in den Jamesfluß um. Der Gouvernements=Rath wählte einen Präsidenten und bald darauf fing er, neidisch auf seine Verdienste, gegen den Kapitän Smith, sein geachtetstes Mitglied, einen Mann, der unbegrenztes Vertrauen der Ansiedler genoß, zu intrikiren an. Es ging so weit, daß man Smith aus dem Rathe entfernte. Aber aus diesem eigenmächtigen Akt entstand große Aufregung. Sie wurde so bedenklich, daß zwei Tage darauf die Wiederaufnahme Smiths in den Rath beschlossen wurde, um den Sturm zu beschwören.

Eine ungeheure, wiewohl üppige Wildniß, von einer Race Indianer bewohnt, welche alle die ihren Stämmen eigenen Tugenden und Laster besaß, umgab die Niederlassung. Der anfangs freundliche Verkehr mit ihnen ward, auf Antrieb des Rathspräsidenten, gewaltsam gestört. Feindseligkeiten begannen. Unheilbringend wirkte auch auf die Kolonisten die drückende Hitze des Sommers, die durchdringende Kälte des folgenden Winters. Es starben vom Mai bis September, theils durch die Waffen der Wilden, theils durch das Klima, 50 Personen, unter ihnen das Rathsmitglied Gosnold. Um das Unglück voll zu machen, brach Feuer aus; die Stadt, mit Schilf gedeckt, brannte bei Sturmwind gänzlich nieder. Die Flammen hatten alle Befestigungswerke, Waffen, Schiffsgeräthe, Betten, fast das gesammte bewegliche Privateigenthum, fast allen Mundvorrath verzehrt. Die Lage der jungen Kolonie war verzweifelt. Der Rath fühlte, daß nur eine geschickte Hand, ein hochherziger Mann aus dem unvermeidlichen Verderben retten und helfen könne! In dieser Noth appellirte er an des verfolgten Smith Talente. Die ihm angethane Unbill reuevoll abbittend, legte er die oberste Gewalt und das fernere Schicksal der Kolonie ganz in seine Hände. — Smith begann sein Werk mit Maßregeln der Sicherheit. Er ließ Tag und Nacht Verschanzungen aufwerfen, in denen man den feindlichen Anfällen der Indianer begegnen könnte. Sodann machte Smith häufige Streifzüge in's Land zur Bei=

schaffung von Lebensmitteln. Kühn, doch vorsichtig, drang er tief in die Wildniß. Ein kräftiger Körperbau, allen klimatischen Einflüssen trotzend, ein nicht zu beugender Muth und ein großer Scharfsinn waren diesem Manne eigenthümlich. Er wurde bald der Schrecken der Wilden. Einstmals erbeutete er ein Götzenbild, aus Häuten verfertigt und mit Moos ausgestopft; die Indianer mußten es gegen eine große Quantität Getreide auslösen. Viele indische Stämme gewann er mit Güte und Geschenken, andere mit Waffengewalt, und alle, jene wie die unterworfenen, verstanden sich zu einem Tribut von Lebensmitteln. Man hoffte sich so bis zur Ankunft englischer Schiffe im Frühjahr zu halten und Eintracht und Vertrauen auf die Zukunft kehrten unter die Kolonisten zurück. Da traf sie neues Unglück. Smith wurde bei Auskundschaftung der Quelle des Chikahominy-Flusses von einem Haufen Indianer überfallen. Nach tapferer Gegenwehr und nachdem alle seine Gefährten bis auf den letzten Mann gefallen waren, flüchtete er, sich zu retten, in den Schilf eines nahen Sumpfes. Aber unglücklicher Weise versank er bis an den Hals, ward herausgezogen und also gefangen. Im Triumph führten ihn die Indianer durch mehrere Städte nach Werowocomoco, der Residenz ihres Königs. Vor denselben gebracht hielt man lange Rath über ihn. Am Ende siegte der Vorschlag, ihn zu tödten. Zwei große Steine wurden vor dem König aufgerichtet, der Gefangene herbeigeführt und sein Kopf auf einen der Steine gelegt. Nach einer Pause tiefen Schweigens erhob sich ein Todtengesang. Der Fürst ergriff eine mächtige Keule, die mit einem Schlag Smiths Leben ein Ende machen sollte. Schon schwang er sie hoch, da stürzte Pocahontas, des Königs Tochter und Liebling, auf den Vater zu, und umklammerte seine Füße. Laut fleht sie um des Fremdlings Leben. Als aber ihre Bitten an dem wilden Herrscher abprallten, faßt sie Smiths Kopf in ihre Arme und legt ihren eigenen Kopf heldenmüthig auf den Stein, erklärend, daß auf ihn der erste Streich fallen müsse. Des

Vaters Herz war erweicht und Powhatan schenkte Smiths Leben seinem Lieblinge! — Der König wollte anfangs den Gefangenen bei sich behalten und ihm die Verfertigung von allerlei Geräthen und Schmucksachen zu eigenem Gebrauch auftragen. Aus unbekannter Ursache änderte er jedoch urplötzlich diesen Plan. Er gab Befehl, ihn unter Begleitung einer Wache von Zwölfen seines Gefolges nach Jamestown zu führen und unter der Bedingung, ihm 2 Feldschlangen und einen Mühlstein als Lösegeld zu geben, seine Freilassung anzubieten. Die Feldstücke fortzuschaffen, machte jedoch den Wilden so viel Beschwerde, daß sie sie im Stiche lassen mußten und der kluge Smith versöhnte nachmals durch einen Besuch und andere Geschenke den wilden Monarchen.

So kam Smith nach einer Abwesenheit von 7 Wochen und noch zu rechter Zeit in die Kolonie zurück, um sie vom gänzlichen Verderben zu retten. Die Gefährten, bis auf 38 zusammengeschmolzen, unter sich in Hader und müde, ferner in einer über Alles entmuthigenden Lage zu bleiben, rüsteten sich schon zur Abfahrt nach England. Kaum gelang es Smith, durch Vorstellung, Ueberredung und selbst Gewalt sie von diesem Vorhaben abzubringen. Die edle, großmüthige Pocahontas versorgte unterdessen die Kolonie mit Lebensmitteln, bis ein damit beladenes Schiff und mit 100 neuen Ansiedlern aus England ankam. Nun konnte sich die Kolonie den Winter und das Frühjahr hindurch erhalten. Im Sommer untersuchte Smith in offener Barke mit 14 Personen und wenigem Mundvorrath die Chesapeak-Bai auf das Genaueste, Eilande, Flüsse und Durchfahrt entdeckend, hier mit Indianern Verkehr treibend, dort mit anderen siegreich kämpfend. Die Susquehannah-Indianer schickten ihm eine Gesandtschaft mit Geschenken entgegen. Diese halbgesitteten Wilden hatten damals schon eiserne und kupferne Geräthe, welche nach ihrer eigenen Aussage von den Franzosen aus Canada herrührten. Eine Frucht von Smiths Reise, eine Strecke von fast 3000 englischen Meilen begreifend, war auch noch seine für damalige Zeit bewunderswürdige

Karte der Chesapeak=Bai und eine gründliche Beschreibung des untersuchten Landes und seiner Bewohner. Er schickte sie an den Rath nach England; und die Karte war mit so großer Genauigkeit abgefaßt, daß sie länger als ein Jahrhundert zur Grundlage aller nachfolgenden diente.

Smiths Geistesüberlegenheit und große Verdienste um die Kolonie fanden endlich auch in England verdiente Anerkennung; gern bestätigte man ihn als Präsidenten des Regierungsraths. Unter ihm gedieh die Niederlassung, so weit es ihre Elemente zuließen; seine weise Verwaltung und geistige Kraft flößten den Ansiedlern immer mehr Vertrauen ein, und die kriegerischen Uebungen, wozu er alle Waffenfähige verpflichtete, den Indianern Furcht und Erstaunen. In der That war das bloße Bestehen der Kolonie — betrachtet man ihre Zusammensetzung — ein Wunder! Es waren „verarmte Edelleute, Bettelritter, Abenteurer, Bankrottirer, arbeitsscheue Dienstboten, Vagabunden, mit aller Welt Unzufriedene und dergleichen Schlags mehr, zehnmal fähiger, ein Gemeinwesen zu verderben als eins zu gründen oder aufrecht zu halten". Daher kam es denn, daß diese Menschen, angefüllt mit übertriebenen Hoffnungen auf schnelle Erlangung von Reichthum in der neuen Welt, das Nöthigste vergaßen, nämlich zuerst ihren Lebensunterhalt aus dem so fruchtbaren Boden zu ziehen und im Schweiße des Angesichts zu arbeiten.*) Kaum daß in Allem 30

*) Derselbe Kapitän Newport, welcher mit dem ersten Proviantschiff von England kam, brachte den unsinnigen Befehl aus England mit, nicht eher zurückzukehren, als bis er entweder die Südsee, oder Glieder der alten Kolonie von Roanoke, oder gediegenes Gold aufgefunden habe! Während nun Smith auf seiner Entdeckungsreise begriffen war, erwachte unter den Kolonisten der von Newport genährte Golddurst, und als man ein paar glimmernde Steinchen in einem Bache fand, ließen die Kolonisten alle andere Arbeit ruhen, gruben wie rasend nach Goldminen, und verzehrten mittlerweile die mitgebrachten Vorräthe. Erst Smith setzte ihnen die Köpfe wieder zurecht, und überzeugte sie von der Narrheit ihres Beginnens.

Acker Landes bis jetzt gerodet waren! Unzuverlässigkeit und Mißtrauen von Seiten der Indianer, Hauptzüge ihres Charakters, bestürmten den Präsidenten mit steten Sorgen. Selbst Powhatan, trotz der so freundschaftlich geknüpften Bande, aufgehetzt von einigen aus Jamestown entwichenen Holländern, verschwor sich insgeheim gegen die Kolonisten, und die Feindseligkeiten waren zum Ausbruch reif, als sie theils durch die unerschütterlich-treue Pocahontas, theils von Smith selbst entdeckt, noch glücklich und ehrenvoll für die Kolonie beigelegt wurden. Doch floß, wiewohl nur vertheidigungsweise, Blut von beiden Seiten. Aber Smith sollte das rühmlich begonnene Werk nicht vollenden. Seine Verwaltung mißfiel der englischen Kompagnie aus den nämlichen Gründen, aus denen sie den Ansiedlern nützlich geworden war. Die Patentträger fanden sich in den Hoffnungen auf Entdeckung von Goldminen und einen kürzeren Seeweg nach Ostindien getäuscht, und die Ansiedler selbst, wenn auch thätig und arbeitsam, und zu einem Verein glücklicher Menschen geworden, boten doch wenig Aussicht auf die Wiedererstattung schwerer, für sie verwendeter Kosten. Die Kompagnie löste sich faktisch auf.

Dies benutzte die Kompagnie von Süd-Virginien, ging König Jakob um einen neuen Freibrief an und erhielt ihn am 23. Mai mit weit ausgedehnteren Privilegien. Durch diese Maßregel wuchs die Zahl der Proprietaire, und reiche und achtbare Leute aus dem Bürgerstande, ja selbst Pairs des Reichs nahmen daran Theil. Der Rath der Kompagnie stellte den Lord Delaware als Statthalter von Virginien an, den Sir Thomas Gates als Lieutenant, Georg Sommers als Admiral, Christoph Newport als Viceadmiral, und rüstete 7 Schiffe und 2 kleine Fahrzeuge mit 500 Auswanderern an Bord aus. Lord Delaware blieb zurück, von England aus den Rath zu präsidiren und die Kolonie besser mit Verstärkungen versorgen zu können. Das Schiff, das die 3 übrigen Beamten führte, wurde durch heftigen Sturm von der übrigen Flotte getrennt und scheiterte an den Ber=

mudas-Inseln; glücklich aber ward die aus 150 Personen bestehende Mannschaft gerettet. Eins der kleinen Fahrzeuge ging im Sturm unter und übel zugerichtet kamen die anderen, in der Mitte Augusts, am Jamesfluß an. Dort hatte man sie so wenig erwartet, daß man sie anfangs für Feinde hielt. Doch diese grundlose Furcht sollte bald wirklichen Uebeln Platz machen. Ein großer Theil des neuen Zuwachses von Auswanderern bestand aus „im hohen Grade verworfenen und zügellosen jungen Leuten, Gentlemens ohne Vermögen, zu stolz zum Betteln, zu faul zur Arbeit, Individuen, im Müßiggang und Lüderlichkeit großgewachsen, zu verrufen, um mit Anstand zu Hause in's Staatsbrod gebracht werden zu können" — alle nur den Keim des Todes für eine Kolonie, keinen Segen für ihr Gedeihen mitbringend. Darum trat bald Anarchie in der Gesellschaft ein, wo bisher Eintracht herrschte, und von Seiten der befreundeten Indianerstämme, welche Zeugen waren von Zerwürfnissen und Gährungen unter den Kolonisten, und die durch deren Ungerechtigkeiten erbittert wurden, erst Mißachtung, zuletzt Feindschaft.

Abermals rettete Pocahontas, Virginiens schützender Genius, die Kolonie vom Verderben; denn ihr Vater hatte den Plan gefaßt, alle Engländer mit einem Male zu vernichten. In finsterer, stürmischer Nacht kam sie, das kaum 13jährige Mädchen, mit Gefahr ihres Lebens nach Jamestown und entdeckte dem Präsidenten des Vaters Vorhaben. Diese noch zur rechten Zeit gegebene Nachricht machte, daß die Kolonisten auf ihrer Hut waren, und ein zufälliger Umstand trug dazu bei, das Unglück ganz abzuwenden. Ein Indianer nämlich, durch die Wirkung eines Kohlenfeuers in eingeschlossenem Stubenraum scheintodt, ward vom Präsidenten, durch Anwendung von Essig und Branntwein, wieder belebt. Dies — ihrer Meinung nach — unerhörte Mirakel machte auf die Wilden solchen Eindruck, und brachte ihnen eine solche Idee von englischer Kunst und Macht bei, daß Powhatan Friedensgeschenke sandte und so lange

Smith die Kolonie lenkte, diese nicht weiter beunruhigt wurde. Leider hatte Virginien Smiths Verlust nur zu bald zu betrauern! Bei einer durch Unvorsichtigkeit entstandenen Pulverexplosion trug Smith eine so schwere Verletzung davon, daß er, wegen Mangels hinreichender chirurgischer Hülfe, völlig zum Krüppel ward, den Befehl niederlegen und sich nach England schaffen lassen mußte.

„Man kann leicht denken", sagt Graham (in seiner Geschichte von der Entstehung und dem Fortschreiten der Vereinigten Staaten bis zur Revolution von 1688), „daß Smith einen Menschenverein mit Wehmuth verließ, dessen Führer er in so furchtbaren Schwierigkeiten gewesen; Schwierigkeiten, so groß wie sie je die Kindheit Roms und Karthago's gehabt hat. Virginien selbst war die Denksäule seiner Tugend und seiner Weisheit. Unser Schmerz über sein Schicksal findet nur durch den Gedanken Linderung, daß ein längerer Aufenthalt in der Kolonie ihm wahrscheinlich die tiefsten Kränkungen bereitet, und vielleicht die Welt des Schatzes beraubt haben würde, den sie in seinen Werken besitzt, welche die sicherste und reichste Fundgrube für die Frühgeschichte Nordamerika's und den ehemaligen Zustand dieses Landes bleiben". —

Mit Smiths Abreise (1610) ging ein düsterer Stern über die Kolonie auf. Die Indianer, fortwährend gereizt, und auf blutige Rache sinnend, fühlten wohl, daß mit Smith die Seele des Ganzen entflohen, daß an Kraft und Genie Niemand da sey, der ihm gleich käme. Sie ergriffen die Waffen und erschlugen die Engländer, wo sie sie trafen. So ward Kapitän Radcliff, als er sich mit einem kleinen Schiffe und 30 Mann zum Handel hinaus wagte und sich Powhatan anvertraute, mit allen Leuten, bis auf einen, treulos ermordet. Diesen, einen Knaben, vermochte Pocahontas zu retten. Unklug wurde auch mit den Lebensmitteln gewirthschaftet und es entstand so schreckliche Hungersnoth und so großes Elend, daß endlich Leichname erschlagener Indianer und der eigenen Gefährten den Kolonisten

das schauderhafte Mittel wurden, das Leben zu fristen. In dieser furchtbaren Zeit, die eine Reihe von Jahren im Gedächtniß der Kolonisten unter dem Namen der „Hungerstodzeit" fortlebte, hielt der Tod reiche Ernte. Von nahe an 500 Personen, die bei Smiths Abgang in der Kolonie waren, blieben nach Verlauf von 6 Monaten nur noch 60 übrig! In so entsetzlicher Lage erschienen unerwartet Gates und Somers mit ihrer Gesellschaft (am 23. Mai) als Retter. Sie kamen mit 2 neuerbauten Fahrzeugen von den Bermudasinseln herüber, wo sie, wie schon erwähnt, vor 10 Monaten Schiffbruch gelitten hatten. Aber sie brachten nur wenige Lebensmittel und die Noth drohte durch den Zuwachs von neuen Gefährten bald gleich groß zu werden. Da, nach gemeinsamer Berathung, beschloß man, die Kolonie aufzugeben und vorläufig nach Neufundland, und von da weiter in die Heimath mit englischen Schiffen zu segeln. Schon fuhr die ganze Gesellschaft (am 7. Juni) auf 4 kleinen Fahrzeugen den Fluß hinab, als man des großen Bootes von Lord Delaware ansichtig wurde, der mit 3 Schiffen, 150 Mann und reichen Mundvorräthen in die Flußmündung einsegelte. Die Ansiedler machten Halt, ließen sich bestimmen, wieder an's Land zu gehen, und die Niederlassung wurde neu gegründet.

Nach feierlicher Bekanntmachung seiner Vollmachten, welche ihm der Kolonie Befehl übertrug, setzte Delaware einen Rath von 6 Personen als Regierungsbeistand ein. Die ursprünglich aristokratische Regierungsform ging in eine fast ganz monarchische über; dem Volke wurde die Kontrole über die öffentlichen Angelegenheiten entzogen. Uebrigens war Lord Delaware einer der edelsten und zur Leitung der Angelegenheiten fähigsten Männer. Friede und Zufriedenheit kehrten unter seiner Führung unter die Kolonisten zurück; die Hauptursachen ihres Unglücks: Tumult, Anarchie und Faulheit verschwanden. Zwei neue Besten, Fort Henry und Charles, wurden erbaut und dadurch Sicherheit vor den Angriffen der Wilden gewonnen.

Auch suchte er neue Quellen zur Erlangung von Lebensmitteln auf. Hörend von der Fruchtbarkeit der Bermudas entsendete er 2 Schiffe unter Somers und Argal dorthin, Proviant zu holen. Leider trennten sie widrige Winde und Argals Schiff ward an das Kap Cod verschlagen. Es mußte nach einem vergeblichen Versuche, Sagadahock, seinen Instruktionen gemäß, zu erreichen, nach Virginien zurückkehren. Doch bei einer neuen Expedition fand er Henry Spelman, jenen jungen Engländer, den Pocahontas das Leben gerettet hatte, auf, und erreichte mit dessen Hülfe seinen Zweck vollkommen. Er brachte einen reichen Kornvorrath zurück. Somers kam nach langer, widriger Fahrt zwar zu den Bermudas, starb aber, erschöpft von Mühseligkeiten, die sein alter schwacher Körper nicht ertragen konnte. Er hinterließ Kommando und Ausführung seines Auftrags seinem Neffen, Matthäus Somers; dieser vergaß jedoch des Oheims Gebot, nach Virginien mit den Lebensmitteln zurückzukehren, und segelte nach England, wo es ihm leicht genug wurde, sich zu vertheidigen. Auch Lord Delaware begab sich, seiner wankenden Gesundheit wegen, nach kurzer Verwaltung wieder in's Vaterland. Es dauerte lange, ehe der neue Gouverneur, Sir Thomas Dale, mit 300 neuen Auswanderern und reichen Vorräthen ankam. Er fand die Kolonisten in einem anarchischen Zustande. Sie lebten von den Vorräthen in den Tag hinein, dachten nur auf Zeitvertreib, aber nicht an die Arbeit. — Dale brachte mit kräftigem Geist Ordnung in den wirren Haushalt, zwang die Kolonisten zur nützlichen Thätigkeit und dehnte die Niederlassung den Jamesfluß weiter hinauf aus. Dort erbaute er eine mit Pallisaden befestigte zweite Stadt, Henrico, dem Prinzen Heinrich zu Ehren so genannt. Fünf Meilen von diesem Orte, stromaufwarts, lag ein großes Dorf der Appamatuk-Indianer, die sich feindlich gezeigt hatten. Dies nahm er mit Gewalt ein, besetzte es und gab ihm den Namen New-Bermudas.

Im nächsten Jahre (1612) erhielten die Proprietaire auf ihr Bitten vom Könige einen neuen erweiterten Freibrief, der ihnen die Inseln innerhalb einer Entfernung von 300 Meilen von der Küste (also auch die Bermudas) als Lehn zusprach, die Periode ihrer Zollfreiheit für Ausfuhrartikel verlängerte und ihnen gestattete, durch eine Art Lotterie im ganzen Reiche eine Kollekte zu veranstalten. Die Bermudas wurden von der Kompagnie an 120 ihrer eigenen Mitglieder verkauft, die sie, zu Ehren von Sir Georg Somers, die Somersinseln nannten und eine Kolonie von 60 Personen unter Richard Moor als Gouverneur hinübersandten. Um dieselbe Zeit, im August, nahm die Kompagnie auch Besitz von einigen anderen kleinen, von Gates und Somers entdeckten Eilanden, schickte Verstärkung nach Jamestown und bestritt die Kosten dazu mit dem Ertrage jener Lotteriekollekte, der sich nahe an 30,000 Pf. belief. Gegen diese sich so einträglich erweisende Finanzspekulation erhob sich indeß das Parlament, den nachtheiligen Einfluß jenes Spiels auf die Sitten des Volkes bemerkend, und der König ward zur Aufhebung der der Kompagnie ertheilten Ermächtigung gezwungen. Ein anderes Ereigniß, für das Gedeihen und den Frieden der Kolonie sehr wichtig, war die Verheirathung der in der Jugendgeschichte Virginiens so berühmt gewordenen Pocahontas an einen Kolonisten*). Es hatte (1613) ein Schutz- und Trutzbündniß mit Powhatan zur Folge, dem das mit dem mächtigen Stamm der Chickahominy-In-

*) Smith hat uns in seiner Geschichte Virginiens durch einen Brief an die Gemahlin Jakobs I. eine Schilderung vom überaus edlen und liebenswürdigen Charakter dieser Wilden aufbewahrt. Sie spielt in der Frühgeschichte der nordamerikanischen Niederlassungen eine zu wichtige Rolle, als daß nicht eine nähere Erwähnung ihrer persönlichen Schicksale hier passend erscheinen möchte. Im Indianerkriege, der nach Smiths Rückkehr neu ausbrach, fiel Pocahontas durch Verrätherei in die Hände der Engländer und mehrere Jahre hielten diese Undankbaren sie in Jamestown gefangen. Rolfe, ein junger Brite von Stand und

dianer folgte. Diese, ein muthiges, tapferes Volk, gaben freiwillig ihren Namen für die Benennung „Tassantesses" oder Engländer auf und gelobten dem Könige Jakob, als ihrem Lehnsherrn, feierlich Gehorsam und jährlichen Tribut.

Im Jahr 1615 trat eine andere wichtige Veränderung in der Kolonialverfassung ein. Bisher gab es kein Privatgrundeigenthum. Die gerodeten Felder wurden gemeinschaftlich bewirthschaftet. Die Ernten an Getreide und Obst kamen in gemeinsame Vorrathshäuser, aus welchen wöchentlich an jede Familie, nach der Zahl ihrer Mitglieder und nach deren Bedürfnissen, das Nothwendige ausgetheilt wurde. Diese Einrichtung paßte wohl für das erste Kindesalter der Kolonie, bei vorgeschrittenem Wachsthum derselben aber war es ihr nicht mehr angemessen. Sie unterdrückte das Vorwärtsstreben des Einzelnen in Kunst- und Gewerbfleiß, die Lust

---

edler, hochherziger Gesinnung, lernte sie hier kennen und bald verknüpfte das Band inniger Liebe die gleichgesinnten Seelen. Schwer aber war der Monarch der Wildniß für eine Verbindung seines Kindes mit einem Weißen, in dem er einen Todfeind haßte, zu gewinnen. Endlich aber besiegte Vaterliebe den Stolz, und die Vermählung — zugleich das Friedensfest — ward mit großer Pracht gefeiert. Nach sorgfältiger Belehrung im Christenthum ward sie getauft und dann ging sie mit ihrem Gemahl nach England, wo sie gleich einer Prinzessin mit großer Aufmerksamkeit empfangen wurde. Aber nach mehrjährigem Aufenthalt wuchs die Sehnsucht zur Heimath so, daß sie krank wurde, und ihr Gemahl sich entschloß, mit ihr nach Virginien zurück zu kehren. Doch schon in Gravesand an der Mündung der Themse, ereilte sie der Tod. Smith sagt: „Es gefiel Gott, sie in Gnaden zu sich zu nehmen und ihr unerwarteter Tod erregte bei den Anwesenden nicht sowohl Trauer und Leid, als Freude — Zeugen zu seyn, wie sie ein so gottseliges Ende nahm". — Noch heut zu Tage wird in Virginien das Andenken der Pocahontas gesegnet und mehrere Familien zählen Powhatan und Pocahontas zu ihren Ahnen; die Geschichte aber rechnet ihr das ewige Verdienst zu, daß ohne ihre Großmuth und edle Fürsorge der erste schwache Keim der mächtigen Union nicht hätte erhalten werden und gedeihen können.

am Besitze und am Bebauen des Bodens, und eröffnete dem Faulen dafür stets die Aussicht auf Unterhalt ohne selbsteigene Mühe. Zur Abhülfe so großen Uebels theilte der Statthalter Dale einen beträchtlichen Theil des Landes in einzelne Grundstücke von mäßigem Umfange und übergab durch's Loos jedem erwachsenen Individuum eins derselben zum vollen Eigenthum. Diese wichtige Maßregel brachte eine völlige dem Ganzen sehr heilsame Revolution in dem gesellschaftlichen Verhältniß der Kolonisten unter sich hervor, aber auch eine von bedenklichen Folgen in der Bodenkultur. Die Industrie der Kolonisten warf sich ausschließlich auf das, was am schnellsten und leichtesten reich machen konnte. Die Kultur des Tabaks bot dazu das sicherste Mittel. Weizen- und Kornfelder verschwanden auf dem freien Grundeigenthum der Ansiedler im Nu, und machten Tabaksplantagen Raum.

So weit ging der Eifer in diesem einträglichen Anbau, daß man selbst die Straßen von Jamestown mit Tabak bepflanzte. Nur Geldgewinn im Auge, verachteten die Pflanzer jegliche Vermahnung, und es mußte am Ende, da bald Mangel an Lebensmitteln eintrat, diese Richtung ihrer Thätigkeit mit gesetzlichen Schranken umzogen werden. In der Heimath gingen indeß König und Parlament vergeblich gegen das „neue Kraut des Teufels" zu Felde. König Jakob ergriff eigenhändig die Feder und goß in einem Werke, betitelt „Counterblast to tabacco" (Orkan gegen den Tabak) die volle Schale seines königlichen Zorns über dies „garstige und ekelhafte Satanskraut" aus. Eine Akte des Parlaments verfügte schwere Einschränkungen des Handels mit jenem „höllischen Gifte, das auf allgemeines und neues Verderben des menschlichen Geistes und Körpers abziele". — Aber das Tabaksrauchen gedieh gleich anderen verpönten Dingen darum nicht weniger und triumphirte am Ende über alle seine Feinde. Der zunehmende Verbrauch hielt die hohen Preise aufrecht und den virginischen Pflanzern erwuchs großer Gewinn. Auffallend schnell verbreiteten sich Wohlstand

und Reichthum unter den Kolonisten; doch während der Einzelne sich wohl befand, befanden Regiment und Verwaltung sich übel. Nach Dale kam auf kurze Zeit die Präsidentschaft an Yeardley, von diesem (1618) an einen Kapitän Argal. Dieser war ein Mann strengen und finsteren Charakters, der seine vielleicht gutgemeinten, aber oft unklugen Maßregeln mit diktatorischer Raschheit durchzuführen gedachte. Das erregte den Geist des Widerstandes unter den Pflanzern und gab zu so vielen Klagen und Beschwerden derselben bei der londoner Kompagnie Anlaß, daß sich Lord Delaware, der Kolonie theilnehmendster Freund, zu einer nochmaligen Ueberfahrt nach Virginien und eigener Untersuchung der dortigen Mißhelligkeiten entschloß. Er nahm 200 Neuansiedler und reichen Lebensmittelvorrath mit, erreichte jedoch nicht das Land seiner Wünsche und Hoffnung und starb auf der Reise in der Nähe der Bai, die seinen Namen führt. Sein Schiff und nach ihm ein anderes mit 40 Ansiedlern landeten glücklich. Aber Argals usurpatorische Strenge nahm nach dem Tode Delaware's nur zu. Um die Widerspenstigkeit um jeden Preis niederzuschlagen, machte er das grausame Martialgesetz, das er früher schon zu Zeiten des Tumults auf kurze Zeit verkündigt hatte, zum gemeinen Landesgesetz. So hielt er die schrecklichste Waffe der Gewalt in seiner Faust. Damit ausgerüstet erließ er Edikte von ungereimter Strenge. Eine Verordnung „über den Besuch der Kirchen an Sonn- und Feiertagen" sollte das Frommseyn von allen Ansiedlern erzwingen bei Strafe der Einkerkerung im ersten Unterlassungsfalle und im zweiten bei Strafe von für eine festgesetzte Zeit zu verrichtender Knechtarbeit. Solche Edikte schreckten kaum; aber sie erbitterten. Klagen über Argals Tyrannei erschollen über's Meer durch ganz England! Die Kompagnie sah sich genöthigt, nachdem der König den gutmüthigen, aber schwachen Vorfahrer des Argal, Yeardley in den Ritterstand erhoben, das Gouvernement wieder in dessen Hände zu legen. So verlangten's die Ansiedler.

Yeardley kam im April 1619 an und begann seine Verwaltung in einem wahrhaft freisinnigen Geiste durch die Zusammenberufung einer Kolonialversammlung. Durch sie legte er den ersten Keim zur — Republik! Am 19. Juni 1619 trat jene gesetzgebende Behörde, die erste, die jemals sich in der neuen Welt versammelt hatte, der Ahnherr aller nachfolgenden Repräsentativregierungen, in Jamestown zusammen. Die Volkszahl war schon so angewachsen, die Niederlassungen so zahlreich, daß in diesem ersten amerikanischen Konvente 11 verschiedene Bürgerschaften repräsentirt erschienen, um das köstlichste Recht freier Männer, die gesetzgebende Gewalt zu üben. In einem und demselben Hause saßen sie mit dem Statthalter und Rath zusammen. Die gefaßten Beschlüsse bezielten die heilsamsten und freisinnigsten Reformen. Sie gingen nach England zur Bestätigung an die Kompagnie, die sie nicht mehr zu verweigern wagte. Vielmehr wurde durch eine Proklamation derselben das Gesetzgebungsrecht der Kolonialstände förmlich bestätigt und letzterer Zusammentritt geregelt. Die Kompagnie behielt sich nichts vor, als die Ernennung eines Staatsraths (Ministeriums) als Beistand des Statthalters, oder der exekutiven Macht, und das Verweigerungsrecht, oder das Veto.

Auch für Schul- und Erziehungswesen geschahen jetzt heilsame Einrichtungen. Schon früher hatte Jakob die Bischöfe seines Reichs aufgefordert, Kollekten zur Errichtung einer Anstalt für Erziehung indianischer Kinder in Virginien zu sammeln. Das war auch geschehen; ihr Ertrag, an 1500 Pfund Sterling, lag für diesen wohlthätigen Zweck bereit. Das Städtchen Henrico wurde als Sitz der Anstalt auserkoren. Solche menschenfreundliche Absicht des Königs erregte Nacheiferung bei der Kompagnie. Sie faßte den Beschluß, 10,000 Acres zur Gründung einer hohen Schule in Henrico zu bestimmen, und die zahlreichen Beiträge aus dem Mutterlande und von den Kolonisten förderten beide wohlthätige Anstalten zur Ausführung. Auf solchen großmüthi-

gen Motiven und solchem dem edleren Triebe nach Gesittung und Bildung entsprungenen Streben ruht der Blick des Menschenfreundes um so wohlgefälliger, je seltener ihm solches in der Frühgeschichte der europäischen Niederlassungen in Amerika begegnet. Aber leider geschah damals auch Manches, was mit jenem Streben sich nicht vereinbarte. Die Kompagnie ließ sich von Jakob, dessen Absicht gut seyn mochte, bewegen, 100 verworfene Verbrecher, die wegen allerlei Unthaten in den britischen Kerkern büßten, nach Virginien zu versetzen. Sie sollten dort ein neues, besseres Leben zu beginnen Gelegenheit haben, welches ihnen freilich in der Heimath nie werden konnte. Die Verbrecher kamen mit dem neuen Statthalter Yeardley herüber. Den Pflanzern wurden sie auf 10 Jahre als Leibeigene zugetheilt; den Kolonisten war es wohl recht, so wohlfeil manchen kräftigen Arm zur Arbeit zu erhalten; aber ihre sittliche Bildung und ihr Charakter mußte bei dieser Gemeinschaft mit dem Auswurf des Mutterlandes nur verschlechtert werden. Noch schlimmere Folgen entwickelten sich aus dem Umstande, daß man an der Anwendung leibeigener Arbeiter Geschmack fand. Bald suchte man deren Zahl zu vergrößern. Das Mutterland konnte nur Verbrecher liefern; deren Zahl war folglich beschränkt. Da entstand die Idee, schwarze Sklaven einzuführen, wie in Westindien. Ein holländisches Schiff brachte 20 Afrikaner in den Jamesfluß. Was man, von menschenfreundlichen Grundsätzen geleitet, früher mit edlem Abscheu von sich gewiesen hatte, wurde jetzt freudig bewillkommt. Man führte die Afrikaner im Jubel auf den Markt und versteigerte sie zu hohen Preisen. So begann in den britisch-nordamerikanischen Kolonien der die Humanität mit Abscheu erfüllende, die Civilisation beschimpfende Menschenhandel und die Einführung der Sklaverei, dieses Schand- und Brandmals auf der Stirn der so stolz mit dem Freiheitsdiadem sich schmückenden Union. Schon seit Generationen erkennt man die Sklaverei als das furchtbarste Uebel, und es ist gewiß der schlagendste Beweis ihrer Fluchwürdigkeit, daß

es den Nachkommen gleich schwer wird, sie auszutilgen, und ihren verderblichen Folgen auszuweichen, als sie länger zu ertragen! Noch eine sehr merkwürdige Maßregel bezeichnet diese Zeit der Geschichte Virginiens — die Ausgleichung der Mißverhältnisse unter den Geschlechtern. Auch da kann der Freund der Menschheit die Anwendung von Mitteln nicht gut heißen, die so oft bei der Kolonisation ergriffen wurden und noch werden, durch die Noth zwar manchmal geboten, immer aber vor dem Richterstuhl des Rechts und der Sittlichkeit verwerflich. Man kann sich leicht denken, daß bei den ersten Ansiedelungen in Nordamerika's Wildnissen das schwächere weibliche Geschlecht wenig persönlichen Antheil genommen, daß von ihm nur wenige den Ocean zu durchschiffen unternahmen, ein Wagniß, damals weit größer als jetzt. Die Auswanderer waren meistens M ä n n e r, und ihre Absicht war nicht, sich für immer in der neuen Welt niederzulassen, sondern vielmehr, schnell Reichthum zu erbeuten und dessen Früchte einst im Mutterlande zu genießen. Nothwendig war dies ein großes Hinderniß für das rechte Gedeihen der Kolonien. Denn einmal hemmte es den natürlichen Wachsthum der Bevölkerung und dann minderte es auch das Interesse der Einwanderer an der neuen Heimath, jenes innige Interesse an Boden und Landesschicksal, welches Familienbande allein knüpfen können. Diese ließen sie in der alten Welt zurück, wo sie der Genuß häuslicher Freuden erst nach erworbenem Reichthum und nach der Erfüllung goldener Träume erwartete. Mehr Abenteurer als Ansiedler, kamen sie auf den fremden Schauplatz und schwanden von ihm, spurlos, wie Meteore. Dies Verhältniß zu ändern, erdachte der Kolonialrath, mit tiefer Menschen- und Männerkenntniß, ein wirksames Mittel. Er schlug der londoner Kompagnie vor, eine Anzahl „schön gewachsener und liebreizender, ehrbarer, junger Mädchen", aus armen, aber rechtlichen Familien, zu veranlassen, nach den Kolonien zu gehen, und dort, auf dem Wege der V e r s t e i g e r u n g, unter den jungen Kolonisten einen Käufer und einen Gatten zu suchen. Die

Ueberfahrtskosten übernahm die Kolonie als Gesammtheit; den Preis sollten die Eltern der Mädchen erhalten. — Der Vorschlag fand Eingang. Neunzig Mädchen, „zarten und schlanken Körperbaues und lieblich anzuschauen", ließen sich (1620) zur Einschiffung nach Virginien bewegen. Sie wurden festlich empfangen und nicht eine verfehlte den Zweck ihrer Reise. Eben so wenig 60 andere, die nächstes Frühjahr nachfolgten. Die Kolonisten gefielen sich so wohl mit ihren neuen Lebensgefährtinnen, daß der Begehr nach den hübschen Ehekandidatinnen die Zufuhr davon Jahre lang überstieg und der Preis einer Braut, der anfangs 80, später 100 Pfund Tabak gewesen, bis auf 200 Pfund (die den für damals großen Werth von 200 Thalern hatten), stieg. — Die Gesetzgebung kam heirathslustigen armen Kolonisten durch eine Akte zu Hülfe, die verordnete, „daß Schulden, für den Kauf von Weibern gemacht, bei allen Konkursen das Vorzugsrecht der vollen Zahlung genießen sollten!" —

Die Kolonie erfreute sich unter der Wirkung dieser Maßregeln und Anordnungen eines hohen Gedeihens. Rasch wuchs nun die Bevölkerung, die Ansiedelungen dehnten sich immer mehr aus, dem Blick war eine glückliche Zukunft eröffnet. Mit den Indianerstämmen ringsum, die vor dem Andrang der europäischen Kultur freiwillig nach dem Westen zurückwichen, war tiefer Friede. Schon nannte man in England Virginien ein Eldorado. Wer hätte auch unter solchen Umständen den furchtbaren und jähen Wechsel ahnen sollen, der bald darauf eintrat? Wer glauben können, das Glück der Kolonie sey ein Bett auf Rosen über einen Abgrund? — Aber so war es. Powhatan, der mächtige König der Wilden, dessen Haß gegen die Weißen erloschen war in dem Vermählungsakte seiner Tochter, starb, und Opechankanough, sein Nachfolger, trug in seinem Herzen die glühendste Feindschaft gegen die Ansiedler, in denen er bloß Räuber und Eindringlinge sah. Er war ein Mann von großem Geiste, zu den kühnsten Entwürfen fähig. Seiner rachebrütenden Seele entkeimte der Plan, das ganze feindselige

Geschlecht der Weißen mit einem Schlage zu vertilgen. Er fand ein Echo im Herzen eines Jeden seines Volks. So groß war die Treue, so groß auch die Verstellungskunst dieser, täglich mit ihren dem Tode geweiheten Nachbarn verkehrenden Wilden, daß der gräßliche Plan 2 Jahre lang vorbereitet und unentdeckt zur Reife gelangen konnte. Auch nicht die entfernteste Ahnung hatten die Engländer von dem schwarzen Vorhaben der Wilden. Alle ihre Anstalten blieben ihnen verborgen, und die stolze Verachtung, welche sie gegen das ihnen als listig und rachsüchtig bekannte Volk hegten, das sie allenthalben umgab, ließ sie die nothwendigsten Vorsichtsmaßregeln verabsäumen. Dem Plane Opechankanoughs traten die Häuptlinge aller übrigen Stämme in der Nachbarschaft bei, mit Ausnahme eines einzigen, der am östlichen Ufer der Chesapeakbai wohnte und dessen besondere Anhänglichkeit an die neuen Nachbarn voraus bekannt war. Vorsichtig wurden deshalb diesem alle und jede Umstände des Planes verhehlt. Zur Stunde der Ausführung war jeder Stamm auf seinem zum Voraus genau bezeichneten Posten; sein Antheil an dem Werke war jedem zugewiesen; der schlaue Häuptling hatte sogar am Tage vorher noch Abgeordnete in die Kolonie gesendet, die Geschenke von Wildpret und Früchten und neue Versicherungen der Freundschaft seinen Schlachtopfern überbrachten.

Am 22. März 1622, gegen Mittag, schlug die Stunde des Mordens. Auf ein gegebenes Zeichen erhebt sich, 12 Meilen in die Runde, in den Wäldern ein gräßliches Geheul, und wenige Augenblicke nachher sieht man die Wilden, Waffen und Brandfackeln in den Händen, und in zahllosen Schwärmen, auf die zerstreuten Wohnungen der Engländer stürzen. Was in ihnen athmet, schlachten sie hin mit schonungsloser Wuth, stecken dann die Gebäude in Brand, und eilen weiter, das Mordwerk zu vollenden. In einer kurzen Stunde ist der dritte Theil aller Niederlassungen zerstört, Männer, Weiber, Kinder, Greise sind erschlagen. Sicher wäre die beabsichtigte vollständige und gänzliche Vertilgung der Eu=

ropäer auch gelungen, hätte die Vorsehung sie nicht in ihrer Weisheit zu verhüten gewußt. Einem zum Christenthum übergetretenen Indianer, der bei Jamestown sich niedergelassen hatte, war in der Nacht vor dem Gemetzel von seinem eigenen Bruder der Anschlag in der Absicht vertraut worden, daß er Zeit gewänne, dem Blutbade zu entfliehen; jener aber, statt es nur für sich zu benutzen, theilte es, sobald ihn sein Bruder verließ, einem Engländer mit, der nun augenblicklich nach Jamestown zum Statthalter eilte, vorher einigen seiner Leute befehlend, die Ansiedler ringsum in die Waffen zu rufen. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Schrekkenskunde über die Kolonie. Alles ergriff, aufgeschreckt, die Waffen, und als die wilden Horden, mordend, sengend und brennend, Jamestown sich näherten, fanden sie alle zur Vertheidigung geeigneten Punkte besetzt und vor der Stadt die wehrfähige Bevölkerung der ganzen Gegend zu einem kleinen Heere geordnet, das der Muth der Verzweiflung beseelte. Vergebens machten die Indianer einen Versuch, die festen Positionen der Engländer zu erstürmen. Es begann ein entsetzlicher Kampf, der in einem großen Blutbade der zurückgeschlagenen Indianer endigte. Aber mit jedem Tage erneuerten diese ihre Angriffe. Von beiden Seiten wurde der Vertilgungskrieg mit gleichem Grimm und gleicher Arglist fortgeführt. Nur als sich beide Parteien erschöpft fühlten, dachte man an Friedensunterhandlungen. Da schmiedeten die Kolonisten einen schändlichen Plan, Verrath mit Verrath zu lohnen gedenkend. Unter dem Vorwande, die Friedensbedingungen zu besprechen, lockten sie die sämmtlichen Häuptlinge und Vornehmeren aller Indianerstämme auf einen freien Platz, in der Nähe der Stadt, und auf ein gegebenes Zeichen brachen im Hinterhalte verborgene Krieger hervor und machten die Ueberraschten schonungslos nieder. Heulend ergriff das in geringer Entfernung aufgestellte Indianerheer bei diesem entsetzlichen Anblick die Flucht. Aber die Engländer eilten ihnen nach, und Alles, was sie erreichen konnten, fiel unter ihren Streichen. Nicht Alter noch Ge-

schlecht ward geschont, mancher Stamm völlig vertilgt und das entweihte Panier Britanniens, dessen Söhne in der Verstellungskunst und Hinterlist ihre Feinde übertroffen zu haben sich rühmten, wehte über den berghoch aufgeschichteten Leibern der Erschlagenen, die man im Delirium der Rache umtanzte. Erst als man berechnete, um welchen Preis sie gekauft worden, verstummte der Jubel, und Klage und Trauer traten an seine Stelle; denn die Kolonisten, obschon allenthalben siegreich, obschon sie die Feinde vertilgt, oder tief in die Wildniß zurück getrieben hatten, fanden ihre Anzahl auf ein Viertheil zusammen geschmolzen, und von dieser waren die meisten verwundet.

Von achtzig benannten Dörfern, Pflanzungen und Weilern waren nur noch die zunächst um die Hauptstadt gelegenen sechs übrig. Unfähig, offenes Feld zu behaupten, mußten sich die Briten hinter ihre Verschanzungen zurückziehen; den wenigen Nahrungsvorrath verzehrten sie bald und nun schwang Hungersnoth die Geißel, der indeß eine zu guter Stunde eintreffende Zufuhr aus England steuerte. Die Wilden zogen endlich in ihre Wälder ab. Jetzt stieg aber ein finsteres Wetter aus dem Mutterlande gegen die Kolonie herauf. Die virginische Kompagnie hatte nämlich nach und nach Männer von Geist, Einfluß und Mittel in ihrer Mitte gesammelt, und in demselben Maße, als sie ihr Werk gedeihen sahen, erwachte ihr Stolz und ihr Oppositionsgeist gegen den Hof. Der König hingegen wurde eifersüchtig auf ihr Ansehen und durch mancherlei Maßregeln, die die Kolonialregierung betrafen, hatte er sich schon den Vorwurf der Willkür und ungesetzlichen Eigenmacht zugezogen. — Doch erst dann trat die Kompagnie als offene Gegnerin des Hofes auf, als Jakob, wie es Allen deutlich wurde, die Absicht zeigte, seine Hand auf das entdeckte Land unumschränkt zu legen. Den ersten Versuch hierzu machte er mit der Niedersetzung einer Kommission (am 9. Mai 1623), welche ohne Weiteres die inneren Angelegenheiten Virginiens und den Grund mancher eingelaufenen Beschwerden des

Fehlschlagens mancher Pläne und des angeblichen Zwecks der Ansiedelungen untersuchen solle. Die Kommission, aus Kreaturen des Hofs erwählt, fand diesen Grund in der zu freien Kolonialverfassung und schob alle Widerwärtigkeiten, mit denen die Kolonie zu kämpfen gehabt, auf die Organisation der Kompagnie, welche machtlos gegen die Kolonisten dastehe, nur zum Nachgeben, nicht zum Widerstande fähig. Sie beschuldigte jene, daß sie Virginien der Anarchie zuführe und das Geld des Mutterlandes nutzlos verschwende. Der König legte beim Empfang solchen vorher abgekarteten Kommissionsberichts auf die Papiere der Kompagnie Beschlag, warf 2 ihrer Beamten in's Gefängniß und forderte anmaßend den Freiheitsbrief zurück, die Virginier mit dem Versprechen zu beruhigen gedenkend, ihnen in ihrer so bedenklichen Lage reiche Unterstützung und aus königlicher Machtvollkommenheit eine bessere, zwar beschränktere, aber sehr große materielle Vortheile bietende Verfassung zu geben. Als hierauf die Kompagnie einmüthig (20. Oktober) den Beschluß faßte, ihre Freiheiten und ihr Recht auf's Aeußerste zu vertheidigen, erließ der König (10. Nov. 1623) das **Quo warranto**, nämlich an den Gerichtshof der Kingsbench den Befehl zur Untersuchung beider, der Krone wie der Kompagnie, Ansprüchen und Rechten. Zugleich schickte er eine ihm völlig ergebene zweite Kommission nach Virginien, neue Anklagepunkte wider seine Gegner zu sammeln. Aber die Kolonisten, obschon so hart bedrängt von innen und außen, gingen nicht in die Falle. Kühn traten sie am 14. Februar 1624 in Jamestown in eine Generalversammlung zusammen und den Kommissarien des Königs entgegen. Durch eine in meisterhaftem Styl und voll ächt republikanischen Geistes entworfene Antwort auf die der Kompagnie und der Kolonie vorgeworfenen Anklagen protestirte man standhaft und eine Botschaft brachte sie nach England. Der Gerichtshof aber, nicht mit unabhängigen Dienern der Gerechtigkeit, sondern mit servilen Werkzeugen des Königs besetzt, fällte sein Urtheil gegen die Kompagnie, und nun

wurde diese vom Hofe unter den Formen sogenannter Gesetzlichkeit, aber in Wahrheit treubrüchig und ehrlos, aller Rechte und Freiheiten für verlustig erklärt, aufgelöst und der unbeschränkten Autorität des Königs unterworfen. Also fiel die virginische Kompagnie! Nicht an dem Könige war es, sie aufzulösen und durch einen Akt der Ungerechtigkeit und Treulosigkeit zu vernichten. Die Zeit hätte es in Kurzem selbst gethan; die Kompagnie wäre gefallen, weil sie, aus dem selbstischen Geist spekulativer Handelsleute hervorgegangen, in sich selbst den Keim des Verderbens trug. In der That ruhte der Zügel der Oberherrlichkeit in ihren, oft ungeschickten Händen nur noch locker; der englische Freiheitssinn war unter dem unklugen Druck erwacht, schon war ihr das Recht der Gesetzgebung entwunden worden und die Kolonialverwaltung trug bloß noch die äußeren Zeichen der Abhängigkeit von dem Hofe der Proprietaire in London. Aber von Seiten der Krone war es der schwärzeste Undank, die großen Opfer, welche die Kompagnie der Ansiedelung Virginiens gebracht, auf eine so schmachvolle Weise zu vergelten.

Die Untersuchung ihrer Rechnung wies nach, daß sie über 150,000 Pfund eigenes Vermögen — eine damals ungeheure Summe — für den Zweck der Ansiedelung verwendet hatte. Für so großen Aufwand hatte sie keinen Vortheil irgend einer Art errungen. Die Ausfuhren der Kolonie überstiegen nicht den Werth von 20,000 Pfund im Jahre; sie beschränkten sich fast allein auf Tabak, dessen Handel von Seiten der Krone alle erdenklichen Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Der aus diesem geringen Verkehr erwachsende Gewinn deckte nicht einmal die Kosten. Von Anfang an sahen die Proprietaire ihr Kapital sich alljährlich verringern.

Darum fiel auch die Kompagnie, wie alle unglücklichen ähnlichen Gesellschaften, mit weit weniger Widerstand, als man allgemein erwartete, und selbst von den meisten ihrer

Glieder unbetrauert. Die Arglist und Gewaltthätigkeit, durch welche die Krone die Rechte derselben an sich gerissen hatte, wurden vom Volk bald vergessen. Der Brite ersann sich unter den neuen Verhältnissen neue Pläne zu gewinnbringenden Unternehmungen. Der spekulative Geist und die Auswanderungslust gewannen durch die lockenden Versprechungen des königlichen Gouvernements, welches alle früheren Mängel zu beseitigen gelobte, an Kraft und an Allgemeinheit. Der König und durch ihn die ganze Nation lenkten ihre Aufmerksamkeit auf Virginien. Dessen Bewohner fanden sich dadurch geschmeichelt, und da der König auf ihre energischen Vorstellungen zuvorkommend und klug nachgab, ihnen Aufrechthaltung aller erworbenen Rechte und Freiheiten zusicherte und Alles bestätigte, was die Kompagnie bewilligt hatte, so fügten sie sich endlich auch der neuen Anordnung der Dinge. Der schlaue Jakob sah aber nicht sobald seine Macht befestigt, so setzte er durch Proklamation „auf die Dauer königlichen Gefallens" einen neuen Rath von 11 Personen, an ihrer Spitze Sir Wyat als Statthalter ein, und Generalversammlung und Volksrepräsentation wurden gar nicht erwähnt. Er gedachte Virginien zu einer königlichen Provinz zu machen, dem Willen der Krone unbedingt und ohne Kontrole unterworfen. Das englische Volk begriff indeß seine Absicht und murrte über Gewaltsüberschreitung. Unterthänig wie auch das Haus der Gemeinen gegen den König war, so konnte es doch hierzu nicht schweigen; denn zu laut war des Volkes Entrüstung. Daher bat es den König, er möge den leicht zu Unzufriedenheit in den Kolonien Anlaß gebenden Akt durch diesen zu gewährender Vortheile annehmlicher machen. Nun folgte eine Reihe „den Handel der Kolonien aufmunternder und begünstigende Verordnungen", und der Tabaksbau, gegen den man so lange geeifert, wurde Virginien als Monopol zugewiesen. Durch solche einträgliche Zugeständnisse hielt man den Oppositionsgeist der Kolonisten nieder; Virginien nahm seine Ketten und blieb ruhig.

Des schlauen Jakobs Nachfolger war der tyrannische Karl I. (1625). Er wagte, auf das von seinem Vorfahren langsam verfolgte Ziel rascher zuzugehen. Eine Proklamation erklärte Virginien förmlich zur königlichen Provinz. Der Rath der Zwölfe, an seiner Spitze Georg Yeardley als Statthalter, wurde mit höchster Autorität bekleidet, und gab seine Befehle Namens des Königs. Instruktionen sollte er nur unmittelbar vom Könige zu empfangen haben, die Dauer seines Amtes nur von königlichem Belieben abhängen und die legislative und exekutive Gewalt, ohne irgend eine Kontrole vom Volksrepräsentanten, in der absolutesten Form in sich vereinigen. Eine hingesandte Abtheilung königlicher Truppen gab dieser neuen Ordnung der Dinge den nöthigen Nachdruck. — Virginien sah sich plötzlich aus dem freiesten Lande des britischen Reichs in die Domäne seines Beherrschers verwandelt. Es kannte kein anderes Gesetz mehr als den Willen des Souveräns. Königliche Ordonnanzen änderten die Verwaltung. Die Kolonisten murrten; man warf die freisinnigsten in die Gefängnisse und — sie schwiegen. Das Volk war nichts mehr als eine Heerde Sklaven. Aber es fühlte seine Sklaverei und das ist immer Bürgschaft, daß es sie abwerfen wird, wenn je die Zeit kommt, wo der Versuch mit Erfolg geschehen kann. —

Eine Verordnung, welche den Kolonisten befahl, was sie an Tabak erzeugten, zu einem festgesetzten Preise an die Krone abzuliefern, die sich das Monopol des Weiterverkaufs aneignete, legte dem Wohlstande Virginiens die Axt an die Wurzel. Man sah, es war darauf angelegt, die Kolonisten wie Leibeigene nur für die Beutel des habsüchtigen Königs und seiner Beamten arbeiten zu machen. — Das harte Gesetz wurde mit Hülfe der Militärgewalt unerbittlich streng durchgeführt.

Der Werth der Pflanzungen sank durch diesen Schlag unter die Hälfte; eine Menge Kolonisten wurden plötzlich zu Bettlern; viele verließen das neue Vaterland in Ver=

zweiflung. — Durch verschwenderische Länderverleihungen Karls an seine Günstlinge sollte die Kultur gefördert werden; aber der öfters ungeheure Umfang derselben war nicht bloß dem Zwecke entgegen, sondern jene Verleihungen geschahen auch mit solcher Unkenntniß des Landes, daß weite, schon längst eigenthümlich den Pflanzern gehörige Landstrecken oft innerhalb der Grenzen der königlichen Schenkungen lagen. — Yeardley, längst nicht mehr der Mann von ehedem, und in den letzten Jahren seiner Präsidentschaft der strengste, servilste Vollstrecker der Befehle eines verächtlichen Fürsten, starb — und auf den bedrückten Virginiern sollte nun eine noch schwerere Hand lasten. Denn jenem folgte ein Mensch, der das wahre, treue Abbild seines königlichen Herrn und Meisters war. John Harvey (1627), der neue Statthalter, gesellte zur Strenge Unverschämtheit und Raubgier. Da schien die Geduld des erdrückten Volkes endlich erschöpft. In Aufruhr brach es aus, zwang die königlichen Truppen, die Waffen zu strecken, nahm den Harvey fest und schickte ihn als Gefangenen, von einer Deputation aus angesehenen Männern begleitet, nach London, ihre Beschwerden beim Könige selbst anzubringen und ihr Thun als äußerste Nothwehr zu rechtfertigen. Karl aber, statt sie zu hören, statt Abhülfe zu gewähren oder nur eine Untersuchung gegen Harvey einzuleiten, betrachtete der Virginier Betragen als offene Rebellion. Er schickte Jenen zurück mit ausgedehnterer Gewalt, die er schon so gröblich mißbraucht hatte. Drückender als je ward nun die Tyrannei für's Volk. Bei längerer Dauer hätte sie entweder mit neuer Empörung oder dem Untergange der Kolonie enden müssen. Aber jetzt, nach 12 harten Jahren, brach für diese der Tag einer besseren Zukunft an, und gerade dann, als man es am wenigsten zu hoffen wagte. Karl I., der lüderliche, kopflose, verschwenderische Fürst, sah sich nämlich, in Schulden und Verlegenheiten aller Art verwickelt, gezwungen, an die Vermittelung seines Parlaments zu denken, das er, um schrankenloser zu herrschen, seit vielen Jahren nicht berufen. Er kannte recht

gut die üble Stimmung gegen seine Regierung und listig berechnete er, daß das Mißfallen im Hause der Gemeinen durch Klagen über seine Despotie in Virginien noch mehr gereizt werden würde. Darum hielt er es für an der Zeit, sein Verfahren gegen Virginien zu ändern und Alles anzuwenden, die Gemüther der Kolonisten zu besänftigen. Harvey erhielt daher unversehens seine Abberufung und die Regierung ward dem Sir William Berkeley anvertraut, einem Manne so ausgezeichnet in jeglicher öffentlichen Tugend, als jener in ganz entgegengesetzten Eigenschaften es gewesen war.

Der neue Statthalter hatte seine schwere Aufgabe nur unter der Bedingung übernommen (1639), daß er mit Vollmacht ausgerüstet werde, die wohl erworbenen Freiheiten Virginiens, wie sie zur Zeit der Auflösung der Kompagnie bestanden, wieder herzustellen. Karl, den das Murren des Volks in Furcht versetzte, sagte Alles zu, was Berkeley verlangte. Dessen erster Akt als Statthalter war die Berufung der Generalversammlung. Virginien begrüßte die glückliche Veränderung mit Jubel. Das Andenken an die Leiden der Vergangenheit ging unter in Freude und Dankbarkeit, und der König, inmitten der von allen Seiten ihn bestürmenden Unzufriedenheit, hörte aus Virginien allein noch die Sprache der Zuneigung und Anhänglichkeit; ja, selbst noch während der Bürgerkriege, nach seiner Enthauptung (1649) und seines Sohnes Verbannung blieb es dem stuartschen Hause treu ergeben, ein merkwürdiger Beleg zu der alten Wahrheit, daß ein Volk für das Gute, das es von seinem Fürsten empfängt, ein längeres Gedächtniß habe, als für ihm angethane Unbill.

Berkeley's Verwaltung war, unter dem Beirath der Volksrepräsentanten, musterhaft; und sie würde die glücklichste Periode der Kolonie bezeichnen, wenn sie nicht durch neue Kriege mit den Wilden getrübt worden wäre. Opechankanough, der geschworene Todfeind der Engländer, obschon hoch betagt, hatte abermals einen Vertilgungsplan

entworfen. Plötzlich brach er gegen jene los und erschlug ihrer 400 in einer grauenvollen Nacht. Fünfzig Ansiedelungen, Dörfer und Weiler, legte seine Mordfackel in Asche. Berkeley zog aus und vergalt das Geschehene. Er zersprengte das Indianerheer nach einer mörderischen Schlacht völlig, und nahm den unversöhnlichen Fürsten, der, verwundet den Tod suchend, sich in die Reihen der Engländer stürzte, gefangen. Im Begriff, ihn nach Jamestown zu bringen, erschoß ihn ein Soldat, dessen Bruder von seiner Hand gefallen war, rücklings. Der Tod dieses Häuptlings hatte die Abschließung eines förmlichen Friedens mit den Indianern zur Folge und Ruhe kehrte zurück. — Doch wiederum dauerte sie nicht lange. Das von Anhänglichkeit an Karl, gegen den sein Volk in offener Empörung aufgestanden, zeugende Betragen der Virginier, ihre Treue gegen Den, der ihnen, nach vielen Drangsalen, endlich Gutes gethan hatte, erregte die Eifersucht des Parlaments; es befahl den Virginiern, der unterliegenden Königspartei zu entsagen. Kein Gehör findend, suchten die hochfahrenden Gewalthaber, die indeß den Thron umgestürzt und die Republik erklärt hatten, ihre Würde mit Nachdruck zu behaupten. Ein starkes Geschwader, mit hinlänglichen Truppen an Bord, ward eiligst abgesendet (1651), um Virginien, das man der Rebellion gegen das englische Volk schuldig erklärte, zum Gehorsam zurück zu bringen. Ihm ging, mit Hülfe der Mannschaft einiger holländischen Fahrzeuge, mehr kühn als klug, Berkeley entgegen. Nach ritterlichem Widerstande ward er zum Weichen genöthigt. Doch errang sein Heldenmuth für die Kolonie günstige Bedingungen, während er solche für sich selbst mit Denen zu machen verschmähte, deren Autorität er anzuerkennen standhaft verweigerte. So groß aber war die Achtung, in der er selbst bei seinen Siegern stand, daß sie ihm gestatteten, sich unbelästigt in das Privatleben zurückzuziehen. Aeltere Geschichtschreiber Virginiens haben zwar behauptet, daß während des cromwellschen Gouvernements (1640 — 57) und bis zur Restauration des zweiten Karls

Virginien von jenem gedrückt worden sey, und daß man die rivalisirenden späteren Niederlassungen in Nordamerika, Carolina und Neu-England, um jenes für seine Anhänglichkeit in der Sache des Fürsten zu züchtigen, sehr begünstigt habe. Ein tieferes Eindringen in die Quellen stellt aber diese Behauptungen als unlautere und ungegründete Eingebungen des Parteigeistes hin, und es findet sich vielmehr, daß die Virginier die Zeit der Republik als eine Zeit des Gedeihens und des Wohlstandes zu segnen hatten.

Fast 9 Jahre genoß Virginien unter dem Protektor Cromwell (starb 1658) völliger Ruhe. Nach seines Sohnes Richard Entsagung (1659 am 25. Mai) erklärte das Parlament ausdrücklich: „die oberste Regierung ruhe in der Generalversammlung, und alle Erlasse sollten Namens „„der großen Versammlung Virginiens““ so lange ergehen, bis der provisorische Zustand im Gouvernement des Mutterlandes geendigt sey“. Zu gleicher Zeit ward Sir William Berkeley, unter dankbarer Erinnerung seiner Verdienste und seines edeln Benehmens, wieder zum Gouverneur eingesetzt und eine Specialakte verordnete die Zusammenberufung der Generalversammlung einmal mindestens alle 2 Jahre, wenn nöthig, auch öfter. Der Statthalter Berkeley ward beauftragt, einen Sekretär und einen Staatsrath, unter Beirath und mit Bestätigung der Generalversammlung, selbst zu wählen. Diese letztere ohne Zustimmung der Majorität des Hauses auflösen zu können, dieses wichtige Recht wurde dem britischen Statthalter vom Parlament für immer genommen.

Schon früher hatte der verbannte Prätendent, König Karl II., auch von sich hören lassen. Er schickte nämlich von Breda aus dem Sir William Berkeley ein neues Patent mit der Erklärung zu: „daß die Kolonie nach englischem Gesetz und Statut, die dort anzuordnen seyen, regiert und in Ordnung gehalten werden solle“. — Merkwürdiges Beispiel von Fürstendünkel! Dieser Flüchtling, der in Britannien über keinen Fuß breit Landes gebieten konnte

und von Almosen der fremden Höfe lebte, gedachte noch Königs zu spielen in den fernsten Kolonien! — Doch das, wozu es ihm an Verstand gebrach, brachte ihm das Glück. Der Tod Cromwells führte zur Restauration und diese den flüchtigen Prinzen wieder auf den britischen Thron. Das Volk, in den Kolonien wie im Mutterlande, begrüßte seine Gelangung zur Krone (1660) mit gutmüthiger Freude und überließ sich den Hoffnungen auf eine bessere Zukunft. Freude und Hoffnung aber wurden auf das Bitterste getäuscht.

Wir müssen hier einen Schritt zurückthun (1651—53), um eines denkwürdigen Gesetzes zu erwähnen, das auf den Gang der amerikanischen Geschichte den wichtigsten Einfluß geübt hat. Wir meinen die Navigationsakte, noch ein Werk des Parlaments kurz vor dem cromwellschen Protektorat. — Veranlassung und Zweck desselben waren folgende. England, längst schon eifersüchtig auf Hollands Handelsgröße und wachsenden Reichthum, wurde es noch mehr, als es bemerkte, daß die Kaufleute Londons und Bristols seit mehreren Jahren sich holländischer statt englischer Schiffe zu Transportmitteln ihrer Waaren bedienten. Das Uebel nahm zu mit jedem Jahre und am Ende war es so groß, daß man alle Häfen Englands und seiner Kolonien voll holländischer Schiffe in Thätigkeit sah, die eigenen aber unverwendet verfaulten. Die englischen Matrosen durchstrichen zu Hunderten, Arbeit suchend, das Land, oder gingen in holländische und französische Dienste. Gänzlicher Verfall der englischen Handelsmarine schien unvermeidlich, und alle dabei Betheiligten, Rheder und Handwerker, bestürmten das Parlament um Schutzmaßregeln zur Steuerung dieses Uebels. — Der Grund desselben lag in der größeren Wohlfeilheit, zu welcher das überreiche Holland der Welt seine Handelsflotten zur Frachtfahrt anbieten konnte. So groß war diese, daß sie alle freie Konkurrenz entfernte. — Das Parlament erließ hierauf ein, als Navigationsakte welthistorische Bedeutung habendes Gesetz, nach welchem kein Handelsartikel weder von Asien, Afrika, noch Amerika (da-

her auch von dortigen englischen Pflanzorten nicht) anders nach England verführt werden durfte, als nur durch solche Schiffe, die von Engländern auf englischem Boden erbaut, Engländern angehörig, von einem Engländer befehligt und, zu mindestens Dreiviertheilen der Mannschaft, von englischen Matrosen geführt seyn würden. Um das Umgehen dieser Bestimmungen zu erschweren, forderte sie vom Eigenthümer der Ladung vor der Abfahrt Bürgschaft für ihren vollen Werth, welcher dem Fiskus verfiel bei der ersten Uebertretung des Gesetzes. Auch durften, nach seiner Promulgation, nur noch geborene oder naturalisirte Engländer kaufmännische Geschäfte in den Kolonien treiben, und die sämmtlichen Haupt-Ausfuhr-Produkte dieser, mußten nach England und durften nach keinem anderen Lande verführt werden.

Noch mehr Ausdehnung erhielt diese das holländische Frachtfuhrgeschäft vernichtende Navigationsakte vom Hause der Gemeinen nach der Restauration. Sie erreichte ihren Zweck vollkommen; aber auf den Handel der Kolonien wirkte sie nachtheilig. Mehr noch waren die nachfolgenden Anordnungen und Erläuterungen der Akte von der Absicht der Gesetzgeber durchdrungen, dem Mutterlande, ohne Rücksicht auf die Kolonien, die größtmöglichen Vortheile zu erwerben, und jenem das Monopol des Handels immer vollkommener zu sichern. Fast mit jedem Jahre wurde das Verzeichniß der Handelsgegenstände, welche die Kolonien bloß vom Mutterlande beziehen, und bloß nach demselben verladen durften, vermehrt, und sogar der Verkehr der Niederlassungen unter sich mit so ungeheueren Abgaben beschwert, daß er so gut wie aufgehoben war; ja endlich (1663) verbot man ganz und gar die Einfuhr aller europäischen Handelswaaren in die Kolonien aus nicht englischen Häfen. Dies System, das die Kolonien in die äußerste Abhängigkeit von England brachte, und der Grundpfeiler der britischen Handelsgröße geworden ist, hat eben so viel enthusiastische Lobpreiser als Tadler gefunden. Der Mutterstaat hat ihm allerdings zu verdanken, daß ihm bei der späteren ungeheuern Ausdehnung

der Kolonien die Reichthümer der Welt zuströmten, durch welche es zu jener außerordentlichen Macht gelangte, welche in der Geschichte ohne Beispiel ist. Aber es darf nicht verkannt werden, daß die fraglichen Gesetze, dem Geiste des gemeinen selbstsüchtigen Merkantilsystems entflossen, an sich ungerecht und unterdrückend waren, und wie alle und aller nachkommenden Jahrhunderte Beschränkungen der Art die erste Saat der Unzufriedenheit und der Eifersucht zwischen Kolonie und Mutterland wurden, deren Ernte nach einem Jahrhunderte blutig reifte. Großen Unmuth erregte (1672 — 76) solch drückendes System in allen Kolonien, besonders aber in Virginien. Nicht bloß um des materiellen Nachtheils halber war man da entrüstet, es empörte, daß Karl II., statt die dem Königstamm bezeugte Anhänglichkeit und Unterthanentreue zu lohnen, die Fesseln jener Gesetze immer härter anzog. Die Virginier remonstrirten fort und fort; sie wurden nicht gehört, endlich barsch zur Ruhe gewiesen. Jedes Jahr vermehrte die Handelsbeschränkungen und nährte die Unzufriedenheit; die Erbitterung darüber wuchs in gleichem Verhältniß. Vom Mutterlande gesandte Truppen hielten deren Ausbruch gewaltsam zurück. Aber das flammenlose Feuer fraß unter der Decke scheinbarer Ruhe um so mehr in die Tiefe.

Und was das Mutterland nicht mehr dem offenen Verkehr gestattete, das suchten die Virginier jetzt durch den Schleichhandel, diese gegen den Druck ungerechter Mauthgesetze überall eintretende Nothwehr. Er wuchs von Tag zu Tag; die Achtung vor Gesetzen, welche Gewalt, nicht Gerechtigkeit diktirt hatte, sank in gleichem Verhältniß. Die Regierung züchtigte den Schmuggel mit entehrenden Strafen; vor dem gesunden Auge des Volks galt dies als lächerliche Gaukelei, denn die edelsten, rechtschaffensten Männer trieben diesen Handel offenkundig, und die Nation nannte ihn ein rühmliches Gewerbe. — Er wurde mit einer fast unglaublichen Kühnheit geführt, und jeder Zufall, jeder Gebrauch der Gewalt, der ihn störte, vergrößerte den Haß

gegen die Gesetze und die Urheber, die ihn in's Leben gerufen hatten. Vergeblich erschöpfte sich das britische Gouvernement in den Maßregeln der Strenge. Die Virginier, ein an der Brust freier Institutionen groß gesäugter Menschenschlag, stellten der Strenge nur größere Kühnheit entgegen. Schon im Jahr 1663 hatte der Oppositionsgeist eine solche Kraft unter der Bevölkerung erreicht, daß er zu einer förmlichen Verschwörung reifen konnte, die nichts Kleineres als Losreißung vom Mutterlande bezweckte. Berkeley's Muth und Wachsamkeit unterdrückte sie, nicht ohne vergossenes Blut. Die Unzufriedenheit mit den Regierungsmaßregeln wurde noch vermehrt durch die Verachtung, welcher Karls II. Hof sich schuldig machte. — Günstlinge und Maitressen leiteten den nichtswürdigen Fürsten, der in seinen Launen große Landesstriche Virginiens an verworfene Genossen oder elende Schmeichler verschenkte, welche diese wiederum um die niedrigsten Preise an Spekulanten verkauften. Dadurch kam der Werth amerikanischen Grund und Bodens überhaupt in Mißkredit, was auf den Wohlstand der Pflanzer zurückwirkte. Endlich war auch der Umstand eine große Quelle gerechter Unzufriedenheit, daß das Gouvernement, das so emsige Sorge trug, Virginien zu bedrücken und Vortheile von ihm zu ziehen, es ohne allen Schutz und Hülfe gegen die Wilden ließ, welche ihre Einfälle erneuerten. Die wenigen Truppen, die es sendete, sandte es nicht zum Schutz gegen auswärtige Feinde, sondern zur Niederhaltung des unzufriedenen Geistes unter den Kolonisten selbst. So waren diese in ihrer Vertheidigung gegen die Indianer auf sich beschränkt; da aber für ihre Operationen die nöthige Einheit oft fehlte, so mußten sie ihren Feinden manchmal unterliegen und sie litten zuweilen harte Verluste. —

In dieser schwierigen Zeit (1676) fehlte nur ein Führer für das mit Recht aufgebrachte Volk, der es geschickt zu leiten und vereint handeln zu lassen verstand, und der Aufstand in Masse war da. Ein solcher Mann erschien. Nathanael Bacon, ein in London erzogener Advokat,

erst seit einigen Jahren in Virginien eingewandert und bereits Rathsmitglied, noch jung an Jahren, verwegen, ehrgeizig, von gewinnendem Aeußeren und beherrschender Beredtsamkeit, wußte alle Elemente der Unzufriedenheit, allen jenen Brennstoff, der bald ein Staatsgebäude in Flammen setzen kann, wenn er gehörig angefacht wird, zu sammeln, die Gemüther für sich zu gewinnen durch Wort und Schrift, und stieg endlich so sehr in der Gunst des Volks, daß dieses ihn, bei Gelegenheit des Einfalls einer Horde Indianer, ohne Berkeley's Bestätigung abzuwarten, in tumultuarischer Versammlung zum General erkor. Er versammelte den aufgebotenen Landsturm um sich, schlug die Indianer in mehreren Treffen auf's Haupt, verfolgte sie über 200 Meilen weit in's Innere, und trieb sie siegreich in die tiefsten Wildnisse zurück. Mittlerweile aber hatte Berkeley die nachgesuchte amtliche Bestätigung der Wahl Bacons nicht nur nicht gegeben, sondern diesen auch und seine Anhänger für Rebellen erklärt. An der Spitze von Regierungs-Truppen zog er ihnen nach, sie zu züchtigen. Das war freilich mehr, als die Geduld des verständigen Volks ertragen konnte. Empörung brach in Berkeley's Rücken aus; er eilte zurück und wendete seine Waffen gegen diese. Sie unterlag der Uebermacht. — Die General-Versammlung hatte sich während seiner Abwesenheit von Jamestown eigenmächtig konstituirt und in Permanenz erklärt. Berkeley löste sie auf; aber bei der neuen Wahl, die er nicht verhindern konnte, weil sie verfassungsmäßig war, wurde sie meistens aus Gliedern zusammengesetzt, die dem Statthalter und dem Gouvernement im höchsten Grade mißfällig waren. Mehrere befanden sich darunter, die des Statthalters Proklamation als Rebellen nannte — Bacon selbst. Dieser, siegreich gegen die Indianer, und im Vollbewußtseyn seiner Macht, entließ seine Armee, und ging furchtlos, nur von einigen Freunden begleitet, nach Jamestown, seinen Sitz in der Generalversammlung einzunehmen.

Berkeley ließ ihn durch die Besatzung eines im Flusse

liegenden Kriegsschiffes verhaften und an Bord desselben einsperren. Wie ein Blitz durchflog die Kunde dieser That das ganze Land! Ueberall bewaffnete man sich — und von allen Seiten zogen Heerhaufen Jamestown zu, unter dessen Wällen sie sich lagerten, Auslieferung ihres Lieblings, Widerruf der ihn als Rebellen bezeichnenden Proklamation und seine Bestätigung als gewählter General und Mitglied der Generalversammlung, auch feierliche Wiedereinsetzung in den Kolonialrath fordernd, aus dessen Liste er schimpflich gestrichen worden war. Berkeley hielt es, Angesichts allgemeiner Empörung und bei den geringen Mitteln, die er, sie zu überwältigen, hatte, für klug, in das Volksverlangen zu willigen. Seine Mäßigung nahm das Volk als Schwäche auf und Bacons Kühnheit und Ehrgeiz fanden in ihr reiche Nahrung. Offen standen beide Parteien, die durch's Militär gestützte der Regierung und die durch Bacon geleitete des Volks in tödtlichem Haß einander gegenüber.

Bacon, das Herz voll hochfliegender Pläne, schürte das Feuer emsig, und trat endlich vor den Augen des Gouverneurs den Maßregeln der Regierung mit solcher Verwegenheit entgegen, daß Berkeley, nicht fähig, ein solches Verhältniß länger zu ertragen, einen neuen Verhaftsbefehl gegen ihn erließ. Bacon floh; doch 3 Tage darauf kehrte er an der Spitze von mehreren Hundert bewaffneten Anhängern, den kühnsten Männern des Landes, nach Jamestown zurück und umringte das Stadthaus, worinnen Rath und Statthalter versammelt waren. Die Regierungstruppen waren zu schwach; die aufgebotene Miliz verweigerte dem Statthalter Gehorsam. In dieser Krise thaten Muth und Geistesgegenwart, was die Waffen nicht konnten und Bacon wich vor dem Manne, der den Aufrührern mit entblößter Brust und mit der Aufforderung, auf ihn zu feuern, zuschritt, ehrfurchtsvoll mit dem Versprechen zurück, „ihm kein Haar zu krümmen, falls er ihm die Ernennung zum Obergeneral in dem neuausgebrochenen Indianerkrieg ausfertige“. Den Vorstellungen der gesetzgeben=

den Versammlung gab endlich der bisher unerschütterliche Berkeley nach und Bacon setzte sich an der Spitze der Milizen sogleich abermals in Marsch gegen die Indianer. Nun aber schändete Berkeley seine bisher bewiesene kräftige und würdevolle Haltung durch einen treulosen Akt. Denn kaum glaubte er Bacon fern genug und mit den Indianern beschäftigt, als er die Vollmacht desselben, als erzwungen, aufhob und ihn für einen dem Gesetze verfallenen Hochverräther erklärte. — Bacon hatte eben die Wilden in einem Treffen besiegt, als er den Streich Berkeley's erfuhr. Wüthend kehrte er auf der Stelle um mit seiner ganzen Macht, schreckliche Rache zu nehmen entschlossen. Jamestown ward von einer Abtheilung des Insurgentenheers erstürmt und den Flammen überliefert; der betagte Statthalter selbst floh über den Jamesfluß nach Accomack an der östlichen Grenze der Kolonie, wo er treue Anhänger hatte. Bacon aber, jetzt im Besitz der Herrschaft, berief am 3. August 1676 eine allgemeine Versammlung, und ließ sich durch diese — da der Statthalter und der größere Theil des Raths durch Flucht der Regierung verlustig geworden — förmlich zum provisorischen Statthalter ernennen, bis des Königs Wille über die Angelegenheiten Virginiens Weiteres verfüge. So befriedigte Bacon seine Rachsucht, wie seinen Ehrgeiz. Er marschirte hierauf abermals gegen die Indianer und schlug diese nach mehreren glücklichen Gefechten endlich in einem Treffen an den Fällen des Jamesflusses auf's Haupt.— In der Kolonie selbst aber dauerte ein unseliger Parteikampf fort. Für den alten Statthalter hatten sich alle auf dem linken Ufer des Jamesflusses befindlichen Niederlassungen erklärt, und Berkeley, obschon zu schwach für ernstlichen Angriff, unternahm mit Hülfe einiger bewaffneten Fahrzeuge öftere Streifzüge auf das jenseitige Ufer, welche die Gegner stets beunruhigten und die Erbitterung beider Parteien nährten und steigerten. Bacon vergalt durch Verwüstung der Güter aller Anhänger der alten Administration. — In so elendem Zustande war es für Vir-

ginien ein Glück, daß Bacon starb. Mit ihm sank der Muth und die Hoffnung seiner Anhänger, die auf nichts Geringeres, als Unabhängigkeit vom Mutterland gerichtet war. Berkeley kehrte zurück — 7 Monate lang hatte Bacon den Zügel der Regierung unumschränkt in seinen Händen gehabt — war aber leider so erbittert, daß er nun durch rücksichtslose Strenge und Grausamkeit seinen früheren Ruhm der Mäßigung und Milde befleckte. Ja, eigenmächtig überschritt er, blinder Rachsucht fröhnend, seine Vollmachten und weigerte die Verkündigung einer allgemeinen Amnestie, welche eine aus England angekommene königliche Kommission mitbrachte. Nur mit Mühe war er zu bewegen, die Volksrepräsentanten einzuberufen, um an der Wiederherstellung der Ordnung mit diesen gemeinschaftlich zu arbeiten. Zum Glück bekannten sich diese, wiewohl sie sich kaum noch als Parteien feindlich einander gegenübergestanden, zu dem Grundsatze der Versöhnung und edler Mäßigung. Vergessenheit des Geschehenen war an der Tagesordnung und Heilung der Wunden, die der Bürgerkrieg geschlagen, Aller Streben. Nur der Rath glaubte mindestens eine glücklicher Weise aber ganz unblutige Ausnahme machen zu müssen und feierlich fällte er ein Verbannungs- und Todesurtheil gegen Bacon den Verstorbenen! — Alles war schon wieder im Geleise der Ordnung, als die königlichen Truppen anlangten, welche Karl auf Berkeley's Verlangen abgesendet hatte! Es war gut, daß sie so spät und erst dann kamen, als man ihrer nicht mehr bedurfte! Berkeley dankte ab (11. November 1677) und Oberst Jeffrey, der Befehlshaber der Truppen, trat an seine Stelle.

Jeffrey wandte die Truppen gegen die Indianer, welche, obschon auf's Aeußerste geschwächt durch die früheren Kriege, die Zerwürfnisse in der Kolonie zu neuen Einfällen benutzt hatten. Nach einigen, für jene unglücklichen, Gefechten kam ein Friedensvertrag zu Stande. Kaum daß dieser geschlossen war, so starb (1678) Jeffrey. — Auf ihn folgte Sir Henry Chicheley. Dessen Präsidentschaft be-

zeichnet eine durchgreifende, das wahre Wohl Virginiens bezweckende Verbesserung in Verwaltung und Justiz und das Land genoß einige Jahre der Ruhe. Auch dieser glückliche Zeitraum war nur kurz; denn schon 1680 rief der König Chicheley ab. Lord Culpepper, früher schon zum Statthalter bestimmt gewesen, glücklicher Weise aber durch Krankheit abgehalten, sein Amt anzutreten, kam an seinen Platz.

Im Mai des Jahres 1680 begann Culpeppers Verwaltung. Sie war im wahren Geiste des Repräsentanten eines Fürsten, wie Karl II. Ein ächter Jünger seines Meisters spielte er den Tyrannen auf das Vollkommenste. Eine seiner ersten und charakterisirendsten Verordnungen ist ein Gesetz, das unter Androhung der härtesten Strafen alle unehrerbietigen Anspielungen auf seine Person und alle und jede tadelnden Bemerkungen über Regierungsmaßregeln verpönte. Wie alle Despoten, stützte er sich auf seine Militärmacht, und erzwang durch diese seiner Gebote Befolgung. Ein für die Untersuchung und Bestrafung der als Hochverrath zu verdächtigenden Handlungen der Bürger niedergesetzter Specialgerichtshof hob alle Sicherheit der Person auf und verbreitete Schrecken. Unter dem sonst so lauten und für die öffentlichen Angelegenheiten so theilnehmenden Volke herrschte nun dumpfes Schweigen; und der Elende nahm es für ein Zeichen der Zufriedenheit auf, in welchem Wahne ihn seine Schmeichler und Knechte bestärkten. So fest glaubte der edle Lord, das störrige Volk für immer zur glücklichen Ruhe gebracht zu haben, daß er sich die Freude nicht versagen konnte, nach England zu gehen, um dort selbst den Erfolg seiner Verwaltung zu berichten und des Königs Lobsprüche und Belohnungen zu empfangen. Doch er erfuhr, was Tyrannenknechte so oft erfahren, Königsundank. Karl II., empfindlich darüber, daß der Statthalter sich mit königlichen Ehren umgeben und seiner Person eine Heiligkeit zugerechnet hatte, die der Gesalbte als ausschließliches Privilegium seiner eigenen betrachtete, zu=

gleich auch in der Absicht, den Virginiern eine erhabene Gerechtigkeit zu zeigen, ließ ihn bei seiner Ankunft, auf den Grund der Rückkehr ohne Urlaub, verhaften, dann der Ueberschreitung seiner Vollmachten anklagen, vor Gericht stellen und nach Aussprechung des: Schuldig kassiren.

Karl II. schickte hierauf den Virginiern (1683) Lord Effingham als Statthalter zu, ein Mann, ganz so würdig seines Herrn als sein Vorgänger. Er kam mit den ausgedehntesten Vollmachten, um das Werk der Unterdrückung zu vollenden. — Das erste, den Mann hinlänglich bezeichnende Gesetz, das er in Virginien erließ, war ein Verbot des Gebrauchs der Druckerpresse unter jedem Vorwande*). —

Freie Rede und Presse, (von jeher allen Denen, welche die Wahrheit nicht hören können, ein Greuel!) waren nun zum Schweigen gebracht! Ohne Furcht und ohne Scheu überließen sich fortan die königlichen Beamten ihrer Lust an Plackerei und Bedrückung, oder dem Hang, sich auf Kosten der Bürger zu bereichern. Die Justizpflege, anfänglich unentgeldlich und von freigewählten Schiedsrichtern gehandhabt,

---

*) Welche Rechte und Ansichten schon damals unter den der Regierung zugehörenden Männern über Einfluß der Presse und des Unterrichts auf's Volk in Masse herrschten, geht aus einem vom Statthalter Berkeley geschriebenen Bericht vom Jahre 1671 hervor, in dem er sich über Virginien folgendermaßen äußert: — Doch danke ich Gott, daß keine Freischulen oder Druckereien hier sind und hoffe, daß wir sie im nächsten Jahrhundert noch nicht haben werden. Denn das Wissen hat Ungehorsam und Unglauben unter die Völker und in die Welt gebracht und die Buchdruckerei hat beides verbreitet". **American Biograph., Art. Berkeley.** So frühe wußte man schon, daß ein unwissendes Volk leichter zu täuschen, zu betrügen und im geduldigen Tragen des Jochs zu erhalten sey, als ein unterrichtetes, und daß es keine gefährlicheren Feinde der Tyrannen gäbe als — Buchdruckerschwärze und Lettern.

wurde zum Deckmantel der unverschämtesten Plünderungen, denen man durch Installirung von königlichen Richtern mit großen Besoldungen und der Einführung eines diebischen Sportelwesens noch den Anschein von Recht und Gesetzlichkeit gab! Die Sporteln und Gebühren, welche die Gerechtigkeit so theuer machten, daß der Arme in den meisten Fällen sie gar nicht anzusprechen wagte, theilten die Beamten unter sich nach Verhältniß der Rangordnung, und daß der Statthalter vom gemeinschaftlichen Raub den größten Antheil erhielt, kann man sich denken. Selbst die Emolumente der Schreiber des Hofs, die diesen gesetzlich zukamen, theilte er mit ihnen. Trotz der Strenge der Maßregeln zur Verhinderung aller Beschwerde, konnte es indeß die Beamtenaristokratie doch nicht unmöglich machen, daß patriotische Mitglieder der Generalversammlung heimlich einen Agenten nach England beorderten, Entfernung des Statthalters und Abstellung der schreienden Mißbräuche vom Könige und Parlament zu begehren. Ehe aber noch dieser ankam, brach im Mutterlande die große Revolution von 1688 los*), welche der Tyrannei und der Herrschaft der stuartschen Fürstenfamilie für immer ein Ende machte. — Virginiens Beschwerden fanden die Angelegenheiten in England in solcher Verwirrung und seine Staatsmänner so beschäftigt, daß man ihnen nicht die Aufmerksamkeit schenkte, welche sie unter anderen Verhältnissen gefunden haben würden. Effingham blieb Statthalter bis zum Jahr 1692, wo ihn Sir Edmund Andros ersetzte, dem jedoch auch keine gute Meinung von seinem früheren Posten in Neu-England vorausging. — Noch ist das obengedachte Jahr wegen der von König Wilhelm und seiner Gemahlin Marie auf Gesuch der Generalver-

---

*) Karl II war 1685 gestorben. Ihm folgte Jakob II., der letzte Stuart auf dem britischen Thron, — welchen nach ihm der vom Volke gewählte Wilhelm von Oranien einnahm.

sammlung mit ausgedehnten Privilegien errichteten „Virginischen Universität", der ersten in der neuen Welt, merkwürdig. Ihr nächster Zweck war die Bildung von tüchtigen Predigern, deren Mangel in den täglich größere Ausdehnung gewinnenden und weit zerstreuten Niederlassungen immer drückender wurde.

Als Fond schenkte ihr die Krone 2000 Pfund Sterling zur Erbauung des Kollegiengebäudes, und 20,000 Acker des besten Landes. Zur Besoldung des Rektors und der Professoren wurde ihr der Zoll von einem Penny auf jedes Pfund des von Virginien und Maryland seewärts ausgeführt werdenden Tabaks für ewige Zeiten überwiesen. Dieser Zoll ging jedoch später, als dem Tabaksbau nachtheilig, wieder ein. Dagegen bekamen die Ländereien bei zunehmender Bevölkerung so großen Werth, daß ihr Ertrag der Hochschule hinreichende Einkünfte sicherte und es zeigte sich dieser erste in der neuen Welt gemachte Versuch zur Fundirung der Schulen durch Grundstücke so zweckmäßig, daß man solche Art der Ausstattung als Regel für alle Zukunft annahm. Er wurde die Mutter des jetzt in der ganzen Union geltenden Grundsatzes, Unterrichtsanstalten durch reiche Landverleihung zu gründen, und beim Verkauf von Staatsländereien für sie in jedem Distrikte eine gewisse Portion des kulturfähigen Bodens zu reserviren, so daß selbst da schon für die Unterrichtsmittel kommender Generationen gesorgt ist, wo noch der Urwald das Land bedeckt und wo noch kein menschliches Wesen seinen Wohnplatz aufschlug. —

Virginien genoß fortan einer Zeit ungestörten Gedeihens, unerachtet manche ungünstige Verhältnisse fortdauerten und noch rascheres Emporblühen hinderten. Die Entfernung der Kolonien von den Ansiedelungen der Franzosen in Canada und der Spanier in Florida sicherte es vor äußerer Beunruhigung und die mittlerweile entstandenen und sich schnell tief nach dem Westen hin ausdehnenden Niederlassungen von Neu-England und Neu-York einerseits, Georgien

und die Carolina's andererseits schützten es vor den Einfällen der Wilden. Der Krieg mit dem Indianerbunde der „fünf Nationen" war schon in den letzten Decennien des 17. Jahrhunderts siegreich ausgekämpft worden. Virginien hatte in demselben glücklicher Weise nur eine untergeordnete Rolle; es war ein Krieg, an dem alle britisch-amerikanischen Kolonien Theil nahmen, der aber mehr die Geschichte der nördlicheren Staaten angeht, welche er, wegen ihrer Lage, vorzugsweise berührte.

Ehe wir von der inhaltreichen Geschichte der Gründung Virginiens, des ältesten Staates der Union, scheiden, blicken wir noch einmal in seine Vergangenheit! Unter Abenteuern, Mühseligkeiten, Kämpfen und Entbehrungen aller Art sehen wir eine kleine Kolonie aufkeimen, deren Elemente oft dem glücklichen Bestehen und Gedeihen gänzlich zuwider waren. Die ersten Ansiedelungen verschwinden spurlos; aber die Nachkommenden treten beharrlich auf die kaum noch aufzufindenden Gräber der Vorausgegangenen. Edle, muthige Geister geben der Auswanderung Impulse, theilen mit Resignation und Heldenmuth das Loos der Genossen, und kämpfen mit den unedeln Motiven der letzteren — denn nur Habgier, Golddurst und Ehrgeiz lassen diese das Vaterland aufgeben — den harten Kampf! — So ungünstige Verhältnisse werden ungünstiger noch gemacht durch schlechte Mittel zur Beförderung der Kolonisation, und schlechte Verwaltungen zerstören Das wieder, was gute aufrichteten. Wir sehen die Kolonisten gleichsam hingegeben den Wogen des Schicksals ohne Steuer und Anker und es dem Zufall überlassen, ob das gute oder das böse Princip herrschen soll. Wir sehen den ersten Keim des Staatenriesen der neuen Welt mit dem schmachvollsten Fluch, der auf der Erinnerung an die alte lastet, sich beladen, die Sklaverei einführen, zur Mehrung der Bevölkerung das roheste Mittel — Weiberverkauf — ergreifen und Versuche machen, die Industrie zu heben durch Menschen, welche das Mutterland als Verbrecher auswirft. Wir sehen bald unweise, bald tyrannische Regenten, bald Thorheit, bald

Herrsch- und Raubsucht, die Kolonie niederdrücken, und oft nur die Nothwehr — Empörung geheißen — sie vor gänzlichem Untergang schützen. Darum muß es uns mit Erstaunen erfüllen, daß dennoch ein beharrlicher Muth durchdrang, dennoch eine Niederlassung endlich g e d i e h und einst in seiner Mannskraft, als selbstständiger Staat, trotz allen verderblichen und allem Gedeihen ungünstigen Elementen, Männer und Thaten aufweisen konnte, welche zu allen Zeiten Zierden eines jeden Landes gewesen wären.

Das deutsche Bürgerthum.

(Von W. H. Riehl.)

Der Bürgerstand ist seit alten Tagen der oberste Träger der berechtigten socialen Bewegung gewesen, der socialen Reform. Er ist darum — namentlich in seiner modernen Erscheinung — das Gegentheil des Bauern. Das Bürgerthum strebt dem Allgemeinen, das Bauernthum dem Besonderen zu. Die Besonderungen sind aber in der Gesellschaft das alte Vorhandene, die Allgemeinheit wird erst geschaffen. Dem Bauern sieht man's gleich am Rock und an der Nase an, aus welchem Winkel des Landes er stammt, das Bürgerthum hat eine gleichmäßige äußere Physiognomie der „gebildeten Gesellschaft" bereits über ganz Europa ausgebreitet. Aber indem es die schroffen Scheidungen der historischen Gesellschaft zu überbrücken trachtet, will es dieselben doch andererseits nicht auflösen, und von Grund aus zerstören, wie der vierte Stand.

Das Bürgerthum ist unstreitig in unseren Tagen im Besitze der überwiegenden materiellen und moralischen Macht. Unsere ganze Zeit trägt einen bürgerlichen Charakter. Die politische Emancipirung des Bürgerthums durch die erste französische Revolution hat die Pforten der Gegenwart erschlossen. Man nannte darum in jener Krise jedes Glied der Gesellschaft bedeutungsvoll „Bürger". Seitdem drückt das Bürgerthum den Universalismus des modernen gesellschaftlichen Lebens am entschiedensten aus. Viele nehmen Bürgerthum und moderne Gesellschaft für gleichbedeutend. Sie betrachten den Bürgerstand als die Regel, die anderen

Stände nur noch als Ausnahmen, als Trümmer der alten Gesellschaft, die noch so beiläufig an der modernen hängen geblieben sind. Wir selber folgen einem auf diese Gedanken zurückgehenden Sprachgebrauch, der in unserer vorwiegend bürgerlichen Zeit mindestens das Recht des Charakteristischen hat, indem wir von einer „bürgerlichen Gesellschaft" reden im Gegensatz zu einer „politischen", ohne darum die anderen Stände von der Gesellschaft ausschließen oder ihnen ein gleiches Recht der Existenz mit dem Bürgerstand abstreiten zu wollen. Hundertfältig klingt das Bewußtseyn der Universalität des Bürgerthums bereits aus dem Sprachgebrauche hervor. Man nennt den obersten Gemeindebeamten des Dorfes heut zu Tage vielfach schon Bürgermeister, obgleich er doch lediglich über Bauern Meister ist. Die frühere Zeit, welche unseren Universalismus des Bürgerthums noch nicht kannte, schied dagegen bei Stadt und Land strenge zwischen dem Bürgermeister und dem Schultheißen. Man spricht von bürgerlicher Ehre, bürgerlichem Tod, wo man doch weit allgemeiner von gesellschaftlicher Ehre, gesellschaftlichem und politischem Tode sprechen sollte. Statt von einer allgemeinen Staatsmitgliedschaft zu reden, nimmt der Sprachgebrauch den bedeutsamsten Theil für das Ganze und redet vom allgemeinen Staatsbürgerthum.

Wie die Aristokratie im Mittelalter der Mikrokosmus der Gesellschaft war, so ist es das Bürgerthum in der Gegenwart. Das moderne Bürgerthum ließe sich weit bequemer als irgend ein anderer Stand wiederum gliedern in ein aristokratisches, ein specifisch bürgerliches, ein bäuerliches und ein proletarisches Bürgerthum. Wichtiger aber erscheint, daß bei allen Ständen der universalistische, ausebnende Geist des Bürgerthums jetzt eben so entschieden seine Spuren zeigt, wie im Mittelalter der korporativ abschließende Geist der Aristokratie sich bei allen anderen Ständen im Kleinen wiederholt hat. Und wie damals die Aristokratie überall in ihrem engen Kreise jene Reformen vorbildete, welche später Reformen für die ganze Gesellschaft

geworden sind, so geschah das Gleiche namentlich seit dem 16. Jahrhundert im Schooße des Bürgerthums.

Wo unsere socialen Kämpfe jetzt zur blutigen Entscheidung führen, da geschieht dies fast immer auf den Straßen der Städte, nicht in Dörfern und Feldern, nicht mehr vor ritterlichen Burgen. Die Stadt ist weit mehr als irgendwann zuvor der Ausgangs- und Mittelpunkt aller großen socialen und politischen Lebensregungen geworden. Das Städteleben des Mittelalters stand origineller da in dem Bildungsprozeß der damaligen Zustände, das moderne Städteleben wirkt aber weit massenhafter entscheidend, ja fast ausschließlich entscheidend auf den Entwikkelungsgang der modernen Civilisation. Der große Gegensatz von Mächten des socialen Beharrens und der socialen Bewegung stellt sich zugleich dar als ein Gegensatz von Land und Stadt; dort die großen und kleinen Gutsbesitzer, hier die wohlhabenden und die verhungernden Leute des bürgerlichen Erwerbes. Der Bauer und der Adel bürgt uns dafür, daß das Gute des früheren Ständewesens nicht ganz verloren gehe, der Bürger und der Proletarier, daß das Erstarrte und Abgestorbene daran nicht künstlich wieder in's Leben zurückgeführt werde.

Der deutsche Bürgerstand hat heut zu Tage keine feste, durchgreifende Standessitte mehr, wie der Bauer. Im Gegentheil nennt man häufig farbloses, allgemeines, mittelschlägiges Herkommen „bürgerlich". Entsprechend bezeichnet der Sprachgebrauch den Bürgerstand als den „Mittelstand". Dieser Ausdruck ist in mehrfacher Beziehung trefflich, und wir möchten ihn namentlich auch in dem höheren und stolzeren Sinne adoptiren, daß das Bürgerthum den Mittelpunkt, den eigentlichen Herzpunkt der modernen Gesellschaft bilde. Die Bauernsitte trägt in starken Farben auf, sie haut wohl auch gerne über die Schnur. Unter bürgerlicher Sitte denkt man sich im Gegentheil das Gemäßigte, Knappe, Hausbackene. Der Sprachgebrauch nimmt „bürgerlich" und „schlicht" häufig als gleichbedeutend. Bei ei-

nem ächten Bauernschmaus müssen die Tische brechen unter der Wucht der Speisen, ein „bürgerliches Mahl" bezeichnet ein einfaches, bescheidenes Mahl, Hausmannskost. Die Polizei hat sich's seit mehreren Jahrhunderten — ob mit Recht oder Unrecht ist hier nicht zu erörtern — saure Mühe kosten lassen, den Geist des Uebermaßes in der Bauernsitte einzudämmen, sie erließ Verordnungen zur Beschränkung des Aufwandes bei Kirmessen, Leichenschmäusen, Hochzeiten, Kindtaufen rc. Bei dem Bürgerstand hat wenigstens seit dem 30jährigen Kriege solcherlei Uebermaß der Polizei nicht viel Sorge gemacht. In dem Punkte der „standesmäßigen Depense" steht der moderne Bauer, wie in so vielen anderen Stücken, der Aristokratie viel näher als der Bürgersmann.

Nur karge Bruchstücke und Ruinen der mittelalterlichen originellen Bürgersitte existiren noch. Sie sind in Deutschland die Ausnahmen geworden, während beim Bauernstande derlei Originalität die Regel geblieben ist. In oberdeutschen Landstrichen ist seit mehreren Menschenaltern bei bürgerlichen Frauen zuletzt noch das schwer mit Silber ausgezierte Mieder in Abnahme gekommen, die letzte Nachbildung desselben wird nur noch von geringeren Leuten getragen, während in den reicheren Familien das silberne Mieder der Großmutter allenfalls noch als Kuriosität aufbewahrt wird. Die münchener Riegelhauben sind ein ähnlicher kümmerlicher Rest bürgerlicher Originaltracht.

Merkwürdig genug ist im 18. Jahrhundert die bürgerliche Tracht allmählig aus der Hoftracht hervorgewachsen. Darin liegt eine bittere Ironie auf den falschen Universalismus des modernen Bürgerthums. In der neueren Zeit dagegen wirkt umgekehrt die nivellirte bürgerliche Mode auf die Hoftracht zurück. Die langen Hosen mit Stiefeln haben selbst an den Höfen die kurzen Hosen mit Schnallenschuhen und Strümpfen zu verdrängen begonnen, und Ludwig Philipp kokettirte mit dem bürgerlichen Oberrock und dem unvermeidlichen Regenschirme, damit bei seinem „Bürgerkönigthume" auch das Tüpfelchen auf dem I nicht fehle.

Ludwig Napoleon dagegen, dessen Politik sich gewiß nicht auf das Bürgerthum stützt, führt kurze Hosen und seidene Strümpfe wieder in den Hofsaal zurück. Die gesellschaftliche Centralisation beginnt der politischen über den Kopf zu wachsen, also ist es ganz naturgemäß, daß die Bürger nicht mehr die kurzen Hosen vom Hofe borgen, sondern umgekehrt der Hof die langen Hosen von den Bürgern. Im Mittelalter bestand die bürgerliche Tracht vielfach aus einer Kombinirung der höfischen und der bäuerlichen, dem socialen Charakter des „Mittelstandes" trefflich entsprechend.

Auch die örtliche Absonderung des Sprachdialektes ist bei dem Bürgerstande mehr und mehr verwischt worden. Während die Volkssprache bei den Bauern überall noch kräftig blüht, sind nur noch karge Ueberbleibsel original bürgerlicher, städtischer Dialekte vorhanden. Augsburg z. B. hatte früher einen eigenen Stadtdialekt, der jetzt nur noch in vereinzelten Trümmern fortlebt. Ja, es gab sogar in dieser durch ihr zähes Korporationswesen ausgezeichneten Stadt wieder scharf geschiedene Unterabtheilungen des Dialekts für die einzelnen Stadtquartiere. Das Alles ist fast ganz erloschen. Die Frankfurter dagegen haben den Ruhm, in ihrer „borjerlichen" Sprechweise ein Stück alten Bürgerdialektes lebendig erhalten zu haben, welches lediglich der Stadt als ursprüngliches Eigenthum gehört und wohl zu unterscheiden ist von der lokalen Färbung, die anderwärts aus dem Urquell des umgebenden ländlichen Idioms auch in die städtische Rede einfließt. Im Gegensatz zu original bürgerlichen Sonderdialekten ist es vielmehr nur durch den universalistischen Geist des deutschen Bürgerthums möglich geworden, daß sich ein allgemeines sogenanntes reines Deutsch als die möglichst dialektfreie Aussprache aller Gebildeten niedergeschlagen hat. In den größeren deutschen Städten hat sich eine eigene Art poetischer Lokalliteratur an den städtischen Dialekt geheftet. Aber diese bürgerliche Dialektpoesie, welche von Nante Strumpf, Hampelmann und Genossen singt, trägt so sehr den Stempel des Gemach=

ten, dichterisch Richtigen, daß sie, dem poesiegetränkten, recht aus dem Genius einer eigenthümlichen Sprachbildung herausgewachsenen Volkslied der Bauern gegenüber, die Bedeutungslosigkeit der städtischen Dialekttrümmer erst vollauf in's klarste Licht setzt. Das Dialektlied des Landvolkes schlägt neben den Tönen der Freude auch die des Schmerzes und der Wehmuth an, es steigt in die Tiefen des Gemüthes hinab, es spiegelt uns den Mann des Volkes in seiner gesunden, kräftigen Natur; die nach der Aepfelwein- oder Weißbierschenke duftenden Volksdichtungen der städtischen Dialekte bewegen sich fast immer in dem Kreise der Posse, der schlechten Satyre, sie malen uns den entarteten Bürger, die Jammergestalt des Philisters. Die wiener Volksposse, welche sich an kulturgeschichtlicher und kunstgeschichtlicher Bedeutung weit über Nante, Hampelmann und die anderen erhebt, tritt nicht in Widerspruch zu unseren Behauptungen. Wie die Musik derselben den steyerischen und tyroler Volksweisen abgelauscht ist, so ist auch weder der Hanswurst, noch Wastel, noch der Kasperl der wiener Vorstadtbühne ein geborenes wiener Stadtkind, sondern alle diese Gesellen sind historisch nachweisbar aus den steyerischen und tyroler Gebirgen in die Kaiserstadt eingewandert.

Was die Bewahrung eigenthümlich bürgerlicher Sitten betrifft, so ist allerdings immer noch ein großer Unterschied zwischen den Städten, deren größte Bedeutung und Blüthe wesentlich in eine frühere Vergangenheit fiel, und deren eigentlicher Aufschwung erst der neueren Zeit angehört. In den ersteren, namentlich in den ehemaligen Reichsstädten tönen uns freilich auch heute Nachklänge jenes alten Bürgerthumes entgegen, welches an seiner individuell charakteristischen Standessitte nicht minder treu festhielt, als der moderne Bauer. Aber diese Erscheinungen haben eben immer nur ein wesentlich antiquarisches Interesse. Die Selbstherrlichkeit des alten Innungsgeistes spricht sich da oft kaum noch in etwas Anderem aus, als daß etwa die Metzger und Bäcker durch allerlei überlieferte Bequemlichkeiten

im Gewerbsbetrieb das kaufende Publikum molestiren u. dgl. m. Sie verhält sich zu der Selbstherrlichkeit der Innungen von ehedem, wie ungefähr die Macht einer modernen städtischen Schützengilde zur Kriegsmacht des alten Hansabundes. Der Bürger einer solchen Stadt schlägt freilich sein Bürgerrecht immer noch unendlich höher an, als der Bürger eines specifisch modernen Gemeinwesens. Er fühlt seine persönliche Existenz gesicherter durch den Fortbestand von trefflichen alten Bürgerversorgungsanstalten und Stiftungen, und es ist noch nicht lange her, daß in Frankfurt der Bankerott eines Bürgers im Grunde nichts Anderes war, als die Vertauschung des mühseligen und gewagten Handelserwerbs mit irgend einem ruhigen städtischen Amtspöstchen.

Diese Sicherheit und Abgeschlossenheit der bürgerlichen Existenz kann aber, wie gesagt, nur noch als ganz vereinzelte Erscheinung gelten. Das Bürgerthum „von ächtem Schrot und Korn" ist nicht, wie man wohl meint, von ausschließlich konservativem Geist durchdrungen, gleichsam ein verfeinertes Bauernthum. Es ist durchaus qualitativ von letzterem unterschieden. In der mittelalterlichen Gesellschaft, wo ein Bauernstand im modernen Sinne noch nicht vorhanden war, spielte das Bürgerthum als eine Macht des socialen Beharrens wohl theilweise eine Rolle, wie sie jetzt dem Bauernthume zugefallen ist. Und doch gilt auch dies nur mit großen Einschränkungen. In den Kämpfen zwischen den Zünften und Geschlechtern, die das mittelalterliche Städteleben so lebendig charakterisiren, sind alle Elemente der großen modernen Kämpfe zwischen den verschiedenen Schichten der Gesammtgesellschaft bereits im engeren Raume auf einander gestoßen. Nur die Namen wurden gewechselt. Was damals Geschlechter und Zünfte hieß, das heißt jetzt historisch gegliederte und nivellirte Gesellschaft. Dergleichen Bewegungen im Inneren des Bauernthumes sind bis jetzt noch unerhört.

Die Geschichte keines anderen Standes ist so reich an

innerem Leben, an kräftigen Gegensätzen und deren unverhohlenem Widerstreit als die Geschichte des Bürgerthumes. Da gilt es nicht, wie bei den Bauern, einfache ruhende Zustände zu beobachten, sondern ein bewegtes Handeln, ein stetes Schaffen und Zerstören. Die ächt dramatischen socialen Konflikte sind das Wichtigste in der Städtegeschichte des Mittelalters. Darum schüttelt sich unser historisches Gefühl vor der Unnatur, mit welcher ein schwächlicher Seitenzweig der romantischen Schule vor einiger Zeit in Dichtung und Bildwerk das alte Bürgerthum als ein mattherziges Stillleben von zahmen biderben Handwerksmeistern und blondhaarigen Goldschmiedstöchterlein darzustellen sich befliß. Die derben thatkräftigen Männer und unruhigen Köpfe der alten streitbaren Städte haben sicherlich ganz anders drein geschaut. Und doch gibt auch diese Auffassung des massiven Bürgers kein volles und getreues Bild. Der Bürger — um es vorweg zu sagen — ist ein Charakter von doppelseitiger Natur. Diese streitsüchtigen alten Zünfte, die sich wohl das ganze Jahr hindurch in den Haaren lagen, diese kriegsgewaltigen Bürger, die, wie weiland die Kölner mit ihrem Erzbischof Konrad von Hochstetten, sich oft auf's Tapferste mit Rittern und Knechten im Felde schlugen, waren doch nebenbei auch wieder Spießbürger, die ihre Ruhe liebten und denen man oft viel bieten mußte, bis ihnen der Geduldfaden riß, und sie dann aber auch um so ingrimmiger ihre Schläge austheilten. Darum ist jener Wahlspruch, welcher „Ruhe" als die „erste Bürgerpflicht" bezeichnet, ganz aus der Seele des Bürgerthumes gesprochen, und ist doch dasselbe Bürgerthum die Seele aller großartigen Bewegung, alles socialen und politischen Fortschrittes in Staat und Gesellschaft gewesen. Beiläufig bemerkt, der kölner Reimchronist vom Jahre 1490, welcher die eben erwähnten blutigen Kämpfe zwischen den kölner Bürgern und Konrad von Hochstetten beschreibt, nennt — ob er selber gleich unter den Augen des erzbischöflichen Stuhles schrieb — die Schöffen, welche

jener frühere Erzbischof den Kölnern aufgedrungen, in bürgerlich bündigem Deutsch kurzweg Esel, welche, ob man sie auch in eines Löwen Haut stecke, dennoch, sowie sie nur das Maul aufthäten, sich sofort als Esel ausweisen würden. In diesem einzigen Zuge malt sich mehr ächte Charakteristik mittelalterlichen Bürgerthumes als in ganzen Dutzenden von romantisch lackirten Poesien und Gemälden aus der Zeit der älteren düsseldorfer Schule.

Friedrich List stellt in seinem „System der politischen Oekonomie" den „Manufakturisten" und den „Agrikulturisten" in schneidend scharfen Gegensätzen neben einander. Er sagt: „Beim rohen Ackerbau herrscht Geistesträgheit, körperliche Unbeholfenheit, Festhalten an alten Begriffen, Gewohnheiten, Gebräuchen und Verfahrungsweisen, Mangel an Bildung, Wohlstand und Freiheit. Der Geist des Strebens nach steter Vermehrung der geistigen und materiellen Güter, des Wetteifers und der Freiheit charakterisirt dagegen den Manufaktur= und Handelsstaat".

In diesem harten Ausspruch, den List dann freilich noch auf's Geistvollste weiter ausgeführt und begründet hat, liegt alsdann volle Wahrheit, wenn wir dem rohen Kleinbauern den höheren Industriellen gegenüber stellen; diese Wahrheit wird aber zunehmend bedingter und eingeschränkter, je mehr wir bei den Agrikulturisten zu dem größeren Gutsbesitzer aufsteigen, bei den Manufakturisten zu dem eigentlichen Kleingewerb zurückgehen. Wir stoßen hier wieder auf die bereits angedeutete zwiespältige Natur des Bürgerthumes. Der kleine Handwerker, namentlich in Landstädten, ist fast eben so stabil in Begriffen, Gewohnheiten, Gebräuchen und technischem Verfahren wie der Bauersmann. Er spielt auch in socialem und politischem Betracht eine ganz ähnliche passive Rolle. Nur mit dem großen Unterschied, daß diese Passivität bei ihm vielfach aus Gedrücktheit und Verkommenheit entspringt, ein Ergebniß stummer Entsagung, während das stille Beharren des Bauern sich als das Produkt eines naiven Naturlebens darstellt.

Der stabile Bauer ist gesund, der stabile Bürger ist krank. Der einsichtsvolle Staatsmann wird daher auf den passiven, nothgedrungenen Konservatismus des Kleinbürgers durchaus nicht das Gewicht legen, welches er dem natürlichen, angestammten Konservatismus des Bauern beilegen muß.

Die idealere Natur des Bürgerthumes weiß nichts von solcher Resignation. Ihr rechtes Lebenselement ist das Wetten und Jagen nach Erfindung, Vervollkommnung, Verbesserung. Die „Konkurrenz" ist ein ächt bürgerlicher Begriff; dem Stockbauer liegt er sehr fern. Der Bürgerstand alter und neuer Zeit in seiner großartigeren Erscheinung ist der zur Thatsache gewordene Beweis des Satzes, daß „die Kraft Reichthümer zu schaffen unendlich wichtiger sey, als der Reichthum selbst". Darum liegt die Gründung von Majoraten und Fideikommissen nicht im Geiste des Bürgerthumes, so sehr sie im Geiste der Aristokratie und des Bauernthumes liegen mag. Das beste bürgerliche Erbe ist die Kraft und gegebene äußere Möglichkeit, Reichthum zu erwerben, nicht der feste Besitz. Jener höchste Stolz starker Geister, Alles durch sich selbst geworden zu seyn, ist ein ächt bürgerlicher, im Gegensatz zu dem aristokratischen Stolz auf historischen Ruhm und ererbtes Gut. In Altbayern kann man Bauern sehen, die von ihrer Konfirmation bis zum Tode ein Baarkapital von 8 Gulden auf ihrer Sonntagsweste tragen. Die Weste hat nämlich normalmäßig 20 Knöpfe und jeder Knopf wird durch einen vollwichtigen Sechsbätzner gebildet. Der schweizer Bauer sagt entsprechend von einer bodenlosen Weingurgel: Sie säuft sich alle Knöpfe vom Rock ab. Diese Sitte, ein Baarkapital auf Rock oder Weste ruhen zu lassen, ist nur bei Bauern möglich, die überhaupt an dem Besitze des todten Kapitals eine seltsam kindische Freude haben. Ein ächter Bürger würde die 20 Sechsbätzner umschlagen bis mit der Zeit 20 Louisd'ors daraus geworden wären, und dann würde er doch noch lange keine goldenen Knöpfe auf die Weste setzen lassen.

Von den Heroen der neueren deutschen Nationalliteratur hat wohl keiner den gesunden, praktischen Mutterwitz, das scharfe Urtheil und die glühende Reformbegeisterung des deutschen Bürgerthumes in großartigerer Vereinigung persönlich dargestellt als Lessing. Und gerade Lessing war es, der den bekannten Ausspruch gethan, daß er, wo ihm Gott die Wahl ließe zwischen der Wahrheit selber und dem Streben nach Wahrheit, nach dem letzteren greifen würde. Das ist ein Wort voll stolzer, wahrhaft bürgerlicher Gesinnung! Nebenbei gesagt, Doktor Faust, der alte Schwarzkünstler sowohl als der goethe'sche, ist auch ein Bürgersmann gewesen. Der oben citirte Ausspruch Lists, daß die Kraft, Reichthümer zu schaffen, unendlich wichtiger sey, als der Reichthum selbst, ist die Uebertragung des allgemeinen lessingschen Satzes auf das besondere ökonomische Gebiet. Und in den beiden Aussprüchen liegt das Geheimniß, durch welches das Bürgerthum die oberste Macht der socialen Bewegung wird. Das Bürgerthum setzte die Zauberkraft dieser beiden Sätze als Hebel an, hier in dem Reiche des Geistes, dort in dem Reiche der materiellen Interessen, und so hat es sich mit diesen Sätzen die Hegemonie in der modernen Gesellschaft erobert.

Eine vorzügliche Bedingung der steten Reibung und Bewegung im Inneren des Bürgerstandes ist schon darin gegeben, daß derselbe die verschiedensten Berufsarten umschließt, während die Bauern wie der Grundadel wesentlich auf einen einzigen Beruf angewiesen sind. Bei den Mächten der socialen Bewegung, dem Bürgerthum wie dem vierten Stand, fällt der Beruf nicht mit dem Stand zusammen, bei den Mächten des socialen Beharrens deckt der Beruf den Stand. Darum sind die letzteren auch viel bestimmter abgegrenzt, viel leichter begrifflich zu definiren. Es gibt keine größeren Gegensätze des Berufes wie zwischen dem Kleingewerb und jener höchsten Geistesarbeit der wissenschaftlichen und der künstlerischen Beschäftigung, und doch umschließt beide das Bürgerthum. Aehnliche Gegensätze

wiederholen sich in anderen bürgerlichen Kreisen: der Kleinstädter, der Residenzstädter, der Reichsstädter, der Bürger einer großen Welthandelsstadt sind grundverschiedene Charaktere, und dennoch fühlen und wissen sie sich einig im Geiste des Bürgerthumes. Das geht dem Bauern ab. Gleich unterschiedlich in Gruppen gesondert, hat er sich zu dem Gesammtbewußtseyn eines allgemeinen deutschen Bauernthumes noch nicht aufschwingen können.

Jene gleichzeitige Ausprägung des Sondergeistes und des Einigungstriebes, welche als ein wesentliches Merkmal der Totalität unseres modernen Gesellschaftslebens nachzuweisen ist, erscheint nirgends so auffällig bei einem einzelnen Stande im Kleinen nachgebildet, als gerade beim Bürgerstand. Der Korporationsgeist ist bei unseren Gewerben immer noch am meisten rege, und seine Wiederbelebung im höheren Sinne wird nur vom Bürgerthume ausgehen. Und doch ist dasselbe Bürgerthum zugleich die Mutter jener konstitutionellen Weltanschauung, welche die Macht der Korporationen auf ein möglichst Kleinstes zurückführen will. Die ersten Vorzeichen der werdenden Selbstständigkeit des mittelalterigen Städtewesens kündigten sich darin an, daß die Bürger die Verwaltung des Gemeindeguts, die Handwerks- und Marktpolizei in ihre Hände nahmen. Und wie sonderthümlich hat sich diese Selbstständigkeit in der Verwaltung des städtischen Gemeinwesens dann weiter entwikkelt! Und dennoch ist es wieder dasselbe Bürgerthum, durch dessen nicht minder dem Allgemeinen zustrebenden Geist nachgehends die Centralisirung des Gemeindelebens durch den Polizeistaat erst möglich wurde. Also auch in dieser zwiespältigen Natur zeigt sich das moderne Bürgerthum wieder recht als der Mikrokosmus unserer gegenwärtigen Gesellschaft.

Bauernstand und Aristokratie, die Mächte des socialen Beharrens, sind einfache Bildungen, Bürgerthum und Proletariat, die Mächte der socialen Bewegung, aus mannigfachen Gegensätzen in Eins geschmolzene. Auch um

dieser im Bürgerstande vermittelten Gegensätze willen mag man ihn den „Mittelstand" nennen.

Namentlich ist es der deutsche Mittelstand, bei welchem der Trieb vorwärts zu dringen und die Lust am ruhigen Beharren sich fortwährend befehden. So schreitet das Genie des deutschen Gewerbfleißes rastlos zu neuen Erfindungen vor, überläßt es aber dann, in träge Ruhe wieder zurücksinkend, anderen Völkern, das Gefundene auszubeuten. Es ist ein idealistischer Zug im Charakterkopfe des deutschen Bürgers, daß er sich zur Ehre, aber Anderen zum Nutzen schafft, verwandt jenem ächt bürgerlichen Selbstbekenntniß, welches die Kraft zum Erwerben höher anschlägt als den Erwerb selber.

Der geschilderte Dualismus des Bürgerthumes bewirkt, daß jede der beiden äußersten politischen Parteien einen Groll auf dasselbe hat. Den Demokraten ist das Bürgerthum die Wurzel alles Stillstandes und Rückschrittes, den Absolutisten der Urquell aller Empörung und Ueberstürzung. Aber merkwürdig genug ist dabei die Scheu, welche beide Parteien zeigen, bei dieser Befehdung das Bürgerthum direkt beim Namen zu nennen. Die Demokratie hat es nicht gewagt, den ehrwürdigen deutschen Namen des Bürgers zu entweihen als Partei-Schimpfwort, weil sie gar wohl weiß, wie volksthümlich der Klang desselben ist. Und wie man so oft die französische Sprache gebraucht, um wenigstens den Gedanken zu geben, wo man sich vor dem Wort fürchtet, hat sie sich das Bürgerthum als „Bourgeoisie" erst in's Französische übersetzt, um dann, ohne zu erröthen, den Kampf gegen dasselbe beginnen zu können. Eben so wenig will es der Absolutismus Wort haben, daß er dem „eigentlichen" Bürgerthum zu nahe trete. Er schiebt darum das erdichtete Phantom eines „ächten" Bürgerthumes unter, welches als eine Art städtisches Bauernthum lediglich Ruhe und Beharren im politischen und socialen Leben darstellen soll, in der That aber gar nicht existirt. Diesem sogenannten „ächten" Bürgerthum wollen die Männer der politischen Er-

starrung um so geflissentlicher befreundet seyn, als sie damit das Gehässige einer Polemik gegen das wirkliche Bürgerthum als die entscheidende Macht der berechtigten socialen Bewegung von sich abzuwenden wähnen. Daraus erkennen wir aber erst vollauf, wie groß die bürgerliche Hegemonie in der modernen Welt seyn muß, da alle wenigstens vermeiden möchten, sich an dem Namen des Bürgerthumes zu vergreifen!

Der Grund zu der gegenwärtigen imposanten Stellung des Bürgerthumes wurde merkwürdiger Weise in der Zeit gelegt, wo der Wohlstand des mittelalterigen Städtewesens, die alte Blüthe von Gewerb und Handel bereits zu sinken begann. Ich meine die Reformationszeit. Diese ungeheure kirchlich-sociale Krisis hat für das geistige Uebergewicht des deutschen Bürgerthums auf Jahrhunderte dieselbe Bedeutung gehabt, wie sie die nicht minder riesige industrielle Krisis der modernen Maschinenerfindungen für das materielle Uebergewicht desselben haben wird. In diesen beiden Erscheinungen, die für uns durchaus nicht so heterogen sind als es Manchem bedünken mag, zeigt sich auf's Wunderbarste die Kraft der socialen Bewegung im Bürgerthume. In den Reformationskämpfen rang sich der bürgerliche Geist zur Autonomie auf im kirchlichen und wissenschaftlichen Leben. Dieses einseitige spiritualistische Vorwärtsdringen erzeugte einen Gegenschlag, der auf die materielle Existenz zurückfiel: der 30jährige Krieg vernichtete den bürgerlichen Wohlstand, und die arme und armselige Zeit nach demselben schuf aus dem stolzen mittelalterigen Handwerker und Kaufmann — den demüthigen deutschen Philister. Aber die große Reformation der modernen Industrie wird auch dem bürgerlichen Gewerb die verlorene Autonomie wieder gewinnen, sie wird ein neues sociales Gebilde des Bürgerthumes nicht minder erzeugen, wie die kirchliche Reformation vor 300 Jahren ein solches erzeugt hat.

Nur bei den germanischen Völkerfamilien im europäischen Nordwesten existirt noch ein vollwichtiger, geschlos-

sener Bürgerstand, und nur diese germanischen Völker haben die kirchlichen Reformationskämpfe nach ihrer ganzen Tiefe durchgefochten.

Schon bei den Vorspielen der Reformation war es das deutsche Bürgerthum, welches die Kraft der geistigen Bewegung für sich erprobte. Der Historiker Heinrich Rückert sagt in seinen „Annalen der deutschen Geschichte": „Es war etwas Bürgerliches in all' den deutschen Mystikern seit der Mitte des 13. Jahrhunderts, aber der von allen Schlacken gereinigte, tiefste Gehalt dieses bürgerlichen Geistes. Nichts mehr von dem phantastischen Schwunge der ritterlichen geistlichen Poesie, dafür aber desto mehr Zurückgehen auf die Wirklichkeit in den innerlichsten Zuständen des Menschen, über welche dort eine Art von religiösem Rausche hinweggeführt hatte, und das Bemühen, sich nicht bloß augenblicklich über sich selbst zu erheben, sondern das Christenthum als ein stets wirkendes Lebensprincip eins mit ihnen zu machen, und eine Gesinnungserneuerung hervorzubringen, aus welcher dann die Bethätigung dieses neuen Geistes im Leben von selbst folgte. Dieses große, ächt praktische Element war der Grund, warum die Richtung in der Nation fortwährend größeren Anklang fand. . . . ."

Das Eindringen der klassischen Literaturstudien, welches der Reformation die Wege ebnete, fand seine obersten Vertreter im Bürgerstande. Die satyrischen Vorboten der großen Bewegung, Sebastian Brandt, Heinrich von Alkmar, Thomas Murner u. a., stellen eine ganz entschieden sociale Agitation aus dem Schooße des Bürgerthumes dar.

Deutsche Reichsstädte waren es, welche die Reformation unter den Ersten in bürgerlicher Kühnheit und mit bürgerlichem Trotz in Schutz nahmen. — Luther selber in seiner dualistischen Natur ist ein wahres Urbild eines deutschen Bürgers. Der Drang, eine verrottete Welt aus ihren Angeln zu heben und zugleich das Bewußtseyn, daß nur in dem Anklammern an das Beharrende und Bestehende die wilden

„Schwarmgeister" gebannt werden könnten, kämpfte unablässig in seiner Brust. Daher so manche Widersprüche in seinem Leben, die nicht aus mattherzigem Verzagen, sondern aus der Tiefe des Kampfes selber quollen. Es sind die Widersprüche des deutschen Bürgerthumes.

„Warum thut man nicht, wie im Volke Israel geschah, da nur Einer König blieb? Seinen Brüdern gab man etwas, und ließ sie den Anderen im Volke gleich seyn. Müssen's denn alle Fürsten und Edle bleiben, die fürstlich und edel geboren sind? Was schadet es, ein Fürst nehme eine Bürgerin und ließe ihm begnügen an eines Bürgers Gut? Wiederum eine edle Magd nehme auch einen Bürger? Es wird doch die Länge nicht tragen, daß eitel Adel mit Adel heirathe. Ob wir vor der Welt ungleich sind, so sind wir doch vor Gott alle gleich, Adams Kinder, Gottes Kreatur, und ist je ein Mensch des anderen werth". Liegt in diesen Worten Luthers nicht bereits der ganze ausgleichende sociale Universalismus modern bürgerlicher Weltanschauung ausgesprochen? Man hat in unseren Tagen in einem deutschen protestantischen Staate eine Zusammenstellung social und politisch radikaler Stellen aus Luthers Schriften polizeilich konfiscirt. Eben so gut könnte aber auch eine demokratische Regierung eine Blumenlese von Aussprüchen aus des Reformators Werken konfisciren, weil sie zu „reaktionär" seyen. Das ist nicht bloß Luthers, sondern des ganzen deutschen Bürgerthumes zwiespältige Natur.

Neuere Schriftsteller haben mit Recht hervorgehoben, wie die erschütternden Erfolge Luthers auf's Engste damit zusammenhingen, daß er seine Predigt an das deutsche Volk gerichtet habe. Allein ein Volksthum im modernen Sinne bestand damals noch nicht. Durch seine Stellung inmitten des Bürgerthumes ist Luther erst in zweiter Linie volksthümlich geworden. Die damaligen Bauern wußten bekanntlich dem socialen Demagogen und Wühler Karlstadt viel mehr Geschmack abzugewinnen, als dem bürgerlichen Reformator Luther. Karlstadt und Luther ver-

halten sich in socialem Betracht zu einander wie die Ausgleichungswuth des vierten Standes zu den versöhnenden und vermittelnden gesellschaftlichen Tendenzen des Bürgerthumes.

Jener oberste sittliche Grundsatz des Protestantismus, der den Kampf um die Gottseligkeit von dem Felde der äußeren Werke in die Tiefen des inwendigen Menschen zurückversetzt, entspricht dem Geiste des Bürgerthumes, welchem das Ringen nach Erwerb höhere Kraft und mächtigeren Reiz birgt als der Besitz des Erworbenen selber. Die katholische Kirche besitzt — aristokratisch — ein liegendes, in seinem Grundstock unveräußerliches Kapital von Gnadenmitteln, der Protestantismus kennt — bürgerlich — nur das Ringen nach dem Erwerb der Gnade durch den Glauben, und seine Dogmatik gibt der Kirche nirgends einen rechtlichen Besitztitel für das feste, ruhende Kapital eines eigentlichen Gnadenschatzes.

Gerade dieser bürgerlichen Richtung im Protestantismus konnte sich auch der Katholicismus auf die Dauer nicht entziehen, er ist in Messe und Predigt und allerlei anderen Kultusformen, in der Zugänglichkeit der verdeutschten heiligen Schrift für die ganze Gemeinde und in vielen weiteren Stücken bürgerlicher geworden, während hier früher der priesterlich aristokratische Charakter vorwaltete. Darin zeigt sich eine der entscheidenden socialen Konsequenzen der Reformation.

Der protestantische Kultus, der Kirchenbau und was damit zusammenhängt, ist bis zum Uebermaß bürgerlich, d. h. schlicht, nüchtern, verständig, praktisch, aber auch ungemüthlich und poesielos. Ganz ebenso zeichneten wir oben die neuere Bürgersitte. Der Prunk der katholischen Kirchengebräuche läßt sich bald als aristokratisch, bald als volksthümlich bäuerisch bezeichnen. Die Bauern katholischer Landstriche schmükken ihre Kirchen und Heiligenhäuschen in der Regel weit lebhafter aus als selbst die reichsten städtischen Gemeinden. Das

ist eine ganz natürliche Konsequenz ihrer bunten Röcke und ihrer riesenmäßigen Hochzeitschmäuse.

Der protestantische Choral in schwerem Gleichschritt, ernst, schmucklos, in den einfachsten Urformen der Melodie und Harmonie sich bewegend, dabei aber von der ganzen Gemeinde gesungen, ist bürgerlichen Gepräges. Die katholischen Kirchengesänge sind dagegen entweder vorwiegend kontrapunktisch-aristokratisch, oder bei den allgemeinen Chorgesängen an das bewegliche Volkslied, an den sinnig gemüthlichen Bauerngesang anschließend. Es ist eine interessante sociale Erscheinung, daß der Protestantismus das eigentliche neuere Volkslied, das Bauernlied, welches die Naivetät des religiösen Gefühles oft so ergreifend ausspricht, von seinem Kultus strenge fern gehalten hat.

Ohne Luthers deutsche Bibel, ohne die durch dieses Werk hervorgerufene Feststellung einer allgemein deutschen Sprechart und Schreibart wäre der moderne Universalismus des Bürgerthums gar nicht möglich gewesen. Denn seine oberste Voraussetzung ist die, daß die Scheidungen der Stände gekreuzt werden durch die große Querlinie, welche lediglich eine gebildete und eine ungebildete Gesellschaft abtheilt. Diese „gebildete Gesellschaft" ist aber im Gegensatz zur gelehrten Welt nur möglich geworden durch Luthers Centralisirung der deutschen Schriftsprache.

Man hat aber die Reformation in neuerer Zeit häufig genug, ganz im Gegensatze zu unserer Ausführung, als den wahren Ruin des deutschen Bürgerthumes hingestellt. Es wird Niemand leugnen, daß in Folge des religiösen Zwiespaltes und der daraus hervorgegangenen Bürgerkriege der Wohlstand der deutschen Städte fast gänzlich zerstört worden ist, daß in der Zeit nach dem 30jährigen Kriege auch aller geistige Aufschwung gebrochen erscheint, und der lederne deutsche Philister neben dem ächten Bürger Platz gewinnt. Und dennoch ist seit der Reformation die ideele Macht des Bürgerthumes gegenüber den anderen Ständen stätig gewachsen, in dem Maße gewachsen, daß viele heut zu Tage mit

einem Scheine von Recht der Ansicht sind, es gäbe gar keinen anderen berechtigten Stand mehr als den Bürgerstand. Dergleichen zu behaupten, wäre im Mittelalter, wo das Bürgerthum angeblich in höherer Blüthe gestanden haben soll, baarer Wahnsinn gewesen. Das Bürgerthum mußte freilich auch seinen Theil von der allgemeinen socialen Erschlaffung des 17. und 18. Jahrhunderts hinnehmen, allein auch diese allgemeine Erschlaffung darf vom weltgeschichtlichen Standpunkte nur als ein rasch vorübergegangenes Zwischenspiel angesehen werden. In der Reformation, als in der eigensten That des deutschen Bürgergeistes, ist demselben erst recht seine neue Sendung in der gesellschaftlichen Welt aufgegangen, nämlich die entscheidende Macht der socialen Bewegung zu seyn. Und in der Erkenntniß und Erfassung dieses Berufes war der Keim einer neuen vorher nicht geahnten socialen Machtvollkommenheit des Bürgerthumes gegeben.

Der Bürgerstand der Perücken- und Zopfzeit erscheint freilich in keinem besonders vortheilhaften Lichte, wenn man ihn für sich allein betrachtet. Er hebt sich aber um so glänzender ab, wenn man ihn mit der gleichzeitigen Gesunkenheit der höheren Stände zusammenhält. Gerade in diesen trübseligen Tagen bewährte sich das konservative Element, welches namentlich dem kleineren Gewerbstande einwohnt. Er blieb wenigstens sittlich konservativ, während die Aristokratie in sittlicher Auflösung unterzugehen drohte. In treuer, stiller Arbeit, im ehrenfesten frommen Familienleben war und blieb der deutsche Handwerker damals national, ob ihm gleich das klare nationale Bewußtseyn erloschen war. Politisch war er eben nicht mehr und nicht minder auf dem Hund wie alle anderen Stände. Aber social war er, aus dessen Schooße eben erst die gewaltigste Bewegung hervorgegangen war, in selbiger Zeit fast die einzige erhaltende Macht im Staate, welche verhütete, daß die Gesellschaft nicht in sittlicher Fäulniß auseinanderfiel. Der Bauer war fast noch eine sociale Null. Die unverdrossene zähe Arbeit des

kleinen Gewerbes in einer Zeit, wo das große in Deutschland beinahe zerstört war, bildet die Brücke zu dem modernen industriellen Aufschwung. Ohne ihre kummervolle Ausdauer würde die rasche Blüthe des modernen Industrialismus nicht möglich gewesen seyn, ohne ihre Pietät für die Reste des alten Innungswesens, in welche erst der Polizeistaat des 19. Jahrhunderts mit barbarischer Hand eingriff, würde das deutsche Bürgerthum sich heute bereits in ein bürgerliches Proletariat aufgelöst haben.

Das 17. und 18. Jahrhundert zeigte den Sondergeist des deutschen Bürgerstandes inmitten trostloser Gesammtzustände in seiner größten Glorie. Daß uns heute noch die Begriffe des „bürgerlichen" und des „ehrbaren" als sehr nahe verwandt, wohl gar als identisch gelten, datirt von daher. In Frankreich, wo gerade in jenen Jahrhunderten das große Werk der Centralisation vollzogen wurde, wo der Kleinbürger nicht die Kraft hatte, sich Angesichts der nivellirenden Sittenverderbniß in seine Sonderthümlichkeit einzuspinnen, wo das Städtewesen gleichbedeutend wurde mit dem Wesen der einen großen Hauptstadt, nahm der Bürger auch viel mehr Gutes und Böses der höheren Stände zu sich herüber. In Deutschland braucht man einen Schuster oder Schneider auch nur von hinten zu sehen, so steht es ihm doch schon auf dem Rücken geschrieben, daß er ein Schuster oder Schneider ist. In Paris soll das nicht der Fall seyn. Aber wir beneiden den französischen Bürger nicht um diese allgemeine Glätte der äußeren Haltung und Manier. Denn diesem deutschen Schuster, dem seine Schusterschaft sogar auf dem Rücken lesbar geschrieben steht, steht auch das gute Vorurtheil daneben geschrieben, daß er ein ehrbarer, ganzer Schuster sey, und kein Windbeutel.

Ein französischer Schriftsteller, Charles Nodier, zeichnet für die sociale Verderbniß von Paris, wo der bürgerliche Sondergeist keine rettende Macht mehr ist, wo die politische Centralisation die guten Elemente so innig mit den schlechten zusammengeschmolzen hat, daß auch das ursprüng-

liche Gute vergiftet werden muß, eine furchtbar ernste Parallele: „Sobald eine ungeheure Stadt alle Verirrungen des Menschengeistes, alle Thorheiten der falschen Politik, die Verachtung der heiligen Wahrheiten, die Wuth schimmernder Neuerungen, den nackten Egoismus und mehr Sophisten, Dichter und Seiltänzer vereinigt, als für zehn verdorbene Generationen hinreichte, dann wird sie nothwendig die unbedingte Königin der Städte. Rom hatte bei den häufigen Einbrüchen des Nordens seine Konsuln, seinen Senat, seine Redner, seine Krieger nicht mehr, es stellte den Barbaren nur noch Schauspieler, Freudenmädchen und Gladiatoren entgegen, die schmachvollen Reste einer übertriebenen und entsittlichten Civilisation, die aus allen Mistpfützen hervortrat, und Rom blieb die Hauptstadt der Welt!“

So viele studirte Leute, die, von ihrer eigenen Abstraktion geblendet, in der Wirklichkeit nur noch eine nivellirte Gesellschaft vorhanden finden, von all' dem Korporationstrieb aber, dem Sondergeist, dessen Spuren wir so emsig aufsuchen, keinen nennenswerthen Rest mehr wahrnehmen, möchten wir doch nur ganz einfach an ihre Studentenjahre erinnern. Die deutschen Universitäten sind eines der merkwürdigsten Denkmale historischer „Gliederung der Gesellschaft“. In ihnen webt der alte Geist jenes deutschen Bürgerthumes, welches sich in dem engeren Banne der Korporation erst recht stark und frei weiß. Der Student, wenn er zur Hochschule kommt, hat nichts Eiligeres zu thun, als sich nach streng geschiedenen Körperschaften, in Burschenschaften, Landsmannschaften ꝛc. zu sondern. Er thut dies nicht um irgend einer Reaktion willen, sondern kraft seiner akademischen Freiheit und zur vollsten Ausbeutung derselben. Die Naivetät des jugendlichen Geistes sucht die sociale Gliederung auf, das abgelebte Alter zerfließt in der Allgemeinheit. Den Studenten, der keiner besonderen Körperschaft angehören, der nur als Student in abstracto leben will, nennt die sinnreiche deutsche Burschensprache ein „Kameel“. Sie verbindet mit diesem nicht schmeichelhaften Titel vorab den Be=

griff des altklugen, ledernen Egoismus, der eine kahle Allgemeinheit nur darum ausschließlich gelten lassen möchte, damit er sich recht ungestört in seine persönlichen Privatneigungen einpuppen kann. Solche sociale Kameele sind nun auch jene „allgemeinen Staatsbürger", welche bei sich fertig geworden sind mit allen geschichtlichen Gliederungen und berechtigten Besonderheiten der Gesellschaft.

Die unschätzbare Gesammteinrichtung des deutschen Universitätswesens ist überhaupt nichts Anderes als ein Ausfluß des bürgerlichen Korporationsgeistes im Mittelalter. Eine höchst freisinnige und eine höchst konservative Einrichtung zu gleicher Zeit, eine praktische Formulirung des ständischen Sondertriebes, und doch eben darum die feste Burg einer über alle Standesgliederung hinausgehenden freien Wissenschaftlichkeit!

In Deutschland, wo jedem Schuster seine Schusterschaft auf dem Rücken geschrieben steht, wurde Jakob Böhme geboren, der Fürst aller Schuster, der Philosophus teutonicus, Hans Sachs, „Schuhmacher und Poet dazu", Winkelmann, des armen Schusters von Stendal Sohn. Und Goethe, das frankfurter Bürgerkind, achtete es seiner Dichterherrlichkeit nicht zu gering, den Reimen des alten nürnberger Poeten und Schuhmachers, sie nachbildend, erneuten Glanz zu schaffen. Nur Völker, bei denen das Bürgerthum sich so ständisch ausgeprägt erhielt, wie bei den Deutschen und Engländern, haben in der Uebergangsperiode vom Mittelalter zur modernen Zeit drei so wunderbare Genies als wildwüchsige Natursöhne dieses Bürgerthumes besitzen können, wie das Kleeblatt: Luther, Shakespeare und Jakob Böhme.

Der ganze Aufschwung der deutschen Nationalliteratur im 18. Jahrhundert ist durchdrungen und getragen von bürgerlichem Geiste. Es ist die bewegende, vorwärts treibende, nivellirende Charakterseite des deutschen Bürgers, die hier in einseitig ursprünglicher Gewalt zu Tage bricht. Die Franzosen haben sich die Anerkennung des dritten

Standes mit dem Schwerte des Bürgerkrieges und der Revolution erfochten, wir haben uns dieselbe erschrieben und ersungen. Und unmittelbar an den socialen Sieg des deutschen Bürgerthums, das man bereits versunken und todtgesagt, an seinen Sieg durch die Reformation der Kirche, der Kunst und der Wissenschaft, knüpft sich der neue Anlauf des modernen Industrialismus, dessen sociale Folgen noch Keiner absehen kann.

Jene Zweiglinie der streng katholisch-konservativen Richtung, welche für die Erneuerung des alten Glanzes ihrer Kirche auch die Restauration des mittelalterlichen Ständewesens fordert, durchschaute am frühesten die sociale Folgereihe der bezeichneten Geisteskämpfe. Sie verdammte die ganze Entwickelungsgeschichte des Bürgerthumes seit dem 16. Jahrhundert als eine Thatsache des Protestantismus. Unsere ganze neuere Nationalliteratur, Lessing, Klopstock, Herder, Goethe, Schiller, war ihr zu „protestantisch", und sie faßte dieses Wort nicht bloß in seiner religiösen, sondern auch in seiner socialen Bedeutung. Der Kultus des Genius, welcher sich an jene großen Namen heftete, mußte dieser Richtung ein Greuel seyn, denn sie fühlte wohl heraus, daß die neuere Nationalliteratur der Zertrümmerung der alten Stände eben so gut in die Hände gearbeitet hatte, als dies die Revolution gethan. Es ist oft genug hervorgehoben und bis in's Einzelste durchgeführt worden, wie gerade die Helden unseres klassischen Schriftthums sich nicht frei machen konnten von weltbürgerlicher Schwärmerei, und ob sie gleich ihre Nation warm im Herzen trugen, doch das Nationalitätsbewußtseyn vorwiegend als hemmende Fessel und Schranke ansahen auf dem Pfade der allgemeinen Humanität. Man legte mit philologischer Pedanterie den modern nationalen Maßstab an die Worte Lessings, Herders, Goethe's, und die alten Meister bestanden schlecht in diesem Examen. Hätte aber die gleiche Pedanterie obendrein unseren Standpunkt einer geschichtlichen Organisation der Gesellschaft zum Maßstabe für die Be-

urtheilung jener Literaturfürsten genommen, so würden dieselben vollends gar nicht bestanden haben. Die streng katholische Seite fühlt recht gut, daß Schiller und Goethe weit gefährlichere Träger und Verbreiter des protestantisch-bürgerlichen Geistes waren als ganze Dutzende berühmter Theologen. Denn die Totalität des modernen Geistes, in sofern er in Gegensatz zu dem Mittelalter tritt, ist ihr gleichbedeutend mit dem protestantischen Geiste. Sie fühlt, daß Schillers und Goethe's weltbürgerliche Philanthropie, der alle gesellschaftlichen Unterschiede überbrückende, dichterische und philosophische Universalismus dieser Poeten der gebildeten Schicht des Bürgerthumes erst recht das Bewußtseyn geweckt hat, daß es die Macht der socialen Bewegung sey. Täuschen wir uns nicht: diese Dichterfürsten waren die Apostel des in seinem Bewegungs- und Ausgleichungsdrange mächtigen Bürgerthumes, ja wohl noch mehr: die Propheten des vierten Standes!

Der deutsche Bürger ist einer politischen und socialen Schwärmerei, die sich ihm als System, als Theorie aufdrängt, unzugänglich, aber in Versen mag er gerne mitschwärmen für Weltbürgerthum und Aufhebung aller Standesunterschiede, für den nackten Menschen; und der stockreaktionäre Philister, der in der Praxis alle Freiheit und Gleichheit zum Teufel wünscht, klatscht sich die Hände wund, wenn Don Juan singt: „hier gilt kein Stand, kein Name" und dann das Tutti in hell schmetternden Trompetentönen aufjubelt: „Hoch soll die Freiheit leben!"

Sind aber die edelsten Geister der Nation wirklich Apostel des Bürgerthumes als des Standes der reformatorischen socialen Bewegung, ja wohl gar Propheten des vierten Standes gewesen, dann ist uns dies eben nur eine Bürgschaft mehr für die innere Berechtigung dieser bewegenden Mächte neben denen des Beharrens, und wenn etwa der vierte Stand dermalen noch im Schlamm der Zerfahrenheit und Nichtsnutzigkeit steckt, so sind wir darum

so wenig befugt ihm seine Zukunft abzusprechen, als wir's dem Bürgerthum werden absprechen können, daß ihm die Gegenwart gehört.

Die griechische Kunst zur Zeit des Perikles.

(Von K. Schnaase.)

Wenn wir die früheren Entwickelungsstufen der griechischen Kunst, ihre Vorhallen, durchschreiten, und dann dem Zeitpunkt ihrer höchsten Gestaltung nahen, so ergreift uns ein Gefühl der Ehrfurcht, als ob wir ein geweihtes Heiligthum betreten. So würdevoll und erhaben blicken die Gestalten in ihrer ruhigen Schönheit auf uns, daß wir mit schüchternem Fuße herangehen, und das Wort sich in die Brust zurückdrängt, um nichts zu äußern, was so hoher Gegenwart unziemlich wäre. Wenn in der Kunst ein göttlicher Geist lebt, so hat er sich hier verkündet, und seine Nähe erfüllt uns mit schweigender Bewunderung. Gewiß ist es ein Geist freudiger und dankbarer Frömmigkeit, der hier zu uns spricht, und den wir nicht mit Unrecht verehren.

Schon vor dem Perserkriege hatte sich das griechische Selbstgefühl, das Gefühl für Maß und Gesetzlichkeit, für Tugend und männliche Kraft zugleich mit dem Bewußtseyn, daß Hellas die Heimath dieser schönen Eigenschaften sey, entwickelt. Schon damals begann Pindar seinen stolzen Gesang, in welchem alles Schöne und Edle, die Furcht der Götter, die Gastlichkeit und edle Sitte, die Schönheit

und Macht der Städte, so begeistert gepriesen werden. Der heldenmüthige Widerstand des kleinen Volkes gegen die zahllosen Schaaren des großen Königs war die Wirkung dieser Begeisterung. Aber erst in diesem Widerstande hatte sich der Geist des Griechenthums bewährt und war bekanntes und wohlerworbenes Gemeingut geworden; freudige Dankbarkeit gegen die heimischen Götter, die Beschützer des Rechts und des Muthes, verband sich mit dem unverkümmerten Genusse der geistigen Gaben, die sie verliehen hatten. Daher schwand denn nun jene ängstliche Besorgniß vor der Ueberschreitung des Maßes, welche die allzustrengen Gesetze und die gedrungenen schweren Formen der Kunst hervorgerufen hatte, und die Gemüther erhoben sich frei und kühn und entfalteten ihre höchste Schönheit, die, wenn sie auch das Loos alles Menschlichen theilend, schnell verblühen und entarten sollte, dennoch ein Vorbild gewährte, zu dem alle Zeiten hinaufblicken.

In zwiefacher Gestalt hatte sich die Kraft Griechenlands in dem großen Kampfe gezeigt. Jene harte spartanische Tugend, die höchste Leistung des rein dorischen Sinnes, in ihrer unbeugsamen Beharrlichkeit und ihrer rücksichtslosen Aufopferung glich den muskelstarken, gleichmüthig kalt lächelnden Gestalten des früheren Styles; daneben aber trat die gewandte Klugheit, der unternehmende Muth der Athenienser noch leuchtender hervor. Die Aufopferung des Leonidas bereitete den Sieg vor, das kühne mit fester Hand ausgeführte Wagniß des Themistokles errang die Palme. Dort haftete, wenn es erlaubt ist, die That als ein Gleichniß des Sinnes zu gebrauchen, aus dem sie hervorging, der Geist noch auf dem Boden und wußte nur todesmuthig darauf zu sterben; hier hob er sich geflügelt darüber empor und fand seine Heimath auch auf dem beweglichen Elemente des Meeres. Es war gewiß nothwendig, es war aber auch entscheidend für die weitere Entwickelung des griechischen Geistes und wir können sagen der Welt, daß nunmehr Athen den Vorrang der Macht und des Reichthums in Griechenland

erlangte, und daß der gewandte, bewegliche Geist des jonischen Stammes die feste, gediegene Form des dorischen bleibend durchdrang. Wer vorzüglich auf die dauerhafte Ausbildung der Staaten und der bürgerlichen Sitte sieht, mag diesen Gang der Dinge vielleicht beklagen; für Kunst und Wissenschaft war er unleugbar von entschiedenem Vortheile. Das feinste Schönheitsgefühl, der scharfe Verstand, der philosophische Geist fanden in den Mauern Athens für lange Zeit ihre Heimath. Die großen Tragiker, welche in wenigen Jahren auf einander folgten, das kühne Wagniß der aristophanischen Komödie werden immer unerreicht bleiben; der feine, gedrängte Scharfsinn der attischen Beredtsamkeit gibt allen Zeiten ein Muster, und an der klaren Tiefe, der anmuthigen Gründlichkeit, dem engelreinen Ernst der platonischen Philosophie üben und stärken sich die verwandten Geister der spätesten Generationen. Nicht geringer aber wuchsen auf diesem Boden die bildenden Künste, in ihnen vielmehr gewahren wir den Mittelpunkt aller dieser verschiedenen Bestrebungen, und die dauerhafte Blüthe des griechischen Sinnes.

Für die Entwickelung der Kunst war die Zerstörung des von seinen Bewohnern verlassenen Athen durch die Perser ein wichtiges Ereigniß. Sie gab Gelegenheit, die Stadt neu zu erbauen und wie eine Siegestrophäe kostbar zu schmükken. Schon Themistokles eröffnete die Reihe neuer Bauten, indem er die lange Mauer, welche die Stadt mit dem Hafen verbinden und dadurch Athen von der Landseite sichern sollte, begann. Bald zu Cimons Zeit, konnte man schon weiter gehen als auf das bloß Nützliche, der Tempel des Theseus, des einheimischen Heroen, wurde angefangen, und nicht lange so dachte man an Erneuerung aller von den Persern zerstörten Heiligthümer. Um diese Zeit war es denn, wo Perikles an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten kam, dessen eindringende Klugheit und redlicher Sinn ihm den Ruhm erwarb, seinem Volke neben der vollen Freiheit der demokratischen Verfassung die Vortheile der Alleinherrschaft verliehen

zu haben. Im Besitze der Volksgunst und bei dem Reichthum, den die Beisteuern der Bundesgenossen dem Staate, die Herrschaft über sie und die Blüthe des Handels den Einzelnen verschaffte, gelang es ihm, ungeheure Summen auf die reichste, aber auch würdigste Weise zur Verherrlichung der Stadt zu verwenden. Auf der Akropolis, der hochgelegenen Burg von Athen, gründete er das große Heiligthum der Beschützerin von Attika, der Pallas, nach ihr Parthenon, der Tempel der Jungfrau, genannt. Prachtvolle Treppen und Vorhallen, Propyläen, bildeten den Zugang von der Stadt zur Akropolis. Innerhalb derselben war ein uraltes Heiligthum, mehreren atheniſchen Schutzgöttern in verschiedenen Abtheilungen gewidmet, besonders dem Erechtheus, auch dieses wurde erneuert. Außer den Tempeln der Götter wurde aber auch für die Feste gesorgt, welche bekanntlich den Griechen nicht bloß die Bedeutung eines erheiternden Spieles, sondern auch einer religiösen Feier hatten. Ein steinernes Theater wurde begonnen, das Odeon schon unter Perikles vollendet. Auch das benachbarte Eleusis, der Sitz der von den Athenern so hochgehaltenen Mysterien, wurde um diese Zeit auf das Reichste geschmückt, und andere attische Orte, Rhamnos, Sunion, Thorikos erhielten mehr oder weniger prachtvolle Tempel. Diese Bauwerke durften natürlich, zumal nach griechischen Begriffen, angemessener bildlicher Ausstattung nicht entbehren, und es entwickelte sich daher in Athen eine künstlerische Thätigkeit, die vielleicht ohne Gleichen in der Geschichte ist, und auf welche die Freigebigkeit und der Kunstsinn der athenischen Bürger Summen verwendete, die für jene metallarmen Zeiten von höchster Bedeutung waren. Man berechnet die Ausgaben der perikleischen Bauten auf mehr als 2000 Talente, mehr als $3^1/_2$ Millionen Thaler unseres Geldes, während die gesammte jährliche Einnahme des athenienſiſchen Staates höchstens auf 1000 Talente geschätzt wird. Ein ganzes Heer von Künstlern aller Art, Baumeister, Zimmerleute, Bildhauer,

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Schmiede, Steinmetzen, Goldarbeiter, Elfenbeindreher, Maler, Sticker und Bildschnitzer (so zählt ein alter Schriftsteller sie auf) wurde dabei beschäftigt. Die Seele aller dieser Unternehmungen aber und das leitende Haupt in allen Kunstzweigen war Phidias, der Freund des Perikles, dessen eigene plastische Werke wir unten näher betrachten werden, und nach dessen Namen mit Recht der Styl dieser Zeit benannt wird.

Die Stürme der Jahrhunderte haben furchtbar unter diesen herrlichen Schöpfungen des attischen Geistes gewüthet. Schon die römischen Kaiser begannen mit habgieriger Prunksucht die Tempel und Märkte Griechenlands ihres Schmuckes zu berauben, christlicher Eifer mag Manches zerstört haben. Barbarische Eroberer, Slaven und die rohen Helden der Kreuzzüge, dann Venetianer und Türken hausten auf dem geweihten Boden der höchsten Kunstblüthe. Der Zahn der Zeit nagte an den vernachlässigten Mauern, die Wuth des Krieges, Feuersbrünste griffen sie mit rascherer Zerstörung an; bei der Belagerung durch die Venetianer im Jahre 1687 litt der Parthenon sogar durch eine Pulverexplosion. Ueberdies opferte unwissende Habsucht die edle Form des Marmors, um den Kalk zu kahlen Wänden wohlfeiler zu erlangen. Als darauf seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts kunstliebende Reisende zu den Monumenten durchdrangen, sie zeichneten und maßen, wurden sie auch eine Fundgrube der Sammler und Kunsthändler, bis endlich Lord Elgin mit großen Anstrengungen und Kosten die bedeutendsten plastischen Werke des Parthenon und Theseustempels aus den Mauern, an denen sie mehr als 2000 Jahre gehaftet, herausnahm, damit sie zuletzt im britischen Museum ihre Stelle fänden. Ein Raub, den man bedauern mag, der aber, zumal während noch die Türken Besitzer des Landes waren, nur heilsam erscheinen konnte, und dem wir den leichteren Genuß und die fruchtbarere Einwirkung dieser unvergleichlichen Bilder auf europäische Kunst verdanken. Dennoch aber ist das Erhaltene noch höchst bedeutend und nimmt die begeisterte Bewunde-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

rung und langjährige Studien der Alterthumsforscher und Architekten in Anspruch.

Der Styl dieser Bauten des perikleischen Zeitalters ist meistens noch der dorische. Ihn finden wir am Parthenon, an den Propyläen der Burg, am Theseustempel, in den anderen Tempeln des attischen Gebiets. Nur der Tempel des Erechtheus und ein kleiner Tempel am Ilissus, dessen Gottheit wir nicht wissen, sind im jonischen Style errichtet; größere Bauten im korinthischen Style kannte diese Zeit noch nicht. Aber der Dorismus hatte sich von den kurzen, gedrungenen Formen und den harten Gegenständen, welche die Architektur der früheren Perioden bezeichnet, frei gemacht, und entzückt durch die Anmuth seiner schlankeren und leichteren Verhältnisse, ohne den vorherrschenden Charakter der Majestät zu verlieren. Schon in der vorhergehenden Periode hatte sich dieser Styl in seinen wesentlichen Verhältnissen entwickelt. Nur der letzte Hauch der Vollendung fehlte ihm noch und wurde ihm jetzt zu Theil.

Vor Allem verdient der Tempel der Athene Parthenos diesen hohen Ruhm, und selbst seine Ruinen erregen noch immer einen wunderbaren Enthusiasmus, und geben das Bild des reinsten, würdigsten Ebenmaßes. Die Anordnung des Ganzen ist, wie an den größeren Tempeln von Pästum und anderen ähnlichen Bauten der vorhergehenden Periode, nur in größeren Verhältnissen. Auf einem Unterbau von drei Marmorstufen umschloß ein einfacher Peristyl von 8 Säulen in der Fronte und 17 an den Seiten die Cella. Innerhalb dieser äußeren Säulenhalle befand sich an jedem Ende noch eine zweite Reihe von 6 etwas kleineren Säulen, die eine Art von Vorhalle bildeten, durch welche man zu den Thüren des Tempels und des Hinterhauses gelangte. Das Innere der Cella war durch eine Zwischenmauer in 2 ungleich große Räume getheilt, von denen der kleinere westliche die Schatzkammer, der größere den eigentlichen Tempel bildete, jener von einer durch innere Säulen getragenen Decke bedeckt, dieser wahrscheinlich oben geöffnet. Die Säulen des Peri=

styls standen in einer Entfernung, welche die Dicke des Säulenstammes nicht viel überstieg, aber ihre Höhe war im Verhältniß zu ihrem unteren Durchmesser bedeutend größer wie bisher, und die Verjüngung, obschon bei unmittelbarer Vergleichung des oberen mit dem unteren Durchmesser ziemlich dieselbe, erschien daher wegen der größeren Höhe minder schroff, die ganze Säule zeigte sich schlanker und anmuthiger, gleichsam leicht tragend, nicht mehr wie von schwerer Last gewaltsam gedrückt. Die Kanneluren der Säulenstämme waren dieselben geblieben, die Formen der Kapitäle, des Gebälkes im Wesentlichen beibehalten, aber weniger mächtig und ausladend; der Wulst des Kapitäls zeigte nicht mehr die gebogen vortretende, dem schweren Druck entsprechende Linie, sondern war geradlinig gehalten und nur unter der Platte ein wenig eingezogen. Am Architrav befanden sich Kränze von Metall über den Säulen; die Metopen des Frieses waren mit plastischen Darstellungen der Giganten- und Cyklopenkämpfe geschmückt. Innerhalb der Säulenhalle an der Außenseite der Cellenwand lief unter der Decke ein Fries umher, auf dem, ohne weitere architektonische Verzierung, die Feier der Panathenäen, des großen Minervenfestes, in bewunderswürdig schöner Darstellung gemeißelt war. Die Giebel endlich waren noch sehr niedrig gehalten; nach *Bröndsteds* schönem Vergleiche wie eine ruhig fortglühende Flamme sich mäßig erhebend. Im Inneren derselben standen Statuengruppen, an die Giebelform sich anschließend, auf der östlichen oder vorderen Seite des Tempels die Geburt der *Pallas*, auf der westlichen ihren Wettkampf mit *Poseidon* um die Schutzherrschaft von Attika darstellend. Von dieser ist bei Weitem mehr erhalten, bei jener würden wir den Gegenstand aus den geringen Ueberresten kaum erkennen, wenn nicht Nachrichten darüber auf uns gekommen wären. Das Material des ganzen Gebäudes war der schöne pentelische Marmor. Dennoch waren sowohl das Bildwerk an Gewändern, Waffen und Schmuck, als die kleineren architektonischen Theile mit entsprechenden Ornamenten bemalt und vergoldet. Die

höchste Zierde verlieh dem Tempel endlich das von Gold und Elfenbein gearbeitete Standbild der Göttin, eins der Meisterwerke des Phidias, nur von ihm selbst in seinem olympischen Jupiter übertroffen. Die Baumeister des Tempels sind uns genannt, Iktinos und Kallikrates; jener hatte auch eine Schrift über den Bau aufgesetzt.

Der Theseustempel,*) etwa 20 Jahre vor dem Parthenon vollendet, zeigt ein ähnliches, wiewohl noch weniger durchgeführtes Bestreben, die strengen und gewaltsamen Verhältnisse des älteren dorischen Baues zu mildern und anmuthiger zu machen. Die Säulen sind noch etwas schlanker gehalten als am Minerventempel, mit dem Kapitäl beträgt ihre Höhe fast genau das Sechsfache des Durchmessers, dagegen ist die Höhe und die Ausladung des Kapitäls und des Gebälks noch etwas stärker. Indessen stehen doch die Verhältnisse im Ganzen denen des Parthenon sehr nahe und näher als denen der früheren Architektur. Auch dieser Tempel gehört der Gattung Peripteros an, allein er hat nur 6 Säulen in der Fronte und 13 auf jeder Seite. Ueberhaupt ist er in sehr kleinen Dimensionen erbaut, dennoch aber macht er durch die Eurhythmie seiner Theile auf die Beschauer den Eindruck von Größe und Erhabenheit. Er wurde auch in christlicher Zeit religiösem Dienste gewidmet, und zwar wie früher einem ritterlichen Heiligen, St. Georg. Diesem Umstande verdanken wir es wahrscheinlich, daß er vorzugsweise gut, und bei Weitem besser erhalten ist als der Minerventempel, und daher den Reisenden eine ungestörte Anschauung gewährt und sie zum Theil noch mehr begeistert. „Die Vollkommenheit dieses Gebäudes", ruft Wordsworth, ein enthusiastischer Brite, aus, „ist so groß, daß man sie auf den ersten Blick gar nicht in ihrem ganzen Werthe auffassen kann. Seine Schönheit besticht Alles; seine kräftigen und dennoch so graziösen Formen sind bewundernswürdig und bei der Lieblichkeit der satten honiggelben

*) Mit einer Abbildung.

Farbe, welche der Marmor jetzt nach Jahrtausenden angenommen hat, möchte man glauben, daß dies Gebäude nicht aus den rauhen Steinen des Felsgebirges, sondern aus den goldigen Strahlen eines athenienſischen Sonnenunterganges hervorgegangen und zusammengesetzt worden". Mit plastischem Schmucke war der Theseustempel zwar bei Weitem nicht in dem Maße ausgestattet, wie jener; die Westseite scheint ganz ohne Bildwerk gewesen zu seyn. Die östliche dagegen hatte Skulpturen im Giebelfelde, in den Metopen und an dem inneren Fries der Vorhalle, die Thaten des Theseus und mehr noch des befreundeten Heroen Herkules darstellend.

Unmittelbar nach der Vollendung des Parthenon wurde der Bau der Propyläen begonnen, unter der Leitung eines anderen Meisters dieser an Künstlern so reichen Zeit, des Mnesikles. Die Aufgabe war hier eine ganz andere, als bei den Gebäuden, mit denen man sich bisher beschäftigt hatte, und nahm eine freiere Erfindung in Anspruch. Für den Tempel war der einfache Grundgedanke gegeben, Bedürfniß und Sitte erheischten das von allen Seiten zugängliche und anschauliche Säulenhaus; es kam daher nur darauf an, die Verhältnisse zu erweitern und zu mildern, und in dieser gemeinsamen Richtung bewegte sich die Kunst gemessenen Schrittes vorwärts. Anders verhielt es sich hier. Die Akropolis, ein steiler Felsen in der Mitte der Stadt, war durch seine Lage geeignet, den haltbarsten, bei feindlichen Ueberfällen sichersten Punkt derselben zu bilden; auf dieser Höhe waren daher die wichtigsten Heiligthümer und in ihnen die Schätze des Staates. Zu ihrem Schutze mußte denn der Fels in seiner natürlichen Unangreifbarkeit durch hohe, starke Mauern befestigt werden, in welche nur ein Zugang hineinführte. Diesen zu schmücken, durch ein Gebäude, welches dem steilen Aufgange angemessen war, das, von der Stadt hergesehen und bei den Festzügen zu den oben gelegenen Tempeln, einen prächtigen, würdevollen Anblick gewährte, das aber auch bei der Vertheidigung der Burg in Kriegsfällen dienlich seyn

konnte, dies war die Aufgabe, welche Mnesikles zu lösen hatte. Er löste sie so glücklich, daß selbst die Athener sein Werk vor allen bewunderten, daß bei dem späteren Bau des großen Tempels von Eleusis es fast ganz nachgeahmt wurde, daß Epaminondas zur Zeit des höchsten Ruhmes von Theben damit umgegangen seyn soll, es auf die Burg des Kadmos zu versetzen, und daß noch Pausanias, der oft erwähnte Reisende der späteren Kaiserzeit, versichert, daß selbst jene schöne Kunstepoche nichts Herrlicheres hervorgebracht habe. Das Gebäude der Propyläen bestand aus 4 verschiedenen, mit einander verbundenen Theilen, dem nach der Stadt zugewendeten Hauptthore, dem entgegengesetzten etwas höher gelegenen, nach dem Inneren der Burg gerichteten Thore, und 2 kleineren Flügelgebäuden. Wenn man von unten her zur Akropolis hinaufstieg, gelangte man auf einer breiten Treppe zu einem flachen, viereckigen Raume, dessen gegenüberstehende Seite durch das Hauptthor, eine sechssäulige, durch einen Giebel gekrönte Halle, begrenzt wurde. Neben demselben, im rechten Winkel, und also die beiden anderen Seiten eines Vierecks bezeichnend, lagen die beiden Flügelgebäude, in der Form kleinerer Tempel, s. g. Antentempel, die bloß am Eingange zwischen den Seitenwänden eine Säulenhalle, und zwar von 3 kleineren Säulen hatten. Das eine dieser beiden Gebäude war der Tempel der Victoria, und zwar der ungeflügelten (Nike apteros), welche die Burg der Athener nicht wieder verlassen sollte. Das andere enthielt, ohne so heilige Bestimmung, Gemälde des berühmten Malers Polygnotos und diente wohl als ein Versammlungsort oder Ruhepunkt, wie auch vor anderen wichtigen Heiligthümern ähnliche Hallen sich befanden. Diese Hallen, indem sie, bevor man das Innere des Thores betrat, den Zugang schon in feste architektonische Grenzen einschlossen, indem sie zugleich durch ihre geringere Höhe auf die größere des Thores selbst vorbereiteten und einen vortheilhaften Maßstab für dieselbe gewährten, verliehen der Anlage eine höhere Würde. Zugleich dienten sie dazu, der of=

fenen Säulenhalle des Thores, die nicht, wie bei den Tempeln, eine Fortsetzung auf den dahintergelegenen Seiten hatte, einen Abschluß zu geben. Von der Plattform, die wir beschrieben, gelangte man nun auf 3 Stufen in das Innere der Propyläen. Von den 5 Durchgängen, zwischen den 6 Säulen der Fronte, war der mittlere bedeutend weiter, drittehalb Säulendicken gleich, ohne Zweifel um Raum zur Durchführung der Wagen, die bei den Festen von den oben gelegenen Tempeln zur Stadt gezogen wurden, zu verschaffen. Dieser Eingang führte in eine bedeckte Halle von bedeutender Tiefe. Der erste und längere Theil dieser bedeckten Halle wurde von 2 Reihen schlankerer Säulen getragen, so daß auf jeder Seite des mittleren Durchganges 3 Säulen hintereinander standen, durch welche also dieser Theil des Gebäudes in 3 Schiffe oder Gänge getheilt war, von denen die beiden äußeren eine um etwas größere Breite hatte, als der mittlere. Diese Säulen waren, merkwürdig genug, nicht dorischen, sondern jonischen Styls. Diese Verbindung verschiedener Säulen war aus einer leicht ersichtlichen Rücksicht auf die zweckmäßige Anordnung des Ganzen gewählt. Der Architrav der jonischen Säulen liegt nämlich höher als der der äußeren dorischen Säulen, und zwar so, daß er auf diesem aufliegt, also die Höhe des Frieses annimmt. Wollte man diese größere innere Höhe erlangen und dennoch die inneren Balken durch dorische Säulen stützen, so mußte man entweder diese stärker machen als die äußeren, was ohne Zweifel unschön gewesen wäre, oder von dem hergebrachten schönen Verhältnisse der Höhe zum Durchmesser des Stammes abweichen. Diesem Uebelstande entging man durch die Anwendung jonischer Säulen. Denn da diese, ihrer Gattung gemäß, schlanker gehalten werden mußten, so erreichten sie eine Höhe, welche der der äußeren dorischen Säulen und des Architravs gleichkam. Auf ihnen ruhten sodann lange, mächtige Marmorbalken in der Längenrichtung des Gebäudes, in welche kleinere Querbalken über jedem der 3 Schiffe eingriffen, zwischen denen das oberste Deckenwerk mit kasset=

tenartiger Verzierung sichtbar war. Die Schönheit dieser Decke wurde bei den Alten selbst als unübertroffen gepriesen. Außer diesem Vortheile, welchen die größere Höhe der jonischen Säulen gewährte, entsprach diese auch durch ihre zarteren Verhältnisse einem Inneren, dessen Aeußeres durch die kräftige dorische Säule repräsentirt war. Dieser dreischiffige Gang war nach der Burg zu durch eine Wand begrenzt, in welcher sich aber 5 Eingänge, das eigentliche Thor, befanden, der größeste in der Mitte, die beiden äußeren an Breite und Höhe abnehmend, alle 5 von bronzenen Thüren geschlossen; mehrere Stufen führten zu diesen Thoren hinauf. Hindurchgeschritten durch dieselben kam man nun in die letzte Halle, welche die Fronte nach dem Inneren der Burg bildete, ganz wie der erste Eingang nach der Stadt zu, und diesem in Säulen und Giebel völlig gleich war, nur, weil sie auf höherem Boden ruhte, auch mit ihrem Dach über das Vorgebäude hinüberragte. Man kann schon nach der Beschreibung das Harmonische und Sinnreiche dieser Anordnung nicht verkennen. Das eigentliche, verschließbare Thor lag in der Mitte des bedeckten Raumes, der also im Ganzen das Thorgebäude bildete, und auf beiden Seiten, sowohl nach der Stadt wie nach der Burg zu, Säulenhallen als Facaden und Vorthore zeigte *). Eine Einrichtung, die sowohl der Sicherheit als der Würde des Zuganges eines so wichtigen und heilig gehaltenen Raumes entsprach. Diese Vorhalle war aber auf der Stadtseite durch den dazwischenliegenden, von den jonischen Säulen getragenen Gang bedeutend tiefer als auf der Burgseite. Mit Recht, weil es dem langsameren Schritt des Aufwärtssteigenden entsprach, und besonders, weil die ehrfurchtsvolle Hemmung des Festzuges, der sich den oberen Tempeln näherte, darin ihren Ausdruck fand. Endlich

*) Man kann sich die ganze Thorhalle auch wie ein zusammenhängendes, tempelähnliches Gebäude vorstellen, das auf jeder der schmalen Seiten einen Portikus von 6 Säulen hatte, dessen kleinere hintere Hälfte aber, wegen der Unebenheit des Bodens, höher lag als die vordere.

unterschied sich denn die vordere oder äußere Vorhalle durch die beiden Seitengebäude, mit denen sie wie mit geöffneten Armen den Herannahenden empfing; eine Anordnung, welche bei der anderen, nach der Burg zugewendeten Vorhalle nicht angemessen gewesen wäre, weil sie den Abwärtssteigenden, von der Heiligkeit des Ortes befriedigt Heimkehrenden entlassen und nur jener äußeren Halle zuführen mußte. Bei aller architektonischen Pracht und Schönheit waren übrigens die Propyläen selbst, so viel wir wissen, mit Bildwerk nicht geschmückt; dies blieb den Tempeln vorbehalten. Nur auf dem Vorplatze vor dem Thore standen Reiterstatuen.

Man mag es verzeihen, wenn ich bei diesem Gebäude mich länger, als bei anderen, aufgehalten und den bei bloß wörtlichen Beschreibungen vielleicht vergeblichen Versuch gemacht habe, es anschaulicher darzustellen; es schien mir, als ob hierdurch deutlicher würde, wie diese Architektur bei aller Regelmäßigkeit und Einfachheit dennoch so große Freiheit gewährte und sich den mannigfaltigen Bedürfnissen des Lebens und den Bedingungen des Bodens anfügte.

Neben diesen Gebäuden in Athen selbst ist sogleich ein benachbartes zu erwähnen, das auch noch der Zeit des Perikles angehört, der große Tempel der Ceres zu Eleusis. Es ist bekannt, welche Wichtigkeit für die Griechen und besonders für die Athenienser die Geheimnisse des eleusinischen Dienstes hatten; das Genauere der Lehren, die hier mitgetheilt, der Weisungen, die hier verliehen wurden, ist zwar dunkel und zweifelhaft, aber gewiß ist, daß sich beides gegen den sonstigen Kultus als ein mehr Gemüthliches und Innerliches, als eine Form der Erbauung und vielleicht der Erlösung der Einzelnen darstellte. Bei alledem aber nahmen doch fast alle Athener, alle Freigeborenen und Besseren, an diesen Mysterien Theil, und es waren daher große und würdige Gebäude für so wichtige und zahlreich besuchte Feste erforderlich. Die Risse des großen Tempels soll, nach Vitruv, Iktimus, der Baumeister des Parthenon, entworfen haben. Wenn dies aber auch von den Propyläen gelten soll,

so schloß er sich dabei genau an das Vorbild an, welches der Bau des Mnesikles auf der Burg ihm gewährte, und wich nur so weit davon ab, als es der ebene Boden von Eleusis erforderte. Durch dieses Prachtthor kam man in den ersteren kleineren Vorhof, dann durch einen anderen, ebenfalls reich verzierten Eingang in den inneren Hof, der auffallender Weise und vielleicht aus mystischen Rücksichten von einer regelmäßig fünfeckigen Mauer umschlossen war, und wo der große Einweihungstempel sich erhob. Dieser war in mehr als einer Beziehung ungewöhnlich, theils durch seine Größe, theils durch seine Form, denn er bildete ein großes Quadrat, jede Seite im Inneren von 166 Fuß. Vier Reihen dorischer Säulen, und zwar sämmtlich in 2 Stockwerken übereinander, trugen die Decke und theilten das Innere in 5 Schiffe, jedoch nicht in der Richtung des Einganges, sondern in entgegengesetzter; eine unharmonische Anordnung, welche ihren Grund in mystischen Beziehungen oder in dem Ritus der Mysterien gehabt haben muß. Beleuchtung erhielt dieser große Raum nur durch eine Oeffnung in der Decke.

Unter dieser Cella war ein unterirdischer Raum, wo unverjüngte cylindrische Stämme den oberen Boden stützten, ohne Zweifel auch diese Vorrichtung zu mystischen Zwecken. Im Aeußeren war das Gebäude ursprünglich ohne den Schmuck einer Säulenhalle; die Höhe seiner Mauern, auch wohl die quadratische Form mochte dies dem reinen Geschmack des perikleischen Zeitalters als unangemessen darstellen. Erst später, in der Zeit nach Alexander, wurde eine einfache Vorhalle von zwei dorischen Säulen hinzugefügt. Von dem Eindrucke des Baues können wir leider nicht näher urtheilen, da nur die Fundamente und Fragmente auf uns gekommen sind; schon die Anordnung ist aber sehr merkwürdig, weil sie von der der übrigen Tempel so sehr abweicht, daß sie sich zu ihnen ungefähr eben so verhält, wie die Innerlichkeit und Heiligkeit der Mysterien zu dem heiteren, äußerlichen Leben der Griechen. Wie jede organische Natur, so hat auch der Geist eines Volkes eine Stelle, wo er seine

Grenzen fühlbar berührt, und nahe daran steht, in eine andere Sphäre überzugehen, wo daher auch seine Aeußerungen einen ungewöhnlichen Charakter annehmen; diese Stelle ist für die Griechen das Mysterium, eine Vorahnung einer künftigen innerlichen Geistesrichtung, die aber eben deshalb, weil sie mit dem öffentlichen Leben des Volkes nicht im Einklang stand, immer nur vorsichtig und mit heiliger Scheu berührt werden durfte, und bei aller Verbreitung ihrer Anhänger sich unwillkürlich in ein ehrfurchtsvolles Dunkel hüllte. Jene architektonische Form des Tempels mag man freilich schon dadurch erklären, daß, während sonst Tempel und Wohnhäuser nur von Wenigen besucht wurden, alle großen Versammlungen, selbst die der Theater, unter freiem Himmel Statt fanden, hier einmal ein bedeckter Raum für eine große Zahl von Zuhörern nöthig war. Allein selbst dieses, daß Viele zusammen kamen, um Leises und Mystisches zu hören, ist schon in der Gestalt eines äußerlichen und zufälligen Ereignisses der Ausdruck eines von dem sonstigen griechischen Geiste abweichenden Verhältnisses.

Auch an anderen Stellen von Attika haben sich Ueberreste dorischer Bauten erhalten, welche der perikleischen Zeit oder einer nicht viel späteren angehören, namentlich zu Rhamnos, zu Sunion ein Minervatempel*) und zu Thorikos. In der Architektur, wie in allen übrigen Künsten, leuchtete Athen zwar vor allen anderen hellenischen Städten, und manche Beispiele zeigen uns, daß dies von den übrigen Gegenden Griechenlands nicht verkannt wurde; indessen wurden auch diese mit Prachtbauten und Kunstwerken in einem neuen, milderen Style reich geschmückt. Wie wir es am Deutlichsten in den gemeinsamen Kampfspielen sehen, wie es vor allem Pindars Hymnen zeigen, war gerade in dieser Zeit das Band zwischen den verschiedensten Landschaften Griechenlands, zwischen dem eigentlichen Hellas, den asiatischen, cyrenäischen und sicilischen Kolonien das

*) Mit Abbildung.

engste. Gastliche Sitte und hohe geistige Regsamkeit führten zur schnellen Mittheilung der Gedanken und Gefühle, und in edlem Wetteifer wollte keine Landschaft, keine Stadt hinter der anderen zurückbleiben. Selbst die Uneinigkeit, welche bald darauf in blutigen Krieg ausbrach, konnte diesen geistigen Verkehr nicht hemmen. So wissen wir denn von manchen bedeutenden Bauten, welche bald nach der perikleischen Zeit, oder doch noch innerhalb der Periode bis zu Alexander entstanden. In den peloponnesischen Tempeln erkennen wir die nähere Einwirkung der atheniensischen Kunst. So war der große Tempel des Jupiter zu Olympia in Verhältnissen und Größe dem Parthenon ähnlich, wie die Nachrichten und die, freilich leider geringen Spuren beweisen.

Wir sehen in dieser Periode die griechische Architektur in ihrer ganzen Schönheit ausgebildet. Der dorische Styl hat jene allzuschweren Verhältnisse, die jugendliche Herbigkeit der früheren Zeit abgelegt und, ohne Nachtheil für seine Würde, das schöne Maß, die milde und doch großartige Anmuth entwickelt, welche das eigentlich Charakteristische des griechischen Geistes ist. Daneben ist nun auch der jonische Styl nicht mehr das ausschließliche Eigenthum des asiatischen Stammes der Hellenen, er ist Gemeingut geworden und gibt eine reichere, mehr weibliche Erscheinung neben dem männlichen Ernst des Dorismus. Die korinthische Säule endlich, mit ihrem Pflanzenschmuck und größerer bildlicher Fülle, dient theils als vereinzelte Zierde der Tempel, theils für kleinere Denkmäler, welche auf die Würde des Tempels nicht mehr Anspruch zu machen haben. Bei aller Einheit der Regel finden wir daher schon eine reiche Mannigfaltigkeit, welche allen Bedürfnissen des öffentlichen Lebens genügt.

Auch in dieser Period waren der Tempel und das öffentliche Denkmal noch die einzigen oder doch hauptsächlichen Stellen für die Ausübung der höheren Baukunst. Die Theater und Odeen, welche schon jetzt entstanden, schlossen sich

mehr an die Natur einer amphitheatralischen, der Aufrichtung der Sitzreihen für die Zuschauer günstigen Lokalität an, als daß sie eine eigene Bedeutung in Anspruch nahmen. Auch sie entbehrten heiteren, architektonischen Schmuckes nicht, aber die Baukunst hatte hier nicht ihre eigene Aufgabe frei zu verfolgen; sie diente den Zwecken anderer Künste. Die Grabmäler scheinen, wie Alles, was der Familie angehörte, in dieser Zeit noch mäßig und einfach gewesen zu seyn, wenigstens in den eigentlich hellenischen Städten. Erst am Schlusse dieser Periode und zwar im asiatischen Griechenland entstand ein Grabmonument von gewaltigem künstlerischen Luxus, welches die griechische Kunstwelt in eine ungewohnte Bewegung setzte. Auch ging es nicht aus dem republikanischen Sinne der Städte hervor, sondern aus fürstlichem Prunke. Es war das Mausoleum, das Grabmal, welches die Königin von Karien ihrem prachtliebenden Mausolus errichten ließ; ein umfassendes Gebäude, auf quadratischem Unterbau einer Pyramide, auf deren abgestumpfter Spitze ein vierspänniger Wagen, eine Quadriga stand; das Ganze mehr als 100 Fuß hoch. Durch athenische Meister, unter denen auch der berühmte Skopas sich befand, wurde es reich mit Reliefs geschmückt, das erste Beispiel jenes kolossalen Luxus der Gräber, der in der römischen Kaiserzeit seinen Gipfel erreichte. Auch die Wohnungen der Bürger verloren schon am Ende dieser Periode ihre frühere republikanische Einfachheit. Demosthenes (in der dritten olynthischen Rede) vergleicht seine Zeitgenossen mit ihren Vorfahren; „diese", sagt er, „errichteten so herrliche Werke der Kunst an Tempeln und Weihgeschenken, daß keinem Nachkommen die Möglichkeit, sie zu übertreffen, geblieben ist; im Privatleben aber waren sie so mäßig und bescheiden, daß die Häuser des Aristides und Miltiades nicht besser sind als jedes Nachbarhaus. Jetzt aber sind die Verwalter des Staats aus armen Leuten reiche geworden, und so manche haben ihre Wohnhäuser prächtiger ausgeschmückt, als die öffentlichen Gebäude". Sein Vergleich um=

faßt daher gerade nur unsere Periode und zeigt uns den Gegensatz ihres Anfangs und ihres Endes, wie er den Zeitgenossen selbst erschien.

Die Entwickelung der Skulptur in dieser Epoche des griechischen Lebens scheint noch bedeutender zu seyn, wie die der Baukunst; der Abstand zwischen den noch immer starren und leblosen Gestalten der vorigen Periode und der lebensvollen unvergleichlichen Schönheit stellt sich dem Auge noch größer dar, als der zwischen den Bauwerken beider Zeiträume; indessen hielt dennoch die Plastik im Wesentlichen nur gleichen Schritt mit der Architektur. In beiden milderte sich der spröde Ernst zu schöner, erhabener Würde und Anmuth.

Es entstand zunächst der hohe Styl, die Vollendung des religiösen Sinnes der Vorzeit; dann aber bildete sich die Richtung auf das Individuelle, auf das Weibliche, Anmuthige und Zarte immer weiter aus, so daß neben jenen hohen Gestalten auch das jugendlich Liebliche sein Recht erhielt und der Kreis der Ideale jeglicher Gattung sich vollendete. Nur das Aeußerste des Weichen und Zierlichen, des Reichen und Ueppigen in beiden Künsten wurde noch nicht erstrebt, und blieb, ein freilich bedenklicher Zuwachs, einer späteren Epoche vorbehalten. Wir bemerken daher im Ganzen denselben Gang und dieselben Grenzen der Entwickelung in der Plastik, wie in der Baukunst; aber wie diese die strengere, einfachere, jene die reichere, mehr dem individuellen Leben zugewendete Kunst ist, so zeigen sich hier auch die Abstufungen deutlicher und mannigfaltiger, sie knüpfen sich mehr an bestimmte Künstlernamen. Je mehr der Geist der Zeit die Entwickelung des persönlichen Lebens begünstigt, desto mannigfaltiger werden in dieser freieren Kunst die Aufgaben und die Wege, welche zum Ziele führen, desto mehr unterscheiden sich auch die Künstler in ihrer individuellen Sinnesweise. In der Baukunst ist es eine Wirkung ihres reineren, erhabeneren Charakters, daß wir den Meister bei seinem Werke vergessen; in der Plastik dagegen gibt dies per=

sönlichere Element der Geschichte der Kunst in der Epoche ihrer höchsten Blüthe einen eigenthümlichen Reiz, selbst da, wo, wie hier, die lange Reihe der Jahrhunderte und die Mangelhaftigkeit der Ueberbleibsel und Nachrichten es uns erschwert oder versagt, bis in die Bildungsgeschichte der einzelnen Künstler einzudringen. Eine Folge hievon ist es, daß wir, während die Baukunst dieser Periode nur eine zusammenhängende Erscheinung bildet, in der Geschichte der Plastik zwei Epochen oder zwei Künstlergenerationen wahrnehmen, in welchen sich der Fortschritt der Entwickelung deutlicher gesondert darstellt. Diese Trennung ist um so bedeutsamer, weil die erste beider Generationen, die Zeit des Phidias und des Polyklet, mehr eine Vollendung der vorhergehenden Richtung, der eigenthümlich griechischen Kunst enthält, die zweite, die des Praxiteles und Lysippus, die Kunst so ausbildet, wie sie später auch zu anderen Völkern übergehen und bei ihnen weilen sollte; jene eine mehr nationale, diese eine mehr allgemein menschliche Form hervorbringt; wir sehen die Kunst auf ihrem Gipfel, dessen Einheit durch die Baukunst umschlossen wird; während die Plastik seine doppelte Beziehung auf Vergangenheit und Zukunft ausspricht.

Der Ruhm des Phidias übersteigt schon im Alterthum den jedes anderen Künstlers; man kann die schönste Blüthezeit der athenienſischen Kunst nicht nennen, ohne seiner zu gedenken; dennoch besitzen wir von ihm kein völlig beglaubigtes Werk seiner Hand, und selbst nur dürftige Lebensnachrichten.

Mit Perikles durch Freundschaft nahe verbunden, war er, wie so viele Wohlthäter des athenienſischen Volkes, den Angriffen und Verfolgungen des Neides ausgesetzt. Nachdem er sein berühmtes Standbild der Pallas von Gold und Elfenbein gefertigt hatte, wurde er von einem seiner Gehülfen angeklagt, einen Theil des ihm übergebenen Goldes unterschlagen zu haben. Allein vorsichtig, wie es heißt auf Anrathen des Perikles, hatte er das goldene

Gewand der Bildsäule so eingerichtet, daß es leicht abgenommen werden konnte, und das Gewicht ergab seine Unschuld. Aber die Gegner des großen Staatsmannes, die diesen mit seinem Freunde zugleich in ein ungünstiges Licht setzen wollten, ruhten nicht, und jener Ankläger mußte nun auf's Neue mit der Beschuldigung hervortreten, daß der Künstler sein eigenes Bildniß und das des Perikles auf dem Schilde der Pallas dargestellt habe. Ein sonderbarer Vorwurf, der aber als ein Verstoß gegen die Götter oder vielleicht als ein unerlaubter Ehrgeiz bei Bürgern des demokratischen Staates angesehen und erheblich genug gehalten wurde, um Phidias in's Gefängniß zu führen. Hier ereilte ihn der Tod, ähnlich wie den Miltiades und den Sokrates, doch nicht wie diesen durch richterlichen Spruch, sondern durch zufällige Krankheit oder geheimes Gift.

Dieser Undank seiner Zeitgenossen steht in scharfem Gegensatze zu der Verehrung, welche seine Werke durch alle folgenden Jahrhunderte der griechisch-römischen Zeit genossen. Die berühmtesten derselben sind nicht nur selbst untergegangen, sondern sie gehören auch einer Klasse von Bildwerken an, aus der uns kein einziges Beispiel geblieben ist; es waren chryselephantine Statuen, kolossale Bildsäulen der Götter aus Gold und Elfenbein zusammengesetzt. Vor allem Anderen pries man sein großes Bild des Zeus zu Olympia; von keinem Kunstwerke wird mit größerer Ehrfurcht gesprochen, es galt für ein Wunder der Welt, dessen Anblick von Kummer und Schmerzen erlöse, für eine göttliche Eingebung und für eine Offenbarung des Gottes. Noch Jahrhunderte lang trug man sich mit der Sage umher, Jupiter selbst habe den Künstler geleitet, und da dieser nach vollendetem Werke zweifelnd ihn um ein Zeichen der Billigung gebeten, sie durch einen Blitz gegeben; man zeigte den Reisenden die Stelle, wo er eingeschlagen hatte. Eine ehrfurchtsvolle Rücksicht hielt die Römer ab, das heiliggehaltene Werk von seiner Stelle zu rühren; erst zu christlicher Zeit brachte

man es nach Konstantinopel, wo es später ein Raub der Flammen wurde. Doch sind uns ziemlich genaue Beschreibungen geblieben. Der Reisende Pausanias, der die Statue noch sah, schildert sie in folgender Weise.

Der Gott ist auf einem Throne sitzend dargestellt, sein Haupt mit einem Kranze von Oelzweigen geschmückt. Auf der rechten Hand trägt er eine Siegesgöttin, ebenfalls aus Gold und Elfenbein gearbeitet, mit der Linken umfaßt er sein prächtiges Scepter, von allen Metallen glänzend. Schuhe und Gewand sind golden; dieses ist geschmückt mit mancherlei Thierfiguren und Blumen, besonders Lilien. Der Thron ist reich und bunt mit Gold und edlen Steinen, Ebenholz und Elfenbein, überdies mit gemalten Thierfiguren geschmückt. Vier tanzende Liebesgöttinnen sieht man über den Pfeilern des Thrones und zwei andere an dem Fuße jedes Pfeilers. Ueber den vorderen Pfeilern liegen thebanische Kinder, von Sphinxen geraubt, und tiefer sind Apollo und Diana angebracht, der Niobe Kinder mit Pfeilen erschießend. Zwischen den Pfeilern des Thrones sind von einem zum anderen Querbalken gezogen; auf dem vordersten, dem Eingange gegenüber, sollten 8 Statuen stehen, von denen jedoch eine fehlte, auf dem anderen Querbalken sieht man Herakles mit seinen Gefährten wider die Amazonen streitend, 29 kämpfende Figuren; auch Theseus befindet sich unter den Streitgenossen des Herakles. Den Thron tragen nicht allein seine Eckpfeiler, sondern auch Säulen von gleicher Höhe zwischen denselben. Ganz oben, am höchsten Ende des Thrones über dem Haupte des Gottes (also wahrscheinlich reliefartig auf der Lehne des Sessels) bildete Phidias auf der einen Seite 3 Grazien, auf der anderen Seite 3 Horen, als Töchter des Zeus. Am Schemel, worauf die Füße des Gottes ruhen, sind güldene Löwen und die Schlacht des Theseus mit den Amazonen, erhaben gearbeitet. Das Basament endlich, welches den Thron und Schemel trug, war oben mit Simswerk, an den Seiten aber mit vielen, aus Gold gearbeiteten Götterbildern geziert; es scheint ein Reigen der olympischen

Götter; unter ihnen zuerst Helios, den Wagen besteigend, dann Jupiter und Juno, diese von einer Grazie gefolgt, welche so wie die ihm folgende Vesta Merkur an der Hand hält; darauf Amor, die Venus empfangend, die aus dem Meere aufsteigt, und welcher Peitho, die Ueberredung, den Kranz darreicht. Dann noch Apoll mit Diana, Minerva mit Herkules, endlich am untersten Fundament Amphitrite und Neptun, und zuletzt Luna, ihr Roß antreibend. Man sieht, es lagen allegorische Beziehungen auf sittliches und tellurisches Leben zum Grunde. — Neben der Statue (oder vielleicht in dem mittleren freien Raum unter dem Sessel) waren Mauern angebracht, welche verhindern sollten, daß man in das Innere des Werkes hineinsähe; auch diese waren reich verziert, sie enthielten Gemälde von Panaeus, dem Bruder des Phidias, Heroengestalten und Kämpfe. Die Größe der Statue in Breite und Höhe versichert der Reisende nicht zuverlässig erfahren zu haben, vielleicht daß die Wächter des Tempels Messungen nicht gestatteten. Doch wissen wir, daß sie beinah das Dach des Tempels erreichte, und andere Nachrichten geben die Höhe auf 60 Fuß an, wovon jedoch gewiß ein bedeutender Theil auf die Basis zu rechnen ist.

Diese ausführliche Beschreibung, die ich doch durch Auslassung mancher Einzelheiten abgekürzt habe, gibt einigermaßen eine Vorstellung des ganzen Eindruckes. Man sieht, es war auf Reichthum und Pracht, auf eine glänzende Darstellung des höchsten Gottes in seiner weltumfassenden Macht abgesehen. Darum die kolossale Gestalt, die Fülle edler Stoffe, das reiche Beiwerk, die vielfachen untergeordneten Darstellungen runder, halberhabener und gemalter Gestalten. Denken wir uns die ganze Komposition, den Glanz des Goldes, die zarte Farbe des Elfenbeins, an einzelnen Stellen edle Steine, Ebenholz und sogar Malereien, dabei alles mit bildlichen Darstellungen bedeckt, Basis, Schemel, die Füße des Thrones und ihre Querbalken, selbst oben die Rücklehne und sogar noch das Gewand mit Thierfiguren und Blumen

verziert, so erhalten wir den Eindruck eines bunten, unruhigen, wenn auch sehr reichen Ganzen. Es war noch ganz in dem alterthümlichen, halbasiatischen Geschmacke gehalten, der mit der Einfachheit der dorischen Architektur sonderbar kontrastirt oder vielleicht durch dieselbe gemildert wurde. Allein dieser alterthümliche Reichthum war es gewiß nicht, der Zeitgenossen und Spätere mit so großer Bewunderung erfüllte. Schon war der Sinn der Griechen für die Schönheit der Verhältnisse so empfänglich, daß selbst an Lebenden jeder kleine Mangel bemerkt wurde, wie denn an Perikles selbst die allzugroße Länge seines Kopfes anstößig war. Die Verhältnisse seiner Gestalt müssen daher höchst edel und bedeutend gewesen seyn, und dies in dem Grade, daß sie jene Fülle der Nebenfiguren, den Glanz des Goldes, den Schmuck des Gewandes und des Sessels beherrschten, und gewissermaßen in Vergessenheit brachten. Vor Allem machte der geistige Ausdruck dies Bild so berühmt. Man fand, Phidias habe den Zeus des Homer vollkommen getroffen; er selbst soll die Worte der Ilias, wo der Donnerer die ambrosischen Locken schüttelnd die Höhe des Olympos bewegt, als sein Vorbild angeführt haben. Was Homer auf einem anderen Gebiete gethan, wiederholte Phidias, er schuf, wie man von jenem gesagt hatte, die Götter auf's Neue, gab einen tieferen Blick in das Wesen derselben. Er schien, wie noch ein späterer Römer es ausdrückte, der Religion etwas hinzugefügt zu haben. In den homerischen Dichtungen und in der bisherigen Auffassung der Götter war wohl der Eindruck der Größe, der Macht ein sehr wichtiges Element, das aber noch auf eine minder geistige Weise gedacht wurde; jene gewaltige Größe der Gestalten, die im Fallen mehrere Aecker Landes bedeckt, jene gewaltigen Schritte der Götter vom Olymp zu den Wohnsitzen der Sterblichen, geben mehr den Eindruck einer Naturkraft, als eines höheren sittlichen Waltens; es waren überdies plastisch unklare Vorstellungen, welche auch dem Kunstsinne der Griechen nicht genügten. So mochten denn die früheren Standbilder der Gottheiten eine dunkle,

unbestimmte Ehrfurcht, die Vorstellung der Macht, die gewähren und versagen könne, erweckt haben; erst unter der Hand des Phidias erhielt dies Gefühl die hohe, sittliche Würde. Der Donnerer wurde erst durch ihn wahrhaft der Vater der Götter und Menschen, der gerechte Regierer der Welt, welcher Macht mit M lde paart, aus dessen Schooße, wie es beim Sophokles heißt, die ewigen Gesetze aufsteigen, der das Unrecht rügt und die Gastlichkeit schützt. Jene höhere Auffassung der Götter, welche ihre furchterweckende Macht zur ehrfurchtgebietenden Würde umwandelte, erhielt durch Phidias ihre volle Gestaltung. Die Kunst ging durch ihn in das geistig Charakteristische, in das wahrhaft Menschliche über. Er gab auch dem Haupte geistiges Leben, während in den früheren Bildungen nur die Formen der Glieder wahrhaft belebt waren. Bei alledem mag aber jener alterthümliche Reichthum der Ausstattung auch dazu beigetragen haben, die religiöse Wirkung zu verstärken; er verlieh dem Werke etwas Wunderbares, Mächtiges, die einfacheren Gestalten der späteren Kunst erschienen menschlich dagegen. Wir finden hier wie überall, daß das Höchste und Wirksamste auf der Grenze der Zeiten geleistet wird, wo ein begabter Geist das Verschiedenartige und Widerstrebende kräftig zusammen zu halten vermag, während das, was ihm noch neu war, für seine Nachfolger schon zu mächtig ist, um noch die Verbindung mit dem Alterthümlichen zu dulden.

Andere große Werke des Phidias hatten ähnliche Bedeutung. So jene Statue der Pallas im Parthenon, dieselbe, welche ihm die obenerwähnten Anklagen zuzog. Auch sie war kolossal, 26 griechische Ellen hoch, Kopf, Arme und Füße von Elfenbein, von Gold die Bekleidung. Das Gewicht des Goldes betrug 24 Goldtalente, an Werth wohl 700 000 Thaler. Sie war stehend dargestellt, die Lanze in der Hand, den Schild zu den Füßen, also nicht mehr, wie manche ältere Bilder, kriegerisch, sondern als die ernste Göttin des Friedens.

In einer noch kolossaleren Bildsäule (die aber in Erz

ausgeführt werden sollte) war seine Aufgabe, dieselbe Göttin als Vorkämpferin zu zeigen, als Athene Promachos. Sie blieb bei seinem Tode unvollendet, und wurde erst später zwischen dem Parthenon und den Propyläen aufgestellt, wo sie, über die Gebäude hervorragend, den Schiffern schon aus weiter Ferne erschien.

Keine dieser großen Statuen ist auf uns gekommen und von der Wirkung, welche die Kolossalgestalten dieser Zeit in der uns fremden Verbindung von Gold und Elfenbein hervorbrachten, können wir daher nicht aus eigener Erfahrung urtheilen. Dagegen dürfen wir nicht zweifeln, daß unter den uns erhaltenen Götterbildern mehr oder weniger nahe Nachahmungen der Auffassung des Phidias sich befinden. Für die Bildung des Zeus gibt vielleicht die kolossale Büste von Otricoli im vatikanischen Museum die beste Vorstellung, von der Pallas im Parthenon die Pallas von Velletri (im Louvre).

Zum Glücke sind wir aber auch im Besitze einer Reihe von Werken, welche uns eine unmittelbare Anschauung von dem Styl des Phidias gewähren. Es sind dies die Statuen und Reliefs vom Parthenon, die, vielleicht theilweise von Phidias' Hand, gewiß aber unter seiner Leitung und also in seinem Geiste gearbeitet waren. Hier standen, wie schon oben erwähnt, in den beiden Giebelfeldern große Gruppen freistehender Statuen; die Metopen waren mit Reliefs geschmückt, und innerhalb des Portikus an der oberen Wand der Cella lief ein Fries mit einer ununterbrochenen plastischen Darstellung umher. Von allem diesem ist uns mehr oder weniger erhalten. Im östlichen Giebelfelde sah man die Geburt der Pallas oder richtiger ihr erstes Auftreten unter den Göttern; sie selbst muß in der Mitte des Giebels gestanden haben, neben ihr sitzende, dann am Boden ruhende Gottheiten, in den äußersten Winkeln auf der einen Seite die Köpfe der Rosse des Helios aufwärtssteigend, auf der anderen der Kopf eines Rosses vom Wagen der Nacht, abgewendet. Auf diese Weise war die Gruppirung der Form

des Giebels angepaßt. Die Darstellung des westlichen Giebels bezog sich auf den Kampf der Pallas und des Poseidon um die Schutzherrschaft von Attika, einen Mythus, von dem sich manche verschiedene Erzählungen finden, im Wesentlichen alle des Inhalts, daß Neptun durch mächtige Erzeugnisse seine Gewalt zu zeigen suchte, während Athene als Lehrmeisterin menschlicher Kunst diese Schrecknisse überwand und milde freundliche Geschenke gab. Hier ist dieser Wettstreit in der Art vorgestellt, daß Neptun die Rosse schafft, die Göttin aber den Erechtheus sie zu bändigen und zu benutzen lehrt. Man sah in der Mitte das Zweigespann der Rosse, schon vom Erechtheus gelenkt, davor Pallas, entgegenschreitend und gebietend, daneben Poseidon mit dem Ausdrucke der Verwunderung; seitwärts in den niedrigeren Theilen des Dreiecks hinter Neptun die Götter seines Gefolges, hinter Erechtheus die Familie desselben, darunter ein Knabe, der vor den Rossen fliehen will und von seiner Schwester zurückgehalten wird; zuletzt der Flußgott Illissus, in liegender Stellung. Von beiden Giebeln sind uns nur einzelne Statuen, mehr oder minder beschädigt, erhalten, welche aber eine Vorstellung von dem Zusammenhange des Ganzen wohl gewähren und durch ihre Behandlung und Ausführung unsere höchste Bewunderung erregen. In den Metopen, auf der Außenseite des Tempels, waren auch hier, wie gewöhnlich, Kämpfe dargestellt, namentlich die der Lapithen und Centauren; Gegenstände, welche, wie man fein und richtig bemerkt hat, den Vortheil gewährten, daß sie größtentheils diagonale Linien hervorbrachten, und also mit den vertikalen der Triglyphen und den horizontalen des Architravs und Gesimses in einem Gegensatze standen, der zwischen beiden eine Vermittelung bildet. Auch von diesen Reliefs ist eine Zahl auf uns gekommen. Am Meisten erhalten ist der Fries an der Cella, die Panathenäen, das große Fest der Athene, die langen Züge der Jungfrauen, der Jünglinge zu Roß und zu Wagen darstellend. Mehr als in irgend einem anderen Werke werden wir durch diese edle

Komposition in die schönste Zeit des griechischen Lebens eingeführt. Man sieht zunächst die Jungfrauen schreiten, in langen Gewändern, Opfergefäße, Krüge und Schüsseln tragend, paarweise, meist gesenkten Hauptes, wie es sich am heiligen Feste ziemt; ruhigen Fußes, doch fest auftretend, ohne zierliche Leichtigkeit, die Arme einfach herabhängend, wenige sprechend oder umgewendet. Priester übergeben die Teppiche und Gewande den Jünglingen und Mädchen, mit dem Ausdrucke der Belehrung, wie so Heiliges geziemend zu tragen sey; Götter sitzen zuletzt, den Zug erwartend. So auf der einen Seite des Tempels; auf der anderen sieht man den Zug der Reiter, die paarweise einhersprengen, kräftige Jünglinge im kurzen, wehenden Kleide, leicht und ritterlich in der Haltung, muthig und munter im Ausdrucke, viele sich umwendend, einander zurufend; weiterhin findet man solche, die noch nicht aufgestiegen sind, sich dazu vorbereiten; zuletzt folgt auch der Zug der zum Wagenkampfe Gerüsteten; endlich Greise, die, auf ihren Stab gestützt, der Jugend nachschauen. Dieser Fries gibt uns, weil er eine zusammenhängende Darstellung bildet, am Leichtesten ein Gefühl von der Eigenthümlichkeit dieses Styls; für die Beobachtung des Einzelnen sind dagegen die Statuen des Giebels, wenn auch freilich sehr beschädigt, und durch die Wirkung des Wetters und anderer Ereignisse ihres Glanzes beraubt, vielleicht von noch größerem Werthe.

Alle diese Werke sind durch Abgüsse und Abbildungen allgemein bekannt. Zwar bemerken die, welche die Originale im britischen Museum zu betrachten das Glück hatten, daß man nicht leicht in dem Maße, wie bei diesen sogenannten Elginmarbles, den Unterschied von jeder Nachbildung, selbst vom Gypsabgusse empfinde; indessen auch schon solche schwache Kopien geben uns eine Vorstellung von der Hoheit und Reinheit dieser Kunstrichtung. Im Gegensatze gegen die frühere Kunst ist vor Allem das volle Leben dieser Gestalten zu bewundern. Die Natur ist in ihren freien Aeußerungen beobachtet und dargestellt, alle Charaktere sprechen sich in der einfach=

sten Weise, mit der größten Naivetät aus, alle Bewegungen haben eine ungezwungene Grazie, jedes Glied des Körpers entspricht der natürlichen Bestimmung und Form. Das Steife, Symmetrische, Herbe des früheren Styls ist völlig abgestreift, das grelle Lächeln verschwunden; in allen Gestalten sehen wir naive Züge, leichte Wendungen des Hauptes, rasche Bewegungen des Körpers. Die Gesichtszüge (wo wir sie beobachten können, denn leider sind die Köpfe der bedeutendsten Gestalten der Giebelgruppe nicht aufgefunden) sind lebendig und schön, wenn auch noch nicht mit großer Mannigfaltigkeit behandelt; bei gleichem Alter und Geschlechte ist wenig Verschiedenes, überall derselbe gesunde, heitere, milde Ausdruck. Der männliche Körper zeigt eine kräftige Durchführung der Muskeln, aber gleichmäßig, ohne Uebertreibung und ohne Prunken, mit anatomischer Kenntniß; das Hervortreten einzelner Theile, wie etwa der breiten, gewölbten Brust im älteren Styl, kommt nicht mehr vor; das Haar fällt frei, ohne ängstliche, mathematische Ordnung, wenn auch noch mit alterthümlicher Einfachheit. An ein absichtliches Vermeiden der Einzelnheiten in der Körperbildung ist so wenig zu denken, daß sogar die Adern und Falten der Haut sichtbar sind, und daß die Verschiedenheit der weicheren, fleischigen Theile von den harten sich so wunderbar ausspricht, daß unsere heutigen Künstler, die in solcher Nachbildung der Natur so sehr bewandert sind, kaum damit wetteifern können. Wo Knochen und Sehnen unter der Haut eintreten, sind diese mit der größten Schärfe angegeben, wo dagegen die größeren Muskeln vorwalten, sind sie zwar straff und flächenartig gehalten, zugleich aber völlig weich und elastisch gebildet. Aber dabei ist diese Naturwahrheit von einer Strenge der Linien und von einer edlen Einfachheit so sehr beherrscht, daß sie immer dem geistigen Zwecke des Kunstwerks untergeordnet bleibt, niemals selbstständig geltend wird. Durch diese Verbindung des Strengen und Architektonischen mit dem Natürlichen und Lebensfrischen, durch diese ernste Naivetät machen diese Bildwerke sämmtlich den Eindruck des Erhabenen. An den Körpern der Götter

und Heroen, namentlich an dem des Poseidon und des Theseus werden dann die Formen mächtiger und großartiger, an Nebenfiguren dagegen, namentlich an dem leichter gewendeten Körper des Flußgottes Illissus unter den Giebelstatuen, lebendiger und natürlicher. In der Haltung, wie unter anderen an dem ruhenden Theseus, ist eine bewundernswürdige Verbindung des Lebendigen und Ungezwungenen mit einer hohen Würde. Wir befinden uns durchaus unter Göttern; die höchste Mannigfaltigkeit charakteristischer Individualitäten kann noch nicht hervortreten, die gleiche olympische Hoheit gibt einen verwandten Ausdruck. Es sind noch nicht einzelne Menschen, aber Urgestalten, Vorbilder derselben, die schon mit aller Lebensfrische und Kraft ausgestattet sind. Auch auf die Thiere überträgt sich diese Hoheit; der berühmte Pferdekopf des Giebels in seiner scharfen, flächenartigen Behandlung macht den Eindruck, als ob er das versteinerte, aus der Hand der Gottheit hervorgegangene Urpferd sey, von dem alle wirklichen Pferde mehr oder minder degeneriren. In manchen Einzelnheiten, in der Abschärfung gerader Linien und der flächenartigen Darstellung runder Theile ist durchweg ein Ueberrest des älteren Styls zu erkennen; aber dabei ist die Natur überall deutlich und bestimmt wiedergegeben und jene strengeren Züge tragen mit dazu bei, den Formen eine höhere Reinheit und Würde zu verleihen, sie vor der Abschweifung in das Zufällige und Weiche zu bewahren. Es ist die schöne Mitte zwischen der allzu allgemeinen Auffassung des früheren und der menschlich individuellen des späteren Styls.

An den Bildwerken in den Metopen haben wir schon bemerkt, wie die Darstellung des Kampfes durch die diagonalen Linien, welche sie hervorbringt, dieser Stelle auch in architektonischer Beziehung zusagt. Aehnliche Berücksichtigung der Architektur kann man aber auch bei den anderen Skulpturen des Parthenon wahrnehmen; auch an den Statuen ist die Rücksicht auf die Symmetrie, auf das Verhältniß zu den Seitenlinien des Giebeldreiecks, und bei dem schö=

nen Zuge der Panathenäen die auf das Herumlaufende des Frieses, auf die schattigen Stellen der Wand, an denen er angebracht, auf die Nähe und den Gegensatz der ernsten Säulen mit ihren Kanneluren zu erkennen. Man darf diese Rücksicht nicht als eine äußerliche Koncession gegen die Architektur ansehen, welche der Plastik selbst, als der Darstellung der individuellen Natur, fremd sey; die Architektur ist überall die Mutter der Plastik, in der Verbindung mit ihr, in der Geltung ihrer Linien ist Das enthalten, was die Kunst von der sinnlichen Natur scheidet. Man darf sich aber eben so wenig diese Berücksichtigung des architektonischen Styls in jedem einzelnen Kunstwerke wie eine bewußte Absicht des Künstlers vorstellen; eine solche können wir höchstens da annehmen, wo eine unmittelbare Verbindung mit einem Gebäude Statt findet. Wir finden sie aber hier als die allgemeine Eigenschaft des herrschenden Styls, als die Regel, welche jene genaue und völlige Naturwahrheit zu einer höheren Würde erhebt. Sie hängt daher zum Theil mit der historischen Entwickelung der Plastik aus dem architektonischen Style zusammen, gewiß aber auch mit einem moralischen Element, das schon in dem ersten Gedanken des Werkes, in der Begeisterung des Künstlers wirksam ist. Die architektonische Regel des Kunstwerks entspricht der sittlichen im Leben. In der That weht uns aus diesen Bildwerken ein Geist hoher, schöner Sittlichkeit entgegen, ein Geist der Kraft und der Milde; in den höchst bewegten, selbst in den kämpfenden Gestalten ist noch ein Zug der Ruhe, der sicheren, leidenschaftlosen Uebung, welcher uns den Anblick wohlgebildeter, in Sitte und Mäßigkeit erzogener Menschen gibt; in den ruhenden Gestalten dagegen zeigt sich die Kraft in dem schönen Bau der vielgeübten Glieder, in der anmuthigen, leichten Haltung. Diese Milderung der Kraft und Kräftigung der Milde hängt mit dem feinen Sinne für die reine Form und für die architektonischen Verhältnisse im Gegensatze gegen die bloße Nachahmung der natürlichen Erscheinung zusammen. In jeder Falte des Gewandes, in jeder Linie

der Umrisse, in der Bildung jedes Gliedes finden wir, wie dieser Geist unbewußt und bewußt zugleich sich ausspricht, und diese Harmonie des Ganzen so wie jeder einzelnen Gestalt in sich macht die große Schönheit dieser Werke aus. Freilich fehlen uns zur vollen Bezeichnung dieser Schönheit die Worte, und dies hier in höherem Grade als bei den späteren Werken, welche sich mehr auf die Mannigfaltigkeit der Charaktere und menschlichen Empfindungen einlassen. Aber wer mit offenem Sinne sich der ruhigen Betrachtung dieser Ueberreste hingibt, der wird in ihnen die eigenthümliche sittliche Schönheit des griechischen Geistes, die Verbindung voller persönlicher Freiheit und edlen Selbstgefühls mit der innigen Hingebung für das Allgemeine erkennen, er wird es verstehen, wie diese Richtung der Sittlichkeit die schönste Ausbildung des plastischen Styls begünstigte.

Vermittelst dieser, freilich mangelhaften Nachrichten und durch eine Vergleichung mit den uns erhaltenen Werken können wir uns wohl eine Vorstellung von dem Gange der Kunstentwickelung in der Zeit neben und nach dem Phidias machen. Es war ein höchst angeregtes Leben; in allen Gegenden Griechenlands traten Künstler hervor, alle Städte wollten sich schmücken, man rief daher auch auswärtige Meister herbei oder suchte durch Konkurrenz das Vorzüglichste zu erhalten. Dadurch wurde die Kunst denn mehr dem religiösen Gebiete entzogen, die Stimme des Volkes mit seinen sinnlicheren Anforderungen mehr gehört, Naturbeobachtung und Kritik machten auf manche früher übersehene, auch wohl für eine höhere Richtung zu übersehende Mängel aufmerksam. Daher die Neigung zu ängstlicherer Ausarbeitung und zu genauerer Imitation der Natur, welche auch dadurch begünstigt wurde, daß Portraitstatuen, besonders der Sieger in den Kampfspielen, jetzt häufig vorkamen. Wenn diese Richtung der großartigen Einfachheit des Phidias in geistiger Beziehung nachstand, so gewährte sie doch auch für die volle Entwickelung der Kunst manche Vortheile, indem sie die Härten, welche sich dort allerdings noch als Ueberreste des

herben Styls vorfanden, überwand z. B. in den scharfen Falten der Gewänder, und in der Bildung mancher Körpertheile, etwa der scharfgeschnittenen Augenknochen. Indessen war freilich diese mehr gelehrte und technische Kunstrichtung nur der Uebergang zu einer auch in geistiger Beziehung eigenthümlicheren Künstlergeneration.

Schon am Schlusse dieser Zeit, mithin sehr bald nach Phidias und Polyklet, scheint übrigens der Gebrauch der chryselephantinen Statuen aufzuhören; die Bildwerke, welche mit zur Architektur gehörten, wurden in Marmor ausgeführt, sonst scheint für freistehende Statuen mehr der Erzguß angewendet worden zu seyn. Namentlich waren Polyklet und Myron vorzugsweise als Erzgießer berühmt. Auch dies Material begünstigt aber eine ängstlichere Naturnachahmung.

Skizzen aus der französischen Revolution.

(Nach Michelet.)

Madame Roland.

Es bedurfte, um die Republik zu wollen, um sie Anderen einzuflößen, um sie zu schaffen, nicht bloß eines edeln Herzens, eines großen Geistes, es bedurfte außer dieser beiden Eigenschaften noch einer dritten: man mußte jung seyn, jene Jugend der Seele, jene Gluth der Leidenschaft, jene Art von Verblendung besitzen, die schon erzeugt glaubt Das,

was noch in der Seele schlummert. Man mußte den Glauben dazu haben.

Es bedurfte einer gewissen Uebereinstimmung, nicht bloß des Willens und der Gedanken, sondern auch der Sitten und Gewohnheiten der Republik: man mußte in sich tragen die moralische Republik, die allein berechtigt und fähig ist, die politische Republik zu gründen. Man mußte, um uns klarer auszudrücken, die Herrschaft über sich selbst errungen haben und seine Freiheit in der Erfüllung seiner Pflichten suchen.

Mehrere Deputirte und Journalisten holten sich nach den Tagen der Erschöpfung und Entmuthigung, in Stunden, in welchen ihr republikanischer Glaube zu schwanken und zu fürchten begann, Muth und Kraft in einem Hause, in dem diese beiden Stützen niemals fehlten. Es war ein kleines bescheidenes Haus: das britische Hôtel in der Guénégaudstraße, in der Nähe des Pont-neuf. Diese düstere Straße, die nach der Rue Mazarine führt, welche noch weit stiller ist, hat keine andere Aussicht als die langen Mauern des Münzgebäudes. — Man stieg 3 Treppen hinauf und war jederzeit gewiß, 2 Personen anzutreffen, die sich in ihren Arbeiten gegenseitig unterstützten: Herrn und Madame Roland, die erst kurz vorher von Lyon nach Paris gekommen waren. Im kleinen Salon befand sich ein großer Tisch, an dem beide Gatten schrieben. Die halbgeöffnete Thür, die in's Schlafzimmer führte, zeigte 2 Betten, deren ganzer Luxus in ihrer blendenden Reinlichkeit lag.

Roland war fast ein Sechsziger. Seine Frau zählte 36 Jahre und sah noch viel jünger aus, als sie es wirklich war. Roland schien der Vater seiner Frau. Seine Gestalt war groß und mager, seine Miene ernst und leidenschaftlich. Dieser Mann, den man allzusehr dem Ruhme seiner Frau aufgeopfert hat, war ein eifriger Bürger, der sein Vaterland in der Tiefe seines Herzens liebte, einer jener alten Franzosen von der Race der Vauban und Boisgilbert, die, unter dem vollsten Glanze des Königsthums, den Muth besaßen,

ihr Leben der heiligen Idee des allgemeinen Wohls zu weihen. Inspektor der königlichen Manufakturen hatte Roland sein ganzes Leben unter Arbeiten und Reisen verlebt, keine andere Sorge als die: Frankreichs Industrie auf jede Weise zu verbessern und zu heben. Er hatte bereits mehrere seiner Reisen und verschiedene Abhandlungen und Denkschriften, die sich auf einzelne Handwerke bezogen, erscheinen lassen. — Seine schöne, muthige Frau, nicht zurückgeschreckt durch die Trockenheit dieser Gegenstände, kopirte, übersetzte und machte allerhand Auszüge für ihn. Die Kunst, Torf zu stechen, die Kunst, geschorene Wolle zu verarbeiten, das Wörterbuch der Manufakturen hatten lange Zeit die schöne Hand der Madame Roland beschäftigt, ihre besten Jahre absorbirt und ihr keine andere Zerstreuung, als die liebevolle Sorge um ihr einziges Kind gewährt. Eng verbunden mit den Arbeiten und Plänen ihres Gemahls, besaß sie für ihn eine Art töchterlicher Anbetung, die so weit ging, daß sie häufig sogar für ihn kochte, was sie um so mehr für ihre Pflicht hielt, weil der Magen des Greises schwach und von der Arbeit dergestalt angegriffen war, daß er nur leichte Speisen zu verdauen vermochte.

Madame Roland mischte sich, wenn die Freunde ihres Mannes kamen, nie unaufgefordert in deren Gespräch. Sie setzte ihre Arbeit fort und sprach nur dann mit, wenn sie dazu veranlaßt ward. Dann aber entwickelte sie die Gründe ihrer Ansicht mit so vielem Geist und Scharfsinn, daß bald Jeder, der sie hörte, ihrer Meinung war.

Beim ersten Anblick war man versucht, in ihr Rousseau's Julie zu sehen. Aber nur mit Unrecht! Sie war weder Julie, noch Sophie, sie war Madame Roland.

Manon Philippon (so hatte sie als Mädchen geheißen) war die Tochter eines Kupferstechers. Auch sie selbst stach im väterlichen Hause. Ihr frisches Aeußere verrieth die Tochter aus dem Volke. Sie hatte eine schöne, aber keineswegs kleine Hand, einen etwas großen Mund, ein etwas aufgestülptes Kinn, eine schön gewölbte Taille

und jenen Reichthum an Hüfte und Busen, der bei den sogenannten „Damen der höheren Stände" nur zu den Ausnahmen gehört. — Von den Heldinnen Rousseau's unterschied sich Manon dadurch, daß sie nicht deren Schwächen besaß. Madame Roland war tugendhaft, nicht verweichlicht durch Unthätigkeit und Träumerei, worin die Frauen langsam hinschmachten; sie war im höchsten Grade arbeitsam und thätig. Die Arbeit schützte sie vor Untugend. Auf ihrem schönen ausdrucksvollen Gesichte lagerte, von der Geburt bis zum Tode, das Glühen einer heiligen Idee: Pflicht genannt. Sie selber gibt sich dieses Zeugniß in einem Augenblicke, wo man nicht mehr lügt. — Niemand, sagt sie, hat weniger als ich das Gefühl der Wollust gekannt: jederzeit habe ich meine Sinne zu beherrschen gewußt. —

Der leichtsinnige Lebenswandel ihres Vaters, der sich dem Trunke ergeben, hatte sie genöthigt, sich in ein Kloster zu flüchten. Es lag in der Straße Neuve-Saint Etienne, die nach dem „Jardin des plantes" führt; eine kleine, durch die Erinnerung an Pascal, Rollin und Bernardin de Saint-Pierre berühmt gewordene Straße. In diesem Kloster lebte sie, nicht als Nonne, sondern als Schützling in ihrer stillen Zelle zwischen Plutarch und Rousseau, heiter und muthig in der drückendsten Armuth, mit einer mehr als spartanischen Mäßigkeit. Schon hier fand sie Gelegenheit, sich in den Tugenden der Republik zu üben.

Und so rein sie das Haus am Quai de l'Horloge verlassen hatte, so rein war sie in das Haus ihres Gatten eingetreten, und noch eben so rein saß sie an der Wiege ihres Kindes, das sie trotz heftiger Schmerzen selber stillte. Und nicht minder rein ist sie in den Briefen, die sie an ihre jungen Freunde schreibt, die ihr zugethan sind mit leidenschaftlicher Freundschaft, die unter Anderen bei Bosc nicht ganz frei von Liebe ist. Sie beruhigt sie, sie tröstet sie und erhebt sie über deren Schwäche. Und daher kommt es, daß Keiner von allen ihren Freunden erkaltet und daß Alle ihr

treu bleiben bis zum Tode, nicht wie einem Weibe, sondern wie der Tugend selbst, der man ewige Treue geschworen hat.

Einer dieser Freunde weiß sich, mitten in einer Zeit, wo ringsumher Schrecken herrscht, Eingang in ihren Kerker zu verschaffen, und nicht bedenkend die Gefahren, die ihm drohen, aus ihren Händen jene unsterblichen Blätter zu empfangen, die sie in den Mauern ihres Kerkers geschrieben, jene Blätter, worin sie ihr Leben erzählt*).

Er selber, verbannt und verfolgt, durch den Schnee flüchtend, ohne Obdach, rettet diese heiligen Blätter, die er auf seiner Brust mit sich fortträgt, diese Blätter, die ihn vielleicht gerettet haben, weil die Gluth jenes großen Herzens, das sie geschrieben, sich seinem eigenen Herzen mitgetheilt haben mag. — Er war es, derselbe würdige Bosc, der, im Augenblicke des Scheidens sich über sich selbst erhebend, ihr den edlen Rath ertheilt hatte, sich nicht zu vergiften, ihren Tod nicht den Blicken des Volkes zu entziehen, das Schaffot vorzuziehen, öffentlich zu sterben und durch ihren Muth die Republik und die Menschlichkeit zu ehren. Und sie befolgt seinen Rath und schreitet mit ruhig-lächelnder Miene, Hand in Hand mit ihrem finsteren Gemahle, umgeben von jener Gruppe junger, vorwurfsfreier Freunde, wie Bosc, Champagneux und Bancal des Issarts, der Unsterblichkeit zu.

Neidische Menschen, die nicht fähig sind, an eine vollkommene Tugend zu glauben, haben sich bemüht, irgend eine Schwäche, einen Fehltritt in dem Leben dieser Frau aufzusuchen, und diese Leute haben ohne Grund, ohne irgend ein triftiges Anzeichen, zu behaupten gewagt, sie habe am Ende des Drama's, im Momente ihres höchsten Aufschwungs, mitten unter den Schrecken und Gefahren der Septembergreuel,

---

*) Die Memoiren der Madame Roland erschienen erst 2 Jahre nach ihrer Hinrichtung unter dem Titel: „Apel à l'impartiale postérité, Par. an. IV. (1795.)

Zeit und Muth gefunden, Galanterien anzuhören und sich lieben zu lassen. Das Einzige, was diese Verleumder in Verlegenheit setzt, ist, daß Keiner von ihnen den Namen des begünstigten Liebhabers zu nennen weiß. — Noch einmal gesagt: Nichts ist da, wodurch sich jene Verleumdung beweisen ließe. Madame Roland war immer unbeschränkte Herrin ihres Willens, ihrer Handlungen. — Aber hatte diese starke und dennoch leidenschaftliche Seele niemals eine Versuchung zu bestehen? Dies ist eine andere Frage, und ohne Zaudern beantworten wir sie durch: Ja!

Diese bis jetzt noch wenig aufgeklärte Thatsache ist eine keineswegs unwichtige Episode aus ihrem Privatleben. Diese Thatsache übte im Jahre 91 auf Madame Roland einen tiefen Einfluß aus, und die mächtige Thatkraft, die sie seit jener Zeit entwickelte, würde Manchem weit weniger erklärbar seyn, zeigte man ihm nicht nackt und ungeschminkt die geheimen Ursachen, die damals jene Seele bewegten, welche bis dahin ruhig und stark, aber nur stark in und durch sich selbst, ohne Thätigkeit nach Außen gewesen war.

Im Jahre 89 hatte Madame Roland arbeitsam, unbemerkt, in ihrer öden, traurigen Hecke zu La Platière, in der Nähe von Villefranche, nicht weit von Lyon gelebt. Hier hört sie, wie ganz Frankreich, die Kanonen der Bastille. Ihr Busen schwellt, ihr Herz erhebt sich. Das wunderbare Ereigniß scheint alle Träume ihrer Jugend, Alles zu verwirklichen, was sie von den alten Helden gelesen und sich eingebildet hatte. Mit Einem Male hat sie ein Vaterland. Die Revolution breitet sich über ganz Frankreich aus. Lyon, Villefranche, die ganze Umgegend, das Land und die Dörfer erwachen. Das Verbrüderungsfest ruft die Hälfte des ganzen Königreichs, alle Abgeordneten der Nationalgarde von Corsika bis Lothringen, nach Lyon. Seit frühem Morgen steht Madame Roland in unbeschreiblicher Extase auf dem wunderbar schönen Rhone-Quai, sich berauschend an diesem Volke, an dieser Brüderlichkeit, an dieser glänzenden Morgenröthe einer neuen, über ganz Frankreich heraufge-

zogenen Zukunft. Am Abende desselben Tages schreibt sie ihren Bericht darüber für ihren Freund Champagneux, einen jungen Mann von Lyon, der ohne Vortheil, bloß aus reiner Vaterlandsliebe, ein Journal schrieb, an welchem sie Mitarbeiterin war. Von der Nummer, in welcher ihr Bericht (ohne ihren Namen) erschien, wurden 60,000 Exemplare verkauft. All' diese Nationalgarden tragen, nach ihrer Heimath zurückkehrend, ohne es zu wissen, die Seele der Madame Roland, deren begeisterte Liebe für das Vaterland mit sich fort.

Und auch sie kehrte heim; nachdenkend in ihrer Einsamkeit, die ihr jetzt, viel mehr als bisher, trocken, dürr und unheimlich vorkam. Wenig geeignet für die technischen Arbeiten, die zu jener Zeit ihren Gatten beschäftigten, las sie, um sich zu beschäftigen und zu zerstreuen, den interessanten Proces verbal der Wähler von 89, die Revolution des 14. Juli, die Erstürmung der Bastille. — Der Zufall fügte es, daß einer dieser Wähler, Bancal des Issarts, an die Rolands empfohlen war und einige Tage in ihrem Hause verlebte. Bancal, Sohn einer Fabrikantenfamilie, die sich von Montpellier nach Clermont übergesiedelt hatte, war dort Notar gewesen; erst vor Kurzem hatte er diese einträgliche Stellung aufgegeben, um sich uneingeschränkt den Studien seiner freien Wahl, den staatswissenschaftlichen und menschenfreundlichen Bestrebungen, den Pflichten des Bürgers zu widmen. Ungefähr 40 Jahre alt, besaß er nichts Glänzendes, aber ungemein viel Milde, ein gutes, mitleidiges Herz. Er hatte eine sehr religiöse Erziehung genossen und starb später, nachdem er den Nationalkonvent und eine lange Gefangenschaft in Oesterreich überstanden hatte, in tiefer Frömmigkeit über der Bibel, die er in hebräischer Sprache zu lesen versuchte.

Bancal ward durch einen jungen Arzt, Lanthenas, einen Freund der Rolands, nach La Platière gebracht, wo er selber ganze Wochen, ganze Monate verweilte, um mit ihnen und für sie zu arbeiten und deren Aufträge zu besor-

gen. Lanthenas' Milde, das gefühlvolle Wesen Bancals, die ernste und dennoch feurige Güte ihres Gemahls, ihre gemeinschaftliche Liebe zu allem Guten und Schönen, ihre Anhänglichkeit an diese Frau, die ihnen das Bild jeder Vollkommenheit war, das Alles bildete natürlicher Weise eine vollständige Harmonie. Sie vertrugen sich so gut, daß sie sich fragten, ob sie nicht so mit einander fortleben könnten. Von welchem dieser 3 Männer diese Idee ausging, man weiß es nicht; doch so viel ist gewiß, daß sie von Roland mit Wärme aufgefaßt, mit Eifer festgehalten ward. Beide Gatten konnten, wenn sie Alles, was sie besaßen, zusammennahmen, vielleicht 60,000 Francs herbeischaffen. Lanthenas hatte 20,000 oder etwas mehr, wozu dann noch an 100,000 von Bancals Seite hinzukamen. Dies zusammen machte eine ziemlich runde Summe, die den Freunden erlaubte, Nationalgüter, welche damals zu Spottpreisen zu haben waren, für gemeinschaftliche Rechnung anzukaufen.

Es gibt nichts Rührenderes, nichts Würdigeres und Anständigeres als jene Briefe, welche Roland in Bezug auf dieses Vorhaben an Bancal schrieb. Dieses edle Vertrauen, dieser Glaube an Freundschaft und Tugend, gibt uns einen hohen Begriff von Roland und seinen beiden Freunden. „Kommen Sie, mein lieber Freund, kommen Sie", schreibt er. „Ach, warum säumen Sie? Sie kennen mein Haus und mich und wissen, daß man in meinem Alter sich nicht ändert. Wir, meine Frau und ich, predigen Vaterlandsliebe; auch der Doktor thut seine Schuldigkeit. Meine Frau ist die Apothekerin der Armen des Kantons. Wir Beide, Sie und ich, werden die anderen Geschäfte besorgen".

Die große Aufgabe Rolands war die, die Bauern der Umgegend aufzuklären und ihnen das neue Evangelium zu predigen. Trotz seines Alters ein bewundernswerther Fußgänger begleitete er seinen Freund Lanthenas häufig bis nach Lyon, unterwegs überall ausstreuend das Samenkorn der Freiheit. Der edle Mann hoffte in Bancal einen würdigen Hülfsgenossen, einen neuen Missionär zu gewinnen,

dessen mildes, salbungsvolles Wort Wunder wirken würde. Gewohnt, den uneigennützigen Eifer des jungen Lanthenas zu sehen, der Madame Roland in ihren menschenfreundlichen Bestrebungen unterstützte, kam es ihm nicht in den Sinn, zu ahnen, daß Bancal, älter und ernster als Lanthenas, etwas Anderes als Frieden bringen könne in das ihm gastfreundlich geöffnete Haus. Er hatte vergessen, daß seine Frau, die er so innig liebte, ein Weib war, während er in ihr nur den unwandelbaren Gefährten seiner Arbeiten sah. Madame Roland, arbeitsam, mäßig, frisch und züchtig, mit ihrem durchsichtig reinen Teint, mit ihrem festen, klaren Blick, war, Alles in Allem, das beruhigendste Bild der Kraft und Tugend. Mit der Anmuth des Weibes verband sie den Geist und das stoische Herz eines Mannes. Viel eher hätte man, ihr gegenüber, die Freunde, die sie umgaben, für schwächliche Frauen halten können: Bancal, Lanthenas, Bosc, Champagneux, sie Alle hatten weiche, fast weibliche Züge. Doch der Allerweiblichste, der Allerschwächste war, durch sein Herz, gerade der, der sich für den Festesten hielt, der ernste, strenge Roland, ein schwacher Greis, dessen Herz mit tiefer Leidenschaft an seiner Frau hing. — Diese Lage war, wenn auch nicht gefährlich, doch wenigstens voll Kampf und Sturm. Roland glich Rousseau's Volmar, welcher Saint-Preux in die Nähe seiner Julie ruft: er glich der auf den Felsen von Meillerie in Gefahr gerathenen Barke. Er hat nicht Schiffbruch gelitten; klüger aber wär's gewesen, sich dieser Gefahr gar nicht auszusetzen.

Das ist's, was Madame Roland selbst in einem ihrer Briefe an Bancal schrieb. Dieser unvorsichtige Brief ist, gerade durch seine Unvorsichtigkeit, ein unschätzbares Denkmal der Reinheit und Jungfräulichkeit ihres Herzens geblieben. — Es gibt nichts Rührenderes, als diesen Brief! Dieser Held war also doch ein Weib! Hier also ist der Augenblick, (der einzige in ihrem Leben), wo dieser starke Muth sich gebeugt fühlt. Der halbgeöffnete Harnisch des Kämpfenden zeigt uns ein Weib mit Clorindens blutendem Herzen.

Bancal hatte an Roland einen Brief voll zarter Freundschaft geschrieben. Er sprach darin von der beabsichtigten Verbindung. „Sie wird den Reiz unseres Lebens ausmachen", sagt er darin, „wir werden Eine Familie bilden, von dem Wunsche beseelt, Anderen nützlich zu werden".

Roland, der sich in Lyon befand, schickte diesen Brief an seine Frau. Sie war mutterseelenallein auf ihrem Landgute: die Hitze war, ob man sich gleich schon im Oktober befand, unerträglich. Der Donner grollte und das Gewitter hielt mehrere Tage an; Sturm am Himmel und auf der Erde: in ihrem Herzen wogte der Sturm der Leidenschaft; draußen wüthete der Sturm der Revolution. Alles deutete auf große Unruhen, auf eine Fluth von Ereignissen, bestimmt, manches Herz zu brechen. In diesen großen Augenblicken unheimlicher Erwartung glaubt jeder mit sich selbst abrechnende Mensch, Gott lasse seine mahnenden Donner nur für ihn erschallen.

Madame Roland las den Brief und zerfloß in Thränen. Sie setzte sich an den Tisch, ohne zu wissen, was sie darauf antwortete: sie schrieb von ihrer Unruhe und verbarg ihm sogar nicht, daß sie weine. Wohl war dies mehr als bloß Freundschaft. Und doch fand sie in sich den Muth und die Seelenstärke, sich selbst und ihm jede Hoffnung abzuschneiden. „Nein", schrieb sie ihm, „ich glaube nicht an Ihr Glück und werde mir nie verzeihen können, es beunruhigt zu haben. Aber ich halte es für Pflicht, Ihnen zu gestehen, daß Sie Ihr Glück an Mittel und Aussichten knüpfen, die ich für falsch halte, an eine Hoffnung, die ich Ihnen untersagen muß". — Alles Uebrige, was sie ihm schreibt, ist ein rührendes Gemisch von Tugend, Leidenschaft und Seelenkampf. Von Zeit zu Zeit entschlüpft ihr ein wehmüthiger Gedanke und ein düsteres Vorgefühl ihrer Bestimmung. — „Wann werden wir uns wiedersehen? — Das ist die Frage, die ich oftmals an mich richte, ohne daß ich sie zu beantworten wage. — Wozu auch versuchen, in die Zukunft zu schauen, welche die Natur uns wohlweislich verhüllt hat? — Lassen

wir sie also in jenem dichten Schleier, der sie deckt, weil es uns nicht gegeben ist, ihn zu lüften". —

Bancal war klug und ehrlich. Traurig und niedergeschlagen reiste er, trotz des Winters, nach England und blieb dort lange Zeit, länger vielleicht, als Madame Roland selbst es gewünscht haben mag. So inkonsequent ist das Frauenherz, selbst das tugendhafteste! Ihre Briefe bieten, aufmerksam durchgelesen, eine seltsame Ebbe und Fluth sich oft widersprechender Gefühle dar. Bald entfernt und bald nähert sie sich wieder. In einzelnen Augenblicken mißtraut sie ihrem eigenen Herzen, bald aber ist sie dessen wieder ganz gewiß. —

Wer kann sagen, ob sie nicht eine geheime Freude empfand, als im Februar die Angelegenheiten der Stadt Lyon ihren Gemahl nach Paris riefen, wohin sie ihn begleitete. Trug sie kein Verlangen, in diesem großen Mittelpunkte Bancal wiederzufinden? Aber gerade Paris gab ihren Gedanken eine andere Richtung. Sie wandte ihre Leidenschaft den öffentlichen Angelegenheiten zu. Madame Roland liebte jetzt nichts Anderes mehr als Frankreich. —

Handelte es sich um eine andere Frau, dann würden wir sagen, daß sie durch die Revolution, durch die Republik, durch den Kampf, durch den Tod vor sich selbst gerettet ward. Ihr ernstes Zusammenleben mit Roland ward in Paris noch fester geknüpft durch deren gemeinschaftliche Theilnahme an den Ereignissen der fieberhaft aufgeregten Zeit. Diese Heirath gemeinschaftlicher Arbeit ward eine Heirath gemeinschaftlicher Kämpfe, Anstrengungen und heldenmüthiger Aufopferungen. So geschützt, gelangte sie, rein, unbefleckt, siegreich zum Schaffot und von dort zum Tempel des Nachruhms.

Sie kommt nach Paris im Februar 91, am Vorabende jenes wichtigen Moments, wo die Frage der Republik ihrer Entscheidung entgegengeht. Sie bringt 2 mächtige Bundesgenossen mit: Tugend und Leidenschaft! Die Jugend ihres Geistes, die Frische ihrer Ideen, Eindrücke und Ge=

fühle sind geeignet, selbst die ermüdeten Kämpfer zu verjüngen und von Neuem anzufeuern zur Erreichung ihres großen gemeinschaftlichen Zieles.

Der erste Blick, den Madame Roland auf Paris wirft, macht einen tiefergreifenden Eindruck auf ihr Herz. Die Nationalversammlung flößt ihr Schauder ein: ihre Freunde erregen ihr Mitleid. Ihr scharfes Auge durchschaut dort, wie im Klubb der Jakobiner, alle Charaktere: sie sieht die Falschheit, die Feigheit, die Niedrigkeit, mit Einem Wort das Puppenspiel der konstitutionellen Partei in ihrer ganzen ekelerregenden Nacktheit. Sie sieht die Ausflüchte, die Umschweife, das unentschlossene Hin- und Herschwanken der Freunde der Freiheit. Sie schont weder Brissot, den sie liebt, noch Condorcet, den sie für doppelzüngig hält, noch Fauchet, in dem sie nur den Priester sieht. Kaum läßt sie Pétion und Robespierre Gerechtigkeit widerfahren. Die Mäßigung, das Zaudern und Zögern derselben, genügen ihrer Ungeduld nicht. Jung und feurig, verlangt sie Rechenschaft von Allen und will nichts von Aufschub, nichts von Hindernissen hören. Die Frau ermahnt sie, Männer zu seyn und als solche zu handeln.

Bei dem traurigen Anblick der kaum geborenen, längst ersehnten und, nach ihrer Ansicht, schon wieder verlorenen Freiheit, vergießt sie blutige Thränen und will nach Lyon zurückkehren. — „Wir brauchen (sagt sie am 4. Mai) eine neue Insurrektion, oder unsere Freiheit, kaum errungen, ist verloren. Aber ich fürchte, daß es dem Volke dazu an Kraft und Muth gebricht. Selbst der Bürgerkrieg, wie schrecklich er auch immer seyn mag, würde dazu beitragen, unseren Charakter und unsere Sitten neu zu gestalten. — Man muß auf Alles gefaßt seyn, selbst auf den Tod ohne Bedauern".

Diese Generation, die Madame Roland so tief gefallen glaubte, besaß dessen ungeachtet große, bewunderswürdige Eigenschaften: einen unerschütterlichen Glauben an den Fortschritt, den aufrichtigen Wunsch, das ganze Menschengeschlecht frei und glücklich zu wissen; sie hat durch die

Größe der Opfer, die sie diesem Glauben, diesem Wunsche gebracht, die Welt in Staunen gesetzt; zu jener Zeit aber, wohl ist dies wahr! fehlte es ihr noch an Muth zum Handeln; es fehlte ihr — wir nehmen selbst Mirabeau, trotz seines riesenhaften Talentes, nicht davon aus — der Anstoß des Genie's.

Die großen Männer jener Zeit hatten unendlich viel geschrieben, gesprochen und debattirt. Das Leben all' dieser Männer der Nationalversammlung, die ungeheure Thätigkeit der Zeitungspresse scheint uns ein Problem, ein Räthsel. Die Nationalversammlung hielt tagtäglich 2 Sitzungen, rastlos wie die Sitzungen der Jakobiner und der anderen Klubbs, oft bis um Mitternacht; dann die Reden, die für den folgenden Morgen vorzubereiten waren, die Zeitungsartikel, die Geschäfte und Intriguen, die Sitzungen der Ausschüsse, die politischen Verabredungen . . . der ungeheure Anstoß des ersten Augenblicks, die unbestimmte Hoffnung, die sie belebte, hatte ihnen die Kraft verliehen, all' diese Anstrengungen muthig zu ertragen. Dieser Anstoß hatte fortgedauert: überall Arbeit ohne Ende, ohne Grenze. Kein Wunder also, wenn manche dieser Kräfte allmählig erlahmten.

Am 22. Juni, inmitten der allgemeinen Unschlüssigkeit der Parteien, war Madame Roland die Einzige, die nicht zauderte. Sie schrieb und ließ schreiben an die Provinzen, um sie aufzufordern, einfach durch Ja oder Nein zu entscheiden, ob die monarchische Regierungsform beizubehalten sey oder nicht. Und 2 Tage später bewies sie, daß das Fortbestehen der königlichen Gewalt Ludwigs XVI. unmöglich geworden sey.

Fast Alle noch wichen zurück, schwankten und zögerten. Im Jahre 89, sagte Camille Desmoulins, gab's in ganz Frankreich nicht mehr als 12 Republikaner. Im Jahre 91 hatte sich die Zahl derselben, Dank der Flucht des Königs nach Varennes, bedeutend vermehrt, und sehr Viele waren seitdem Republikaner geworden, ohne es zu wissen. Man

mußte sie darüber aufklären. An der Spitze dieser Vorhut stand Madame Roland. Sie warf in die unentschlossene Wage das goldene Schwert ihrer Ueberzeugung, ihres Muthes, und die Idee des Rechts. Und so war sie es, von der das Losungswort ausging: Republik!

Zu jener Zeit war Madame Roland, nach ihren Briefen zu urtheilen, viel heftiger, als sie es später zu seyn schien. Sie sagt mit nackten Worten: „Im Verhängniß der Staaten ist der Sturz des Thrones beschlossen. Der König muß gerichtet werden. Grausames Geschick zu denken, daß das Menschengeschlecht nur durch Blut regenerirt werden kann!"

Das Blutbad auf dem Marsfelde (16. Juli 1791), bei dem Jene, welche die Republik verlangt hatten, am Altare niedergeschossen wurden, schien ihr der Tod der Freiheit. An Robespierre, den sie in Gefahr glaubte, nahm sie den innigsten Antheil. Um 11 Uhr Abends ging sie nach der **Rue de Saintonge au Marais**, in welcher Robespierre wohnte, um ihm einen Zufluchtsort in ihrer Wohnung anzubieten. Er aber war bei dem Tischler Duplay. Von ihm gingen Herr und Madame Roland zu Buzot, um ihn zu bitten, Robespierre in der Nationalversammlung zu vertheidigen. Buzot verweigerte dies; Grégoire aber, ehemaliger Bischof von Blois, der zugegen war, verpflichtete sich, es zu thun.

Sie waren, wie wir schon früher erwähnt, nach Paris gekommen in Angelegenheiten der Stadt Lyon. Nachdem sie Das, was sie gewollt, erreicht hatten, kehrten sie in ihre Einsamkeit zurück. — Bald darauf (am 27. September 91) schrieb Madame Roland an Robespierre einen halb spartanischen, einen ihrer würdigen, aber etwas allzuschmeichelhaften Brief, einen Brief, der, bei aller Schönheit etwas steif, die Absicht und Berechnung, die ihm zu Grunde lagen, nicht verleugnen konnte. Sie war sichtbar betroffen von der wunderbaren Elasticität, mit welcher die jakobinische Maschine, weit entfernt, durch jenen Schlag gebrochen zu seyn,

sich in ganz Frankreich von Neuem erhob. Sie war sichtbar überrascht von der großen politischen Rolle jenes Mannes, der gleichsam der Mittelpunkt, die Seele dieser Maschine war.

Aus ihrem Briefe an Robespierre heben wir nur folgende Stelle heraus: „Sie haben viel, sehr viel gethan, um jene Principien, die Sie beleben, auch Anderen einzupflanzen. Es ist schön, es ist troſtreich, sich ein solches Zeugniß geben zu können in einem Alter, in dem so viel Andere noch gar nicht wissen, welche Laufbahn ihnen vorbehalten ist".

Wir wissen nicht, ob und was Robespierre ihr auf dieses Entgegenkommen geantwortet hat. Zwischen den Girondisten und Jakobinern lag ein so großer, nicht zufälliger, sondern natürlicher, angeborener Unterschied, ein so instinktmäßiger Haß wie zwischen Hund und Wolf. Madame Roland namentlich verscheuchte ihn durch ihre glänzenden Eigenschaften. Beide hatten Das, was die Menschen gegenseitig näher zu bringen scheint und was, gerade im Gegentheil, die lebhaftesten Antipathien in ihnen erzeugt: sie hatten Beide denselben Fehler. Unter dem Heldenmuthe der Einen wie unter der bewundernswürdigen Ausdauer des Anderen verbarg sich ihr gemeinschaftlicher Fehler, sagen wir es frei und unumwunden, eine Lächerlichkeit. Beide waren schreibselig, Beide waren geborene Scribefaxe, wie das Volk zu sagen pflegt. Beide haben, Tag und Nacht, lebend und sterbend geschrieben, und selbst in den fürchterlichsten Krisen und schon halb und halb unter dem Messer der Guillotine waren Feder und Styl für Beide der Gedanke, den sie sich halsstarrig in den Kopf gesetzt. Aechte Kinder des 18., vorzugsweise literarischen und belletristischen Jahrhunderts, behaupteten sie diesen Charakterzug selbst in den blutigen Trauerspielen eines anderen Zeitalters. Madame Roland schreibt, feilt und liebkos't ihre Federzeichnungen, während unter ihren Fenstern die öffentlichen Ausrufer den Tod der Frau Roland verkünden. Robespierre rundet am Vorabende des 9. Thermidors, zwischen dem Gedanken eines Meuchelmords und dem des Schaffots, seine Perio-

den ab, weniger bekümmert, wie es scheint, um zu leben, als um ein guter Schriftsteller zu bleiben. — Seit jener Zeit liebten sie sich weder als Politiker, noch als Schriftsteller.

Erst 92, als die Macht der Verhältnisse, der Sturz des Thrones, die Girondisten an's Staatsruder gebracht hatten, kamen Herr und Madame Roland wieder nach Paris. In den vergoldeten Sälen des Ministeriums des Inneren war Madame Roland Das, was sie in ihrer ländlichen Einsamkeit gewesen war. Mancher aber, der die ernste, steife, männliche Miene, die ihr angeboren war, für Stolz und Hochmuth hielt, ward dadurch ihr Feind. Es ist falsch, daß sie Stellen vergeben; das Wahre an der Sache ist, daß sie solche Gesuche, die es verdienten, der Aufmerksamkeit ihres Mannes empfahl.

Die beiden Ministerperioden Rolands gehören mehr der Geschichte als der Lebensbeschreibung an. Nur einige Worte noch über seinen berühmten Brief an den König, in Folge dessen man, gewiß mit Unrecht, die Ehrenhaftigkeit des Ministers und seiner Frau verdächtigt hat.

Roland, republikanischer Minister eines Königs, der sich tagtäglich mehr bei Seite gesetzt fühlte, hatte seinen Fuß in die Tuilerien nur unter der Bedingung gesetzt, daß ein ausdrücklich dazu ernannter Sekretär Tag für Tag alle Berathungen, die zwischen ihm und dem Könige gepflogen wurden, Wort für Wort niederschreibe, damit Roland sich im Fall einer Perfidie, die man ihm aufbürden möchte, genau auf die Aussage des Protokolls berufen könne.

Aber dies Versprechen ward nicht gehalten. Der König wollte es nicht. Roland mußte, um sich zu decken, ein anderes Mittel anwenden. Ueberzeugt, daß Oeffentlichkeit die Seele eines freien Staates ist, veröffentlichte er täglich in einem Journale „le Thermomètre“ Alles, was im Conseil berathen und beschlossen worden war; außerdem entwarf er, mit Hülfe der Feder seiner Frau, einen Brief an den König, um sich vor ihm und später vielleicht auch dem Volke gegen-

über zu rechtfertigen, wenn der König ihn jemals verleugnen sollte.

Dieser Bericht war durchaus nicht vertraulicher Art: er hatte nicht versprochen, ihn geheim zu halten. Er war eben so gut an ganz Frankreich, wie an den König gerichtet, und erklärte mit nackten Worten, Roland habe aus Mangel eines Sekretärs und eines Protokolls, das für ihn zeugen könne, seine Zuflucht zu diesem Mittel genommen.

Dieser Brief ward durch ihn an den König geschickt am 10. Juni, an demselben Tag, an welchem der Hof eine neue Mine gegen die Nationalversammlung springen ließ, eine drohende Bittschrift, in welcher im Namen von 8000 sogenannter Nationalgarden treuloser Weise behauptet ward, daß das Herbeirufen von 20,000 Féderirten aus den Departements eine Beschimpfung der pariser Nationalgarde sey.

Als weder am 11. noch am 12. der König von dem bewußten Briefe sprach, entschloß sich Roland, ihn laut vorzulesen im Staatsrath. Dieses Aktenstück, wahrhaft beredt, ist die letzte Protestation einer republikanischen Redlichkeit, die dem Könige die letzte Thür des Heiles zeigt. Es finden sich darin harte, aber doch edle, erhabene Worte. „Nein", heißt es darin, „das Vaterland ist kein leeres Wort: es ist ein Wesen, dem man theuere Opfer gebracht, das man sich durch große Anstrengungen geschaffen hat und das man liebt eben so durch Das, was es uns kostet, als durch Das, was wir von ihm zu hoffen und erwarten berechtigt sind". — Dann folgen wichtige Fingerdeute, nur allzuwahre Weissagungen über die schrecklichen Folgen des Widerstandes, der die Revolution dazu zwingen würde, blutig zu enden.

Dieser Brief hatte den besten Erfolg, den der Verfasser desselben davon erwarten konnte. In Folge dieses Briefes ward Roland von seinem Posten abgesetzt.

Die Fehler, welche Roland beging, als er zum zweiten Male Minister geworden war, können wir nur andeuten; es war seine Unentschlossenheit, beim Herannahen der Invasion in Paris zu bleiben oder es zu verlassen, die

Ungeschicklichkeit, mit welcher man Robespierre durch einen so leichtfertigen Mann, wie es Louvet *) war, angreifen ließ, die unpolitische Strenge, mit welcher man das Entgegenkommen Dantons zurückwies. Hinsichtlich des Vorwurfs, den Verkauf der Nationalgüter nicht genug beschleunigt und Frankreich in so großer Gefahr ohne Geldmittel gelassen zu haben, hatte Roland die größten Anstrengungen gemacht, ihn nicht verdient zu haben; aber trotz allen Drängens von seiner Seite, trotz der dringendsten Aufforderungen, waren die Verwaltungsbehörden der Departements, die in den Händen der Girondisten lagen, taub und unthätig geblieben.

Seit dem September 92 liefen Herr und Madame Roland die größte Gefahr für ihr Leben und für ihre Ehre. Man wagte nicht, sich des Dolches zu bedienen; aber man wendete gegen sie die weit gefährlichere Waffe der Verleumdung an. Im December 1792 kam ein erbärmlicher Ränkeschmied, Namens Viard, zu Chabot und zu Marat, um sie in die Intriguen einer großen girondistischen Verschwörung einzuweihen, an welcher Roland und seine Frau Antheil haben sollten. Marat stürzte sich mit der Gier eines Haifisches auf diesen Angelhaken. Chabot, ein leichtgläubiger Tropf, beeilte sich, zu glauben und hütete sich, zu prüfen. Der Konvent verlor einen ganzen Tag damit, Alles selbst zu untersuchen, hin und her zu streiten und sich gegenseitig Beleidigungen an den Kopf zu schleudern. Man erzeigte diesem Viard die Ehre, ihn kommen zu lassen, und bald erwies es sich, daß dieser ehrenwerthe Zeuge, auf dessen Aussage Chabot und Marat sich berufen hatten, ein elender Spion war, der abwechselnd bald dieser, bald jener Partei zu dienen pflegte. Man rief und verhörte Madame Ro=

---

*) Es ist dies derselbe leichtfertige, leichtsinnige Louvet de Couvray, dessen Name längst vergessen wäre, hätte er nicht den Leichtsinn gehabt, mitten in den Stürmen der Revolution die „Liebschaften des Faublas" zu schreiben.

land, die durch ihren Geist und Verstand, durch ihre Worte voll Sinn und Wahrheit, voll Bescheidenheit und Takt die Anklage gegen ihren Mann und sie vollständig entwaffnete. Chabot war zu Boden geschlagen. Marat, wüthend, außer sich, erklärte Abends in seinem „Volksfreunde", das Ganze sey von den Rolandisten angezettelt worden, um die Vaterlandsfreunde hinter's Licht zu führen und sie lächerlich zu machen.

Am 2. Juni, als die meisten Girondisten sich entfernten oder verbargen, waren die Rolands, ohne Vergleich, die Tapfersten, die muthig auf dem Schlachtfelde blieben. Madame Roland fürchtete weder Gefängniß, noch Tod; sie bebte vor keiner persönlichen Beschimpfung zurück und um immer freie Gebieterin über ihr Schicksal zu bleiben, begab sie sich keine Nacht zur Ruhe, ohne ein Pistol unter ihr Kopfkissen zu legen.

Auf die Nachricht, daß die Kommune einen Verhaftsbefehl gegen ihren Mann erlassen habe, stürzte sie in die Tuilerien, um die Ankläger desselben zu Boden zu schlagen, die Bergpartei niederzuschmettern durch ihren Muth und ihre Beredtsamkeit und dem Konvente den Beschluß der Freilassung ihres Gatten zu entreißen.

Mitten in der Nacht ward sie selber festgenommen. Man muß diese ganze Scene in ihren unvergleichlich schönen Memoiren lesen.

Nichts that sie, um sich der Gefangennahme zu entziehen. Auch sie brachte man in die Conciergerie in einen Kerker, dicht neben dem der Königin, in jene Gewölbe, die Vergniaud und Brissot erst unlängst verlassen hatten. Hier trat sie ein mit stolzem, ungebeugtem Heldenmuthe, nachdem sie, wie Vergniaud, das Gift, das sie bei sich trug, weggeworfen hatte, fest entschlossen, bei hellem Tage, vor den Augen Aller, so muthig zu sterben, als sie zu leben gewohnt war. Sie glaubte die Republik zu ehren durch ihren unerschütterlichen Muth vor dem Tribunale, und durch die Festigkeit, mit welcher sie die Stufen des Schaffots erstieg.

Die, welche sie in der Conciergerie gesehen, sagen, sie sey während ihres Aufenthalts daselbst schön und heiter, voll Reiz und, trotz ihrer 39 Jahre, jünger, frischer und blühender als je gewesen: in ihren schönen Augen habe die Flamme ewiger Jugend, der magische Zauber ihres Geistes geglüht. Ihre größte Macht lag in der vorwurfsfreien Harmonie ihrer Person und ihrer Rede. Sie fand eine Unterhaltung darin, von ihrem Kerker aus an Robespierre zu schreiben, nicht, um etwas für sich zu erflehen, sondern ihm gute Lehren zu ertheilen. Das wollte sie auch vor dem Tribunale thun; aber man schloß ihr den Mund: man fürchtete sich, sie anzuhören.

Der achte, an welchem sie ihr schönes Haupt unter das Messer der Guillotine beugte, war ein kalter Novembertag. Die düstere, ihres Schmucks beraubte Natur harmonirte mit dem trostlosen Zustande der Herzen: auch die Revolution näherte sich mehr und mehr ihrem Winter und sah, um sich blickend, all' ihre großen, schönen, stolzen Hoffnungen entblättert und im Schnee begraben. Zwischen den beiden Gärten ohne Blätter langte sie beim Herannahen der Nacht — um halb sechs Uhr Abends — am Fuße der kolossalen Bildsäule an, welche, die Freiheit darstellend, dicht an der Guillotine, auf jener Stelle stand, auf welcher sich jetzt der Obelisk von Luxor erhebt, erstieg leichten Schrittes die Stufen des Schaffots und sprach, die Statue der Freiheit anblickend, mit ernster Milde ohne Vorwurf:

— O Freiheit, wie viel Verbrechen begehen sie in Deinem Namen!

In ihr sank der Ruhm ihrer Partei, der Nimbus ihres Gatten. Sie hat, ohne es zu wollen, den Namen ihres Mannes verdunkelt. Und doch war es gerade sie, die seiner antiken, strengen, aber begeisterten Seele volle Gerechtigkeit widerfahren und ihr eine Art religiöser Anbetung angedeihen ließ.

Als sie einen Augenblick daran gedacht hatte, sich zu vergiften, schrieb sie ihm, um sich bei ihm zu entschuldigen, daß

sie über ihr Daseyn verfügen wolle ohne seine Genehmigung. Sie wußte es, daß dieser starke Greis nur eine einzige, fast kindische Schwäche besaß: seine glühende Liebe für sie, die sein Alles war.

Als man sie zum Tode verurtheilt hatte, beunruhigte sie nur Ein Gedanke, der Gedanke an ihn. Roland wird sich tödten! rief sie aus.

Man konnte ihm ihren Tod nicht verbergen. Zurückgezogen in der Nähe von Rouen, bei Freundinnen, in deren Hause der Geächtete sich sicher glaubte, entrann er, nachdem er die Hinrichtung seiner Manon erfahren hatte, seinem Schlupfwinkel und wollte, ohne Spur zurückzulassen, ziellos weiter ziehen. Der Greis wäre in dieser Jahreszeit, er fühlte es selbst, nicht weit gekommen. Unterwegs begegnete ihm eine elende Kutsche. Mit Hülfe derselben erreichte er gegen Abend die Grenzen der Eure. Da Alles, was Polizei hieß, abgeschafft war, hatten die Straßenräuber freies Spiel. Sie machten die Landstraßen unsicher, plünderten die Pächter und wurden von der Gensd'armerie verfolgt. Das beunruhigte ihn, und bald gab er den Gedanken, den er kurz vorher beschlossen hatte, wieder auf. Er stieg aus, verließ die Fahrstraße und folgte einer Seitenallee, die nach einem Schloß hinführte. Er hielt am Fuße einer Eiche, zog seinen Stockdegen und durchbohrte sich damit. Man fand seinen Namen und ein Blatt, auf das er seine letzte Bitte geschrieben:

Achtet die Ueberreste eines tugendhaften Menschen.

Wir können, bevor wir uns von ihm trennen, nicht widerstehen, ein Porträt zu kopiren, welches uns Lémontey von der Frau dieses Mannes hinterlassen hat.

„Ich habe einige Male", schreibt er, „Madame Roland vor 1789 gesehen. Ihr Wuchs, ihre Augen und ihre Haare waren von auffallender Schönheit; ihre zarte, durchsichtige Gesichtsfarbe hatte ein ungemein frisches Kolorit,

das ihre Züge, voll Rückhalt und Keuschheit, wunderbar verjüngte. Jene leichte, gefällige Eleganz der Pariserin habe ich bei ihr nicht gefunden; aber ich will damit nicht sagen, daß sie linkisch gewesen sey, weil Alles, was einfach und natürlich ist, seinen eigenthümlichen Zauber hat. Als ich sie zum ersten Male sah, machte sie auf mich den Eindruck von Rousseau's Julie, und als sie zu sprechen begann, wuchs noch mehr meine Illusion. Madame Roland sprach schön, sehr schön. Die Eigenliebe Anderer wollte ihren Reden anhören, daß sie alle vorbereitet seyen; das war aber falsch und unwahr. Geist, Scharfsinn, eigenthümliche Ausdrucksweise, pikante Vernunft, naive Anmuth, dies Alles quoll natürlich und ungesucht aus ihren Elfenbeinzähnen und Rosenlippen hervor. Man konnte dem Zauber ihrer Reize nicht widerstehen. — Im Laufe der Revolution habe ich sie nur ein Mal wiedergesehen: es war im Anfange des ersten Ministeriums ihres Gemahls. Auch damals hatte sie noch nichts von ihrer Frische, Jugendlichkeit und Einfachheit eingebüßt; ihr Mann glich einem Quäker, dessen Tochter sie zu seyn schien. Um sie her flatterte ihr Kind*), mit langen schwarzen Haaren, die bis zum Gürtel herabflossen. Beim Anblick dieser einfachen Familie glaubte man Bewohner Pennsylvaniens, überpflanzt in den Salon des Herrn von Calonne, vor sich zu sehen. Madame Roland sprach nur noch von den öffentlichen Angelegenheiten und ich konnte es ihr anhören, daß meine Mäßigung ihr einiges Mitleid einflößte. Ihre Seele war exaltirt, ihr Herz aber weich und gefühlvoll geblieben. Wiewohl jene blutigen Wirren, welche die Monarchie zerrissen, damals noch nicht Statt gefunden hatten, verhehlte sie sich doch nicht, daß die Vorzeichen der Anarchie schon fühlbar zu werden begannen. Sie

---

*) Keiner von allen Biographen der Madame Roland erwähnt, was aus diesem Kinde — wir wissen nicht einmal, ob's ein Knabe oder ein Mädchen war — nach der Hinrichtung seiner Mutter, nach dem Selbstmorde seines Vaters geworden ist.

versprach, dagegen bis zum letzten Hauche ihres Lebens anzukämpfen. Ich erinnere mich des ruhigen und entschlossenen Tones, mit welchem sie erklärte, daß sie, wenn es seyn müßte, ihr Haupt auf's Schaffot tragen würde, und ich gestehe, daß das Bild dieses reizenden Kopfes, dem Schwerte des Henkers anheimgefallen, auf mich einen tiefen, unverwischbaren Eindruck gemacht hatte. Und so kam es, daß mich später die wunderbare Festigkeit ihres Charakters und die heldenmüthige Art ihres Todes durchaus nicht überrascht hat. Alles in dieser berühmten Frau war tief empfunden, wahr; nichts war in ihr erheuchelt. Madame Roland war nicht bloß der stärkste, sondern auch der wahrste Charakter unserer Revolutionen. Und schon darum wird die Geschichte sie nicht verurtheilen und jede andere Nation uns um sie beneiden".

Théroigne de Mericourt.

Es gibt ein hübsches in Kupfer gestochenes Bild von dieser schönen, tapferen, unglücklichen Lüttticherin, die am 5. Oktober damit angefangen hatte, das Regiment von Flandern für das Volk zu gewinnen und dadurch die letzte Stütze des Königs zu zertrümmern. Sie war's, die — am 10. August — in der ersten Reihe der Kämpfenden, den Degen in der Hand, in's Schloß der Tuilerien eindrang und aus der Hand der Sieger eine Bürgerkrone erhielt. Jenes Porträt, gezeichnet in der Salpétrière, wo sie später als Närrin eingesperrt war, erinnert leider nur sehr schwach an die heldenmüthige Schönheit, die das Herz unserer Väter entzückt und ihnen in einer Frau das Bild der Freiheit gezeigt hat.

Der runde, starke Kopf (ein wahrer Typus der lüttticher Bevölkerung), das schwarze Auge, etwas starr und hart, hat seine Flammen noch. Noch wohnt die alte Leidenschaft, die Spur jener heftigen Liebe darin, für die dieses Weib lebte und starb, jene Liebe — nicht für einen Mann, sondern (wie

sehr dies auch Manchem bei solchem Leben unwahrscheinlich vorkommen mag!) jene Liebe für eine große Idee, die Liebe zur Freiheit, die Liebe zur Revolution.

Um diese Frau vollkommen zu verstehen, muß man ihre Heimath, das Land der Wallonen, von Tournai bis Lüttich, und vor Allem Lüttich, dieses kleine, glühende, sprühende Frankreich am Maasstrome, diese Vorhut der Niederlande, so tief hineingeworfen in die Mitte der deutschen Bevölkerungen, kennen, dieses kleine Lüttich, das eine glorreichere Geschichte aufzuweisen hat, als manches größere Land. — Um Théroigne zu verstehen, muß man das Schicksal dieser Stadt Lüttich, dieser Märtyrerin der Freiheit beim Ausbruche der französischen Revolution, näher in's Auge fassen. Leibeigene der drückendsten Tyrannei, Sklavin der Priesterherrschaft, zerbrach sie dieses Joch, um 2 Jahre später von Neuem zurückzufallen in die Krallen ihres, mit der Hülfe Oesterreichs ihr aufgedrungenen Bischofs. Die Lütticher, die sich in Massen nach Frankreich hinübergeflüchtet hatten, zeichneten sich in den Reihen der französischen Armeen durch ihre ungestüme Tapferkeit nicht minder als durch ihre feurige, hinreißende Beredsamkeit auf den Rednerbühnen der revolutionären Klubbs aus. Sie waren die Brüder, die Kinder Frankreichs. Das rührendste von allen Festen der Revolution ist nach unserer Ansicht Jenes, bei welchem die pariser Gemeinde, Lüttich feierlich an Kindesstatt annehmend, die ruhmgeschmückten Archive dieser freiheittrunkenen Stadt durch die Straßen von Paris ziehen ließ, bevor man sie in den Schooß des Stadthauses aufnahm. —

Théroigne war die Tochter eines ziemlich wohlhabenden Pachters, der ihr einige Erziehung hatte geben lassen. Sie besaß von Natur aus eine große Lebhaftigkeit des Geistes und eine ihr gleichsam angeborene Beredsamkeit: diese lütticher Race hat Vieles mit dem Süden Frankreichs gemein. — Verführt durch einen deutschen Edelmann und von ihm in Stich gelassen, ging sie nach England, sah sich dort bewundert und von Anbetern umringt, unter welchen sie vor

Allen einem italienischen Sänger, einem alten häßlichen Kastraten, den Vorzug gab, der sie, gleichsam als Dank für diese Vorliebe, bestahl, plünderte und ihre Schmucksachen verkaufte. Damals ließ sie sich nach ihrer Heimath („la Campine“) Gräfin von Campinados nennen.

Als sie nach Frankreich kam, schwärmte sie auch hier für Männer, deren Herz nicht wußte, was Liebe ist. Sie erklärte frank und frei, sie verabscheue den unsittlichen Lebenswandel Mirabeau's. Dafür liebte sie desto eifriger den kalten, trockenen Sièyes, der ein geborener Weiberfeind war. Außer ihm zeichnete sie noch einen anderen ernsten finsteren Mann aus, einen von jenen Leuten, die später den Kultus der Vernunft einsetzten, den Schöpfer des republikanischen Kalenders, den Mathematiker Romme, dessen Gesicht eben so häßlich, als sein Herz rein, groß und edel war. Und dieses Herz durchbohrte er an jenem Tage, an welchem er die Revolution für todt hielt.

Romme war 1789 von Rußland heimgekehrt. Er war Haushofmeister des jungen Prinzen Stroganoff und machte sich keine Gewissensbisse, den seiner Aufsicht anvertrauten Zögling in den Salon der schönen Lüttícherin, die von Männern wie Sièyes und Pétion de Villeneuve*) besucht wurde, einzuführen. Das heißt genug gesagt, daß Théroigne, wie zweifelhaft auch ihre Stellung seyn mochte, ein keineswegs ganz verlorenes Geschöpf war.

Ganze Tage brachte sie auf der Tribüne der Nationalversammlung zu, kein Wort von Dem verlierend, was hier gesagt ward. Einer der spottbilligsten Witze jener königlich gesinnten Federn, welche die „Actes des apôtres“ schrieben, war Jener, daß sie Théroigne mit dem Deputirten Populus verheiratheten, der sie nicht einmal gekannt hat. Die Royalisten nannten sie die Braut des Volks, amanda populi, u. s. w.

---

*) Der erste Maire der Stadt Paris.

Am denkwürdigsten wird Théroigne durch ein Blatt des „Vieux Cordelier", worin Camille Desmoulins eine Sitzung der Cordeliers schildert. Hier ein Auszug aus jener Nummer:

Der Redner wird unterbrochen. Ein Geräusch macht sich hörbar an der Thür, ein schmeichelhaftes, angenehmes Gemurmel. Eine junge Dame tritt hinein.... Sie verlangt zu sprechen. Wie? Darf man seinen Augen trauen? Diese Dame ist nichts Geringeres als die schöne Amazone von Lüttich, Mademoiselle Théroigne! Ja, das ist ihr rothseidener Ueberrock und der Degen, den sie am 5. Oktober trug in Versailles, als der einschmeichelnde Ton ihrer Stimme das Regiment von Flandern bekehrte. Der Enthusiasmus hat seinen Brennpunkt erreicht. „Es ist die Königin von Saba", ruft Desmoulins. „Sie kommt, den Salomon des Distrikts zu besuchen".

Und schon hat sie mit dem leichten Schritt des Panthers den ganzen Saal durchschritten und sich auf die Rednerbühne geschwungen. Ihr schönes, lebhaft geröthetes Angesicht erscheint Blitze schleudernd mitten unter den düsteren apokalyptischen Gestalten Dantons und Marats.

„Seyd Ihr wirklich Salomone", ruft sie aus, „wohlan, dann werdet Ihr's beweisen. Ihr werdet den Tempel bauen, den Tempel der Freiheit, das Schloß der Nationalversammlung. Und Ihr werdet es dorthin bauen, wo einst die Bastille stand.

Wie? Während die ausübende Gewalt den schönsten Palast des Erdkreises, den Pavillon de Flore und die Säulengänge des Louvre bewohnt, lagert die gesetzgebende Gewalt unter den Zelten, im Ballhause, in der Reitbahn, wie die Taube Noahs, die keinen trockenen Fleck findet, um darauf ihren Fuß zu setzen.

Das darf so nicht länger bleiben! Es ist Zeit, daß das Volk, die Gebäude betrachtend, welche von den beiden Gewalten bewohnt werden, schon durch den Anblick allein er=

fahre, wo der wahre Herrscher thront. Was ist ein Herrscher ohne Schloß? Ein Gott ohne Kirche, ohne Altar! Wer wird seinen Kultus anerkennen?

Bauen wir diese Kirche, diesen Altar! Und daß Alle zu diesem Baue beitragen, daß Alle ihr Gold, ihre Edelsteine herbeitragen! Hier mit Freuden sind die meinigen! Ja, Brüder, laßt uns bauen diesen einzig-wahren Tempel. Keiner ist Gottes würdiger als der, in welchem die Erklärung der Menschenrechte verkündigt ward. — Paris, der Wächter dieses Tempels, wird dann weniger eine Stadt als das gemeinsame Vaterhaus aller Franzosen, der Sammelplatz aller Stämme, ihr Jerusalem seyn!" —

Als Lüttich, durch die Oesterreicher zu Boden geworfen, seinem geistlichen Tyrannen zurückgegeben war, eilte Théroigne nach ihrer Heimath, um dort Propaganda zu machen für Frankreich. — Von Spionen verfolgt, ward sie bei ihrer Ankunft in Lüttich sofort festgenommen, hauptsächlich als Mitschuldige an dem Attentate des 6. Oktobers gegen die Königin von Frankreich, die Schwester Kaiser Leopolds.

Nach Wien abgeführt und erst nach mehrmonatlichem Verhöre aus Mangel an Beweisen freigelassen*), kehrte sie nach Frankreich zurück, doppelt erbittert gegen Marie Antoinette und deren Agenten, die sie bis nach Lüttich verfolgt und dort an die Oesterreicher ausgeliefert hatten. Sie beschrieb dies Abenteuer und wollte es veröffentlichen. Schon hatte sie, wie es hieß, einige Bruchstücke daraus bei den Jakobinern vorgelesen, als die Revolution des 10. Augusts ausbrach.

---

*) Von Wien nach dem Spielberg abgeführt, verdankte sie ihre Freilassung einzig und allein der Neugier des Kaisers Leopold, der, von dem Rufe ihrer syrenenartigen Schönheit angelockt, verkleidet hinabgestiegen seyn und, von den Schlingen ihrer Reize gefesselt, dort länger verweilt haben soll, als es ursprünglich seine Absicht gewesen war.

Keiner von allen Royalisten war ihr mehr verhaßt als der Journalist Suleau, eines der wüthendsten Werkzeuge der Kontre-Revolution. Sie haßte ihn, nicht allein der plumpen Ausfälle wegen, zu deren Zielscheibe er sie gemacht, sondern mehr noch darum, weil er in Brüssel, unter dem Schutze der österreichischen Bajonette, ein Journal redigirt hatte, das unter dem Titel „die Sturmglocke der Könige" gegen die lütticher Revolution aufgetreten war und die Häupter derselben verdächtigt, angefeindet und, wie Théroigne behauptete, in den Staub gezogen hatte.

Suleau war gefährlich, nicht bloß durch seine Feder, sondern mehr noch durch seinen Muth und seine weithin ausgebreiteten Verbindungen in der Provinz und selbst außerhalb Frankreichs. Montlosier erzählt, daß Suleau in einem Augenblicke der Gefahr ihm gesagt habe: „Wenn's noth thut, werde ich Euch meine ganze Picardie zu Hülfe schicken. Suleau, wunderbar thätig, schien die Gabe zu besitzen, sich vervielfältigen zu können. Man begegneten ihm überall, häufig verkleidet. Lafayette sagt, er habe ihn so gefunden, als er, im Jahre 90, Abends das Hôtel des Erzbischofs von Bordeaux verlassen.

Auch am Morgen des 10. Augusts hatte Suleau sich verkleidet und bewaffnet in dem Augenblicke, als die Wuth des Volks ihren Gipfel erreichte. Er wurde festgenommen mitten unter einer mit Stutzbüchsen bewaffneten Royalisten-Patrouille, die einen Rundzug um die Tuilerien gewagt hatte. — In dem Augenblicke, als man Suleau festnahm, lustwandelte Théroigne mit einem Gardisten auf der Terrasse der Feuillants. Sie erkannte ihn. Vom ritterlichen Standpunkte aus hätte sie ihn beschützen und vertheidigen sollen, weil er sie immer verhöhnt und beleidigt hatte; aber von dem damals herrschenden Gesichtspunkte aus war es ihre Pflicht, den öffentlichen Feind, ob er gleich auch ihr persönlicher Gegner war, zu vernichten. Ein Kommissär, der auf eine Bank gesprungen war, versuchte die Menge zu beruhigen. Théroigne stieß ihn herab, stellte sich hinauf

und sprach gegen Suleau. Zweihundert Mann der Nationalgarde vertheidigten die gefangenen Royalisten: man erzwang von der Sektion einen Befehl, auf jeden Widerstand Verzicht zu leisten. Einer nach dem Anderen herbeigerufen, wurden sie von der wüthenden Menge erdrosselt. Suleau soll mehr Muth als alle Andere gezeigt und einem der Würger ein Schwert entrissen haben, um sich Bahn zu brechen. Um diese Scene besser auszuschmücken, behaupten Viele, das Mannweib Théroigne habe mit ihrer Hand diesen starken, kräftigen und von der Wuth der Verzweiflung aufgestachelten Mann niedergesäbelt.

Théroigne's Theilnahme am 10. August, die Krone, die ihr die siegreichen Marseiller zuerkannten, hatten ihre Verbindungen mit den Girondisten, den Freunden der Marseiller, die diese nach Paris hatten kommen lassen, immer fester und fester geknüpft. Sie schloß sich ihnen fester an nach den Septembermorden, die Danton auf seinem Gewissen hat. Seit dem April 92 hatte sie mit Robespierre gebrochen. Sie besaß den Muth, in einem Kaffeehause in Gegenwart vieler seiner Anhänger laut zu äußern: „Wenn dieser Mensch fortfährt, alle Welt ohne Beweise der Schuld zu verleumden, dann entziehe ich ihm meine Achtung!"

Als dies am Abende desselben Tages von Collot d'Herbois ironischen Tones den Jakobinern wiedererzählt ward, befand sich Théroigne auf der Zuhörerbühne mitten unter den eifrigsten Anhängern Robespierre's. Trotz aller Anstrengungen, die man machte, sie zurückzuhalten, sprang sie über die Schranke, welche die Tribunen vom Sitzungssaale trennte, durchbrach die feindliche Menge und begehrte, gehört zu werden. Man verstopfte sich die Ohren aus Furcht, aus ihrem Munde eine Lästerung gegen den Gott dieses Tempels zu vernehmen. Die arme Théroigne ward ungehört hinausgejagt.

Aber trotz ihres Bruchs mit den Jakobinern, blieb sie noch immer populär und bewundert von der Menge, auf die ihr Muth und ihre Schönheit einen magischen Eindruck

machten. Ihre Feinde ersannen ein Mittel, ihr diesen Zauber zu rauben und sie vor den Augen des Volks herabzuwürdigen durch die feigste Rache, die ein Mann auf eine Frau auszuüben im Stande ist. Eines Morgens, als sie ganz allein auf der Terrasse der Feuillants spazieren ging, bildete sich fast auf derselben Stelle, wo am 10. August vor ihren Augen Suleau niedergemetzelt worden war, eine dichte Gruppe, die sie fest umringte, sie umgriff, ihr die Röcke aufhob und sie, nackt wie sie war, mit Ruthenhieben züchtigte wie ein Kind unter dem lauten Jubel der Zuschauer. Ihr Bitten, ihr Schreien, ihr verzweifelndes Geheul verdoppelten das Gelächter der cynischen Menge.

Die Unglückliche, endlich freigelassen, fuhr zu schreien und zu heulen fort, weniger aus Schmerz als aus beleidigtem Schamgefühl. Gebrochen und getödtet durch diesen Akt barbarischer Beleidigung, verlor sie ihren Verstand.

Von 1793 bis 1817, während dieses Zeitraums von 24 Jahren, blieb sie verrückt und wüthend in den Mauern der Salpétrière, heulend wie am ersten Tage ihrer furchtbaren Demüthigung. Es war ein herzbrechendes Schauspiel, dieses Weib zu sehen, das mehr und mehr bis zu einem Thiere herabgesunken war, gleich einer wüthenden Hyäne an den Eisengittern ihres Kerkers rüttelnd, sich selbst zerfleischend mit ihren schmutzigen Nägeln, herabgesunken bis zu jener Stufe des Wahnsinns, daß sie zuletzt ihre eigenen Exkremente aß. —

Die Royalisten gefielen sich in dem Glauben, darin eine Rache Gottes zu erblicken.

So starb dieses Weib, dessen verhängnißvolle Schönheit die Revolution in den ersten Tagen ihres Enthusiasmus bezaubert und berauscht hatte, untergegangen in ihrem eigenen Schmutze, am 9. Mai 1817.

Und nur ein einziges Blatt besaß den Muth, mit zwei Zeilen den Tod dieser Circe der Revolution anzuzeigen.

Die Nachkommen Karls des Großen.

(Von Duller.)

Das Bild, welches die Geschichte der Nachkommen Karls des Großen bietet, ist unerfreulich; es zeigen sich wie in einer Abspiegelung der merovingischen Greuelzeit nur gemeine Selbstsucht, wilde Leidenschaften und stete Bruderkriege der Herrscher. Aber es ist auch wieder lehrreich, denn es läßt erkennen, wie für jede auch noch so große Macht nach jenem ewigen Gesetz, das sie verachtet, die Schuld nothwendig zur Selbstvernichtung wird. —

Der Sohn und Nachfolger des gewaltigen Karl, der weiche, mit einem Hang zur Schwermuth belastete Ludwig, neigte sich, von der Geistlichkeit erzogen, auch willig ihren Einflüssen zu, und wie trefflich sie diese zu benutzen verstand, das sah die Welt bereits im zweiten Jahre nach Karls Tode. Gar wohl hatte der Papst die Bedeutung jener Krönungshandlung zu Aachen im Jahre 813 begriffen; nun galt es, den Eindruck, welchen sie auf die Völker hervorgebracht haben mußte, zu verwischen und die Ansicht herzustellen: daß die rechtmäßige Erlangung der Kaiserwürde an die Krönung durch den Papst gebunden sey. Leo's Nachfolger, Papst Stephan V., suchte deshalb den frommen Ludwig zu bewegen, daß sich Dieser noch einmal, und zwar von ihm krönen lasse. Zunächst mußte das römische Volk Ludwig den Eid der Treue leisten, dann erschien Stephan V.

selbst im Jahre 816 an dessen Hofe zu Rheims; freudeerfüllt eilte Ludwig dem Papste entgegen, warf sich ihm dreimal zu Füßen und begrüßte ihn mit den Worten: „Gepriesen sey, der da kommt im Namen des Herrn"; worauf der Papst erwiederte: „Gelobt sey Gott der Herr, der meinen Augen vergönnte, einen zweiten König David zu schauen"; Kaiser und Papst umarmten und küßten sich. Schon am nächsten Sonntage weihte der Papst in der Kirche vor der Messe Ludwig zum Kaiser und setzte ihm eine goldene, mit kostbaren Edelsteinen geschmückte Krone, welche er mitgebracht hatte, auf's Haupt. Feierlich begrüßte er dann Ludwigs Gemahlin Irmengard als Kaiserin und krönte auch sie. Es schien, als ob Stephan V. nur bestimmt gewesen sey, diese eine, folgenschwere Handlung zu vollziehen; kaum war er zum Papst gewählt, so vollzog er sie, und kaum hatte er sie vollzogen, so starb er (817).

Wie Ludwig durch seine Nachgiebigkeit gegen den Papst das letzte Werk seines Vaters zerstört hatte, so zertrümmerte er auch, den Anmuthungen der Großen nachgebend, die von seinem Vater gefestete Reichseinheit. Stark von Körper und stattlich anzuschauen, war er unselbstständig an Geist, und wie der Geistlichkeit zu Willen, so zeigte er sich unfähig, den Einflüssen seiner ersten Gattin Irmengard, zumal seiner zweiten, Judith, und dem festeren Willen seiner Söhne zu widerstehen; allzueifrig frommen Uebungen, Gebeten, Büßungen und dem Lesen geistlicher Schriften hingegeben, vernachlässigte er seine Herrscheraufgabe und vermochte die widerstrebenden Volksthümlichkeiten nicht zu versöhnen, die eigensüchtigen Strebungen, womit ihn die Großen umstrickten, nicht zu durchschauen. Traten dann die Folgen seiner Unselbstständigkeit plötzlich vor sein Antlitz, welches nie Jemand lächeln sah, so handelte er allzurasch, in dem Wahne, Geschehenes ungeschehen machen zu können, und säte die Keime neuer Wirren. Sie wuchsen heran, sie schlugen ihm über'm Haupte zusammen, und diese ursprünglich milde Natur, die sich gleichwohl zur grausamen Strenge hin-

reißen ließ, trug das ganze Leben hindurch eine Kette selbstgeschaffener Leiden und Kränkungen; sie mußte am gebrochenen Herzen, der befangene unklare Geist mußte in Furcht vor Teufeln untergehen.

Es geschah auf Andringen der Reichsstände, deren selbstsüchtige Absichten Ludwig der Fromme nicht durchschaute, daß er auf einem Reichstage zu Aachen im Jahre 817, nach dreitägigem Fasten und Beten, in Vereinbarung mit ihnen eine Theilung des Reiches unter seine 3 Söhne Lothar, Pipin und Ludwig vornahm. Die Absicht, die durch die Theilung erreicht werden sollte, entsprach derjenigen, welche Karl den Großen bestimmt hatte; sie sollte die Reichsverwaltung erleichtern, künftigen Mißhelligkeiten zwischen den Brüdern vorbeugen und gleichwohl dem Aeltesten von ihnen mit dem Kern des Besitzes und mit der Kaiserwürde jene Art von Oberherrlichkeit und jenes Uebergewicht verleihen, welche zur Erhaltung der Reichsungetrenntheit nothwendig waren. Lothar wurde demgemäß nicht bloß zum künftigen Nachfolger seines Vaters in der Kaiserwürde, sondern auch bereits zu dessen Mitherrscher über das ganze Reich erwählt; Pipin und Ludwig, Lothars jüngere Brüder, erhielten die Königstitel für die Verwaltung, nämlich Pipin für die von Aquitanien, Wasconien, die ganze tolosanische Mark, die carcassensische Grafschaft in Septimanien und 3 Grafschaften in Burgund; Ludwig aber für die von Bayern und den benachbarten zinsbaren oder der Zinsbarkeit noch zu unterwerfenden Gebieten. Die königliche Gewalt über die bezeichneten Gebiete sollten beide Brüder nach des Vaters Tode unter dem Altersvorrang Lothars und unter der Bedingung antreten, daß jeder Theil dem männlichen Erben jedes Reichstheilhabers blieb und nach dem Ausgang der männlichen Nachkommenschaft an die Linie der Erstgeburt zurückfiel, die Erben des Reichtheilhabers durften ferner den Antheil nicht wieder unter sich theilen. Das Reich Italien sollte dem Lothar, wenn er nach Gottes Fügung seinem Vater nachfolgte, in allen Stücken in der

Weise unterworfen seyn, wie es Karl dem Großen unterworfen war und Ludwig zur Zeit unterworfen blieb; diese Art und Weise war aber keine andere, als daß der Kaiser den König als seinen treuepflichtigen Lehensmann betrachtete; in diesem Verhältniß lag das Recht des Kaisers, den König von Italien abzusetzen, so wie derselbe des Bruchs der Lehenstreue schuldig befunden wurde. Wenn man die großen Vortheile, welche Lothar bei dieser Theilung erhielt, vor Allem den der Mitherrschaft und des Altersvorrangs, mit seinem herrschsüchtigen, treu- und gewissenlosen Charakter, wie sich derselbe gar bald kund gab, und anderseits mit der ausdrücklichen Versicherung der Theilungsurkunde vergleicht, daß die Theilung auf Andringen der Reichsstände geschehen sey, so ist es sehr wahrscheinlich, daß sich Lothar mit den Letzteren darüber vorher in's Einvernehmen gesetzt hatte. Eben durch Hülfe der Reichsstände konnte er nämlich hoffen, seine mitherrschaftliche Gewalt in eine alleinherrschaftliche zu verwandeln; und die Großen, insbesondere aber die weltlichen, konnten, indem sie ihn bei seinen Strebungen unterstützten, von ihm hinwieder wichtige Zugeständnisse in Betreff einer vom Königthum unabhängigen Stellung erwarten, oder sie konnten, wenn sich der alte Fluch der Theilung, der Bruderkrieg erneuerte, eben durch solchen jene Stellung selbst zu gewinnen hoffen; jedenfalls mußte die Schwächung des Königthums in Folge der Theilung ihren Zwecken förderlich seyn. In der That wurde denn auch jene Theilung die Veranlassung einer Reihe von Kämpfen und Freveln, in welchen das von Karl dem Großen hergestellte Reich zerrissen ward, die unnatürlich zusammen gebundenen Volksthümlichkeiten von einander wichen und ihre Selbstständigkeit theils behaupteten, theils entwikkelten; über all' der Untreu, all' der Verhöhnung göttlicher und menschlicher Gesetze, deren sich das Geschlecht Karls des Großen schuldig machte, schwebte die Vergeltung.

Die erste schlimme Folge entsprang aus jener Bestimmung der Theilungsurkunde, welche die Verhältnisse des itali-

schen Königreiches zum Kaiserthum betraf. Das nationale Selbstgefühl der Italiener war durch die Lehensabhängigkeit ihres Königs vom Frankenreiche verletzt; die römische Kaiserkrone schien dem Haupte des Königs von Italien mit besserem Rechte zu gebühren, als dem des fernen Frankenkönigs. Solche Ansichten mögen die Führer der nationalen Partei auch dem jungen Bernhard, Kaiser Ludwigs Neffen, dargestellt haben, als die Bestimmung der Theilungsurkunde über Italien dessen Mißtrauen gegen Lothar weckte. Er hielt die Zahl Derjenigen, welche ihm bei einem entscheidenden Schritte mit ihrer Macht zur Seite stehen würden, für groß genug, um den Kampf zur Erringung und Sicherstellung einer unabhängigen Herrschaft wagen zu können. Er rüstete und besetzte die Alpenpässe (817); kaum aber erhielt sein Oheim Ludwig zu Aachen die Nachricht davon, als er, bevor Bernhard noch seine Rüstungen vollendet hatte, mit einer rasch aufgebotenen Heeresmacht wider ihn zog. Da verließen die Italiener den König, und die Kaiserin Irmengard, gegen Bernhard feindselig gesinnt, oder nur deshalb nach seinem Verderben trachtend, um die Krone Italiens einem ihrer Söhne verschaffen zu können, trog den Unglücklichen durch das treulose Versprechen, Versöhnung stiften zu wollen. Sie lud ihn ein, sich zu diesem Zwecke nach dem Frankenreiche zu begeben, und vertrauensvoll ging er, nachdem ihm ihre Gesandten feierliche Schwüre gegeben hatten. Aber statt der gehofften Sühne fand Bernhard, da er sich seines Oheims Gnade übergab, Gefangenschaft und bald darauf sein Todesurtheil, ausgesprochen von einer Reichsversammlung zu Aachen wegen Bruchs der Lehenstreue über ihn und seine mitgefangenen Anhänger. Ludwig wollte das Blut seines Neffen nicht vergießen und willigte in den Vorschlag seiner Räthe, die Todesstrafe in Blendung zu verwandeln. Der Gnadenspruch, grausamer als das Todesurtheil, ward vollstreckt; der unglückliche Bernhard aber überlebte den Verlust seines Augenlichtes nur 3 Tage (818). Als Ludwig die Nachricht vom Tode seines Neffen vernahm, ergriff

ihn Gewissensangst, folterte ihn Reueschmerz; weinend legte er allen Bischöfen offene Beichte ab, erfüllte die ihm auferlegte Buße für die Schuld, daß er seinen schlimmen Räthen nicht kräftig widerstanden, und gab den Armen reichliches Almosen, um seine Seele zu reinigen; — gemeine Art der Schwachen, die mit eigenen Gebeten und erkauften fremden Fürbitten den Himmel bestürmen, wenn sie auf Erden nicht in der aufrechten Festigkeit des sittlichen Willens dazustehen vermögen! Bald darauf starb Irmengard und schon im folgenden Jahre vermählte sich Ludwig zum zweiten Mal mit der schönen Judith, der Tochter des Herzogs Welf, aus uralt=edlem bayerischem Geschlecht. Dieser Vermählung Sprößling war ein Sohn, Karl, welcher späterhin „der Kahle" beigenannt worden, ihre Folgen waren Kriege der Söhne gegen den Vater, der Brüder unter sich.

Von Jahr zu Jahr verfiel Ludwigs Ansehen bei den weltlichen Großen immer mehr, weil er sich ganz und gar als das willenlose Werkzeug seiner ränkevollen Gemahlin, seiner Günstlinge und der bevorzugten Geistlichkeit erwies. Bald lohte hier, bald lohte dort ein Aufstand empor, schon drohten äußere Feinde dem übelverwalteten Reiche, und einzelne strengere Maßregeln, welche Ludwig, unstreitig auf Betrieb seiner Günstlinge, gegen mehrere Große eintreten ließ, trugen nur dazu bei, die Unzufriedenheit mit seinem verkehrten Walten zu vermehren. Die mißvergnügten Großen fanden bald den triftigsten Anlaß, um auch die drei Söhne Ludwigs aus erster Ehe, Lothar, Pipin und Ludwig, zu einem entschiedenen offenen Auftreten gegen den Vater zu bewegen. Ludwig legte nämlich die oberste Leitung aller Staatsgeschäfte in die Hände seines Günstlings Bernhard, den er als Grafen über Barcellona gesetzt, eines Mannes, welcher den Großen längst verhaßt, noch dazu im Verdacht vertrauten unerlaubten Umgangs mit des Kaisers Gemahlin Judith gehalten wurde, und zwar in solchem Grade, daß das Gerücht sogar deren Sohn Karl als des Grafen, nicht des Kaisers Erzeugten bezeichnete. Vollen=

dete die Erhebung des Grafen Bernhard die Erbitterung der Großen, so geriethen die drei Söhne Ludwigs aus erster Ehe in den heftigsten Zorn, als der Kaiser im Jahre 829 zu Worms ihrem Stiefbruder, seinem Liebling Karl, das alemannische und rhätische Land nebst einem Theile von Burgund als dessen Antheil zuwies. Pipin erhob die Fahne der Empörung und führte, von den Großen unterstützt, aus Aquitanien ein Heer gegen den Vater. Da flüchtete Graf Bernhard nach Septimanien; der Kaiser aber begab sich nach Compiegne und traf dort (im Frühling des Jahres 830) seinen Sohn Pipin und viele Große, auch des geistlichen Standes. Sie forderten ihn auf, der Krone und dem weltlichen Leben zu entsagen. Er widerstand und erbat sich Bedenkzeit, ward aber nebst seinem Liebling Karl von Lothar in Haft gehalten, seine Gemahlin in ein Kloster gethan. Bei diesen Wirren in der kaiserlichen Familie, da von Stunde zu Stunde Niemand wußte, in wessen Hand sich die höchste Gewalt befinde und wo des Rechtes Schutz zu suchen sey, erkannte man endlich die Nothwendigkeit, die Entscheidung einem Reichstag zu übertragen. Dieser wurde zu Nymwegen gehalten und hier gelang es dem Kaiser, seinen Erstgeborenen Lothar wieder auf seine Seite zu bringen. Durch dessen Hülfe erlangte er nun seine frühere Stellung wieder und im Besitze derselben begnadigte er alle Häupter der Verschwörung, welche verhaftet und auf dem Reichstag zu Aachen (831) zum Tode verurtheilt worden waren; seine Söhne entließ er in ihre Reiche, seine Gemahlin reinigte sich von dem auf ihr lastenden Verdacht und auch Bernhard, der jetzt wieder erschien, schwur sich von aller Schuld los.

Bald entstanden jedoch neue Mißhelligkeiten zwischen dem Vater und seinen Söhnen. Pipin, welchem sich der ränkevolle Bernhard angeschlossen hatte, erschien auf dem Tage zu Thiedenhofen (Thionville) nicht, wozu ihn der Kaiser entboten hatte; da hielt ihn Dieser, den Ungehorsam zu strafen, bei sich in Aachen, Pipin aber entrann argen Sin=

nes in sein aquitanisches Königreich und Ludwig bedrohte seinen Vater von Bayern aus. Zwar versöhnten sich die beiden Letzteren und des Kaisers Macht war im Augenblick so bedeutend, daß er auf dem Reichstage zu Orleans (832) es wagen konnte, Pipin das aquitanische Reich abzusprechen. Indem er jedoch, von den Einflüssen seiner Gemahlin beherrscht, dasselbe seinem Sohne Karl überwies, erbitterte er seine drei Söhne aus erster Ehe abermals in so hohem Grade, daß sie ihre Heere vereinigten und zum Kampfe wider ihn auszogen (833). Und welch ein Bundesgenosse stand ihnen bei! Unter dem Anschein, als wolle er Frieden stiften, kam der Papst Gregor IV. nach Deutschland, in der That aber, um die Sache der empörten Söhne durch sein kirchliches Ansehen zu fördern. Konnte Ludwig seinen unweisen Schritt durch die allzugroße Liebe für Judith und Karl entschuldigen, mochten seine drei älteren Söhne die Nothwehr, welche sie zwang, ihre Rechte zu behaupten, zur Beschönigung ihrer Schilderhebung anführen, — das Oberhaupt der Kirche durfte in diesem unseligen Falle nur das göttliche Sittengesetz vor Augen haben, nicht aber der Verrätherei dienen. Auf einer Ebene bei Thann, nicht fern von Colmar, standen die Heere des Vaters und der Söhne in Schlachtordnung einander gegenüber. Schon erwarteten die Krieger, mit Blicken sich messend, das Zeichen zur Schlacht, als der Papst durch ihre Reihen auf den Kaiser zuschritt und sich als Vermittler anbot. Ludwig, noch jetzt, wie immer zur Versöhnung und Verzeihung geneigt, nahm das Anerbieten an, ohne den ihm gelegten Fallstrick zu ahnen. Gregor zog die Verhandlung in die Länge, bis Schaar an Schaar aus des Vaters Heer zu dem der Söhne übergegangen war; so vom Oberhaupt der Kirche, welche ihn erzogen und lenkte, welche sein weiches nur allzugläubiges und demüthig hingegebenes Gemüth als die heilige Stellvertreterin der göttlichen Vorsehung verehrte, bethört und verrathen, rief der bejammernswerthe Mann den wenigen Treuen, welche ihm noch geblieben waren, die Worte zu: „Geht zu meinen Söhnen, ich

will nicht, daß auch nur Einer um meinetwillen das Leben oder ein Glied verliere". Trotzig forderten ihn die Söhne auf, sein Lager zu verlassen und zu ihnen zu kommen; sie ritten ihm entgegen, und da sie bei seiner Begegnung von den Rossen stiegen, ermahnte er sie, des Versprechens zu gedenken, das sie ihm für sich, seine Gemahlin und seinen Sohn Karl einst geleistet; sie gelobten es, da umfing und küßte Ludwig die feindlichen Söhne und folgte ihnen in's Lager. Er war ihr Gefangener, seine Gemahlin, sein Sohn Karl wurden es gleichfalls; man trennte sie von ihm und brachte die Erstere nach Tortona in Italien, Karl in das Kloster Prüm, den Kaiser selbst in ein Kloster nach Soissons. Das Feld aber, auf dem so viel Untreue geschah, früher das „Rothfeld" geheißen, wurde von nun an das „Lügenfeld" genannt; nicht die Ruchlosigkeit der Söhne allein, auch die des Papstes hat es so getauft.

Gleich nach vollbrachter That theilten die drei Söhne des Vaters Reich unter sich. Aber, auf daß der Preis des Verbrechens ihnen für die Dauer gesichert bliebe, suchten sie nun auch einen Schein des Rechts für sich zu gewinnen. Der Kaiser sollte vor aller Welt freiwillig auf die Herrschaft Verzicht leisten und seine Tage in einem Kloster beschließen; dieselben Bischöfe, die ihm so viel zu verdanken hatten, zumal Ebo von Rheims, bestürmten jetzt mit Vorstellungen aller Art sein Gemüth; aber standhaft widerstrebte er allen Ränken, die ihn, den hülflosen Gefangenen, umfingen. Sein Erstgeborener Lothar jedoch, von den drei Brüdern der Ruchloseste, den beiden anderen wegen Strebens nach Alleinherrschaft verdächtig, ruhte und rastete nicht. Er schleppte den Vater von einem Ort zum anderen mit sich, er ließ kein Mittel unversucht, damit Ludwig dahin gebracht werde, vor allem Volk sich selbst so tief zu demüthigen, daß er die Krone nicht mehr tragen könne. Welch ein Schauspiel in der Medarduskirche zu Soissons! Da steht alles Volk, da steht Lothar den gebeugten, gefangenen Kaiser in Mitten der Geistlichen, waffenlos, im Bußgewande

stehen; da hört alles Volk, da hört Lothar, wie er öffentlich sich selber aller Schuld anklagt, die er nicht begangen! Da steht der Vater in seiner Scham, da steht der Sohn in seiner Schamlosigkeit; nicht genug: schwarz auf weiß, verbriest und besiegelt will Lothar seines Vaters Schmach in Händen haben und die Bischöfe, die sich Diener Gottes nennen, urkunden sie ihm, — sein Verdammungsurtheil, aber wahrlich ihr eigenes zugleich! Und dennoch fehlt Lotharn noch Eins, wozu Ludwig nicht zu bewegen ist, nämlich die förmliche Thronentsagung. Hat die Krone denn noch so großen Reiz für dies von so vielen Freveln angetastete Haupt? Ist dies allzuweiche Herz plötzlich stark geworden durch den Gedanken an sein Recht? Nein; dies gebeugte Gemüth richtet die Hoffnung noch auf, wenn an irgend etwas auf Erden denkt es an den jüngsten Sohn Karl, und um dessen Ansprüche nicht zu vernichten, verzichtet Ludwig der Fromme unter allen Demüthigungen, unter allen Qualen auf die Krone nicht. Mit jener Schmach, die er dem Vater vor den Reliquien St. Medards und St. Sebastians angethan, hatte Lothar übrigens das Maß der allgemeinen Entrüstung bis zum Rande gefüllt und nicht bloß die Besorgniß vor dem, was von Lothar, wenn er durchgriff, zu erwarten stand, sondern auch Regung menschlichen Gefühls war's, was zuerst den Jüngsten der drei Brüder, Ludwig von Bayern, und dann auch Pipin von Aquitanien bewog, die Befreiung des gefangenen Vaters von Lothar anfänglich gütlich zu verlangen und sodann mit den Waffen in der Hand zu ertrotzen. Lothar vermochte sich nicht zu behaupten, er floh durch Burgund nach Italien und wagte es nicht, den gefangenen Vater auch dorthin mit sich zu nehmen. Er ließ ihn zu St. Denis, und dort in der Kirche wurde Ludwig von der Hand der Bischöfe wieder feierlich waffenumgürtet. In Aachen traf er dann seine Gemahlin Judith und seinen geliebten Sohn Karl; aus so viel Leid zu so viel Freud' erhoben, konnt' er nicht strafen, nur verzeihen, er verzieh auch seinem ältesten Sohne (834). Und welcher

Dank ward ihm dafür! Daß Lothar, als zwei Grafen, seine Anhänger, Ludwigs Heer geschlagen hatten, neuerdings als Feind des Vaters aus Italien in Gallien eindrang. Ludwig von Bayern und Pipin deckten den Vater; Lothar, von allen seinen Anhängern im entscheidenden Augenblick verlassen, mußte sich ihm unterwerfen und Ludwig — verzieh ihm abermals.

Aber kaum war der Schwergeprüfte wieder im gesicherten Besitz der Herrschaft, an der Seite seiner Gemahlin Judith, als er selbst auf's Neue die Brandfackel in den Frieden seines Hauses warf. Unablässig drängte ihn Judith, ihren Sohn Karl mit einem Reichsantheil zu bedenken, und so beschloß er denn im Jahre 835 eine neue Theilung; — Lothar sollte bloß Italien erhalten, Pipins aquitanische Herrschaft bis an die Schelde erweitert, Ludwig durch die Vergrößerung seines Reichsantheils mit Belgien und der linken Rheinseite von Mainz abwärts begütigt und endlich dem Königreich Karls in Alemannien und Burgund auch noch alles Rhonegebiet bis an's mittelländische Meer zugetheilt werden. Da die Verwirklichung dieses Planes beim Reichstage auf Schwierigkeiten stieß, so unterhandelte der Kaiser auf Betrieb seiner Gemahlin zunächst mit Lothar und nach Pipins Tode, im Jahr 837, schloß er wirklich mit Lothar ein Bündniß zur Durchführung einer neuen Reichstheilung nach den Wünschen Judiths unter Lothar und Karl, mit Ausschluß der Söhne Pipins und mit Beeinträchtigung Ludwigs von Bayern (838). Da erhob sich jedoch das Volk Aquitaniens für die Rechte der Söhne Pipins, da zog (840) auch Ludwig von Bayern das Schwert. Der Kaiser führte nun ein Heer nach Thüringen, wo, wie er vernahm, sein gleichnamiger Sohn sich befand. Dieser aber wich vor ihm durch die Slavenländer nach Bayern zurück und der Kaiser beschickte nun Lothar; als er über den Rhein zurückkehren wollte, befiel ihn eine große Leibesschwachheit, seine Kräfte nahmen ab, furchtbare Brustbeklemmungen ängstigten ihn; er ließ sich auf eine Rheininsel bei Ingelheim bringen und

verlebte dort noch einige Wochen in großen Qualen; in seinen letzten Stunden glaubte er einen bösen Geist um sich zu sehen und rief voll Angst: „Hutz! Hutz!“ Er starb am 20. Juni 840, nachdem er seinem Sohne Ludwig verziehen, in der Hoffnung, daß Lothar, wie er's versprochen, die Stiefmutter Judith schützen, dem Halbbruder Karl den Theil am Reich erhalten werde. Das waren die harten, aber durch Schwäche, Unklugheit und Ungerechtigkeit verschuldeten Geschicke Ludwigs des Ersten, welcher den Beinamen des „Frommen“ erhielt, nicht bloß, weil er wirklich religiös im Sinne seines Zeitalters war, sondern wohl noch mehr deshalb, weil er sich vor der Kirche beugte. Wie wenig Achtung vor Sittlichkeit diese besaß, zeigte der Papst auf dem Lügenfeld, wie wenig Begriff und Gefühl von Menschlichkeit die Frömmigkeit jener Tage in sich schloß, das gab sich durch das Gesetz vom Jahre 817 kund, kraft dessen Leibeigene und Söhne von solchen nicht zu Geistlichen geweiht werden durften, wenn sie nicht früher von ihren Herren freigelassen worden waren, ja daß entflohene Leibeigene, welche die geistliche Würde erlangt hatten, abgesetzt und ihren Herren ausgeliefert werden mußten; in dem „christlichen Staate“ der Franken bestand noch der Sklavenhandel, welcher größtentheils von Juden betrieben wurde, und als aufgekaufte Sklavenkinder ihren jüdischen Herren entflohen und getauft zu werden verlangten, um dadurch die Freiheit zu erlangen, verordnete Ludwig „der Fromme“, daß Niemand einen Judensklaven ohne Einwilligung seines Herrn taufen solle; — diesem Befehl widersetzte sich jedoch die Geistlichkeit mit aller Entschiedenheit, eben so sehr aus religiösen Gründen, als auch aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung, welche Ludwig durch jenen Befehl verletzte.

Die Fehler, welche Ludwig I. durch die Reichs-Theilungen beging, waren eben so verderblich für die Macht seines Geschlechtes, als förderlich für die Nationalitäten, welche sich, beleidigt durch die Verachtung ihrer Berechtigung, eben um so kräftiger zur Behauptung derselben er-

mannten. Keiner von allen trat Ludwig so schroff entgegen, als der deutschen, welcher er durch langjährigen Aufenthalt im römisch-keltischen Aquitanien völlig entfremdet worden. Die deutsche Nationalität war es denn auch, welche sich auf's Entschiedenste von ihm abwandte und um so mehr nach Herstellung und Festigung ihrer Selbstständigkeit strebte, da sie bereits durch einen eigenen König, Ludwig II., vertreten war, welcher eben mit Rücksicht auf diese Stellung den unterscheidenden Beinamen des „Deutschen" trägt.

Kaum hatte Lothar die Kunde vom Tode seines Vaters vernommen, als er durch's ganze fränkische Reich die Botschaft ergehen ließ, er trete nun die ihm früher verliehene Kaiserwürde an, belasse Jeden in Amt und Ehren und fordere von Allen den Treueschwur. Sein Ziel war die Alleinherrschaft. Um es zu erreichen, versicherte er sich zuerst der Bundesgenossenschaft seines Halbbruders Karl mit dem Beinamen des „Kahlen", dessen er sich bedienen wollte, um seinen anderen Bruder Ludwig von Bayern zu bekämpfen und zu vernichten; war ihm dies gelungen, dann hoffte er sich auch Karls zu entledigen. Noch zur rechten Zeit durchschaute jedoch Karl der Kahle Lothars Absichten und schloß sich nun um so enger an Ludwig; Beide vereinigten (841) ihre Heereskräfte und forderten nun Lothar auf, ihnen Das zu bewilligen, was ihnen mit Fug und Recht gebühre, weigere er sich dessen, so solle das Gottesurtheil des Kampfes entscheiden. Lothar widersetzte sich hartnäckig der neuen, nach den Nationalitäten bemessenen Reichstheilung, welche sie vorschlugen und verband sich dagegen mit seinem Neffen Pipin von Aquitanien, dessen Rechtsansprüche bei jenem Theilungsentwurf unbeachtet geblieben waren. Am 25. Juni 841 kam es bei Fontenaille, les Bretignelles (Brittas) und le Fay (Fagit) in Burgund zur Schlacht. Lang und heiß war der Kampf; die deutschen Schaaren, die auf dem rechten Flügel Ludwigs und Karls standen, trieben zuerst Lothar, dann Pipin in die Flucht und erfochten den glänzendsten Sieg,

doch die beiden Brüder versäumten es, ihn schnell zu benuzzen, und Pipin entrann nach Aquitanien, Lothar nach Aachen.

Im offenen Felde besiegt, gab Lothar seine schlimmen Absichten gegen Ludwig noch keineswegs auf. Er blickte nach Sachsen, wo ihm ein Theil der Adelinge hold war und wo die Frilinge und die Liten in großen Massen den neuen, meist fränkischen Landeigenthümern, den königlichen Dienern, der Zehenten erhebenden Geistlichkeit unversöhnlich grollten. Diese Stimmung suchte nun Lothar zu benutzen, um Ludwig in dessen eigenem Reiche zu beschäftigen und inzwischen, unterstützt durch Pipin, mit Karl fertig zu werden. Vertrauend auf Lothars Versprechungen, glühend von Begier, ihre Unabhängigkeit wieder zu erringen, erhoben sich die sächsischen Gemeinfreien und mit ihnen die eine Verbesserung ihres Zustandes hoffenden Liten in großen Massen, am zahlreichsten im mittleren und nördlichen Engern; sie dachten nicht daran, daß Lothar, wenn es ihm durch ihre Hülfe gelang, die Reichseinheit unter seiner Alleinherrschaft herzustellen, dann auch die Gleichförmigkeit in Religion, Verfassung und Verwaltung wieder herstellen würde. Da Lothar, der doch als Kaiser zum Schutz des Christenthums berufen und Mehrer des Reichs seyn sollte, den heidnischen Reichsfeinden, den räuberischen Dänen (Normannen) christliche Landschaften zu Lehen gab, dem vom Christenthum abgefallenen Harald die Insel Walcheren mit den umliegenden Gebieten, seinem Bruder Rorich das Kennemerland in der Gegend von Haarlem und Amsterdam, — so konnten die Sachsen hiernach wohl zu der Annahme berechtigt seyn, daß er, duldsam gegen ihren alten Glauben, ihnen seine Versprechungen halten würde.

Der Aufstand in Sachsen, welcher der „der Stellinga" genannt wurde, war in lohem Brand; Lothar glaubte, der rechte Zeitpunkt zum Angriff auf Ludwig sey gekommen, und sammelte seine Streitkräfte bei Worms. Da jedoch Karl der Kahle seine Schaaren zum Beistand Ludwigs in

der Richtung nach dem Rhein hin führte, so wendete sich Lothar nach dem Inneren von Gallien, um Karl zum Rückzug zu zwingen. Dies gelang ihm und bald darnach vereinigte er sich bei Sens an der Seine mit dem Heere Pipins. Aber auch Ludwig und Karl der Kahle vereinigten nun ihre Streitkräfte bei Straßburg (842.) Da schwuren sie sich wechselseits feierlich feste Bundestreue und ließen ihre Heere gleichfalls den Eid der Treue ablegen. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich der Gegensatz der Nationalitäten in der vollsten Entschiedenheit durch die Theilung der Sprachen; die Krieger Karls des Kahlen und die Ludwigs verstanden einander nicht mehr, weil in Gallien, wo jene daheim waren, die Verschmelzung fränkischer Volksart mit römisch-keltischer und die Umwandlung der fränkischen Sprache in eine romanische bereits vollendet war; es waren nicht mehr West- und Ostfranken, wie sie noch hießen, es waren bereits Franzosen und Germanen, welche sich gegenüber standen und eben aus der Bezeichnung für die Volkssprache der Letzteren im Gegensatz zur romanischen, nämlich aus dem Worte „thindisk“ oder „diutisc“ (welches von „thinda“, d. h. Volk, stammt) entsproßte das Wort „Deutsch“, welches übrigens auch damals noch nicht, sondern erst über anderthalb Jahrhunderte später als Nationalname allgemein angewandt wurde. Damit die bei Straßburg lagernden beiden Heere den Bundeseid verstehen konnten, mußte derselbe in beiden Sprachen, in romanischer und germanischer, geleistet werden; er war ein Wahrzeichen, daß der Theilung der Sprachen alsbald auch die Theilung der Reiche folgen müsse. Ludwig, als der Aeltere, schwur zuerst in romanischer Sprache also: „Pro deo amur et pro christian poblo et nostro commun salvament, dist di in avant, in quant deus favir et podir me dunat, si salvarai eo cist meon fradre Karlo et in adjudha et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son fradra salvar dist, in o quid il mi altresi fazet, et ab Ludher nul plaid nunquam prindrai qui meon vol

cist meon fradre Karle in damno sit". Hierauf schwur Karl dasselbe in „thiudisker" Sprache also: „In godes minna ind in thes christiânes folches ind unser bêdherò gehaltnissi, fon thesemo dage frammordes, sô fram sô mir got gewizci indi mahd furgibit, sô haldih tesan mînan bruodher sôsô man mit rehtû sînan bruodher scal, in thiû thaz er mig sô sama duo, indi mît Ludheren in nohheiniu thing ne gegangu thê mînan willon imo ce scadhen werdhên".*) Es schwuren nun die Völker. Zuerst die romanischen Westfranken also: „Si Lodhuvigs sagrament quae son fradre Karlo jurat conservat, et Karlus meos sendra de suo part non lo stanit, si io returnar non lint pois, ne io ne neuls cui eo returnar int pois in nulla ajudha contra Lodhuwig nun li iver". Sodann schwuren die Deutschen dasselbe in ihrer Sprache also: „Oba Karl thein eid then er sinemô bruodher Ludhuwige gesuor geleistit, indi Ludhuwig mîn hêrro then er imo gesuor forbrihchit, ob ih inan es irwenden ne mag, noh ih noh therô nohhein then ih es irwenden mag widhar Karle imo ce follustî ne wirdhu".**)

Nachdem die beiden Könige ihr Bündniß solcher Weise gefestigt, führten sie ihre Heere ungesäumt gegen Lothar, der sich in Aachen befand. Nach einem vergeblichen Versuch, ihnen den Moselübergang zu verwehren, floh er nach Lyon, Ludwig und Karl aber zogen nun sogleich nach Aachen, welches, auf austrasischer Erde stehend, als Haupt= und

*) „Um Gottes Minne und um des christlichen Volkes und unser beider Erhaltung, von diesem Tage weiterhin, so weit mir Gott Witz und Macht gibt, halte ich diesen meinen Bruder, so als man mit Recht seinen Bruder soll, in dem, daß er mir ebenso thue, und gebe mit Luthern (Lotharn) in keinen Vertrag, der mit meinem Willen ihm zu Schaden werde".

**) „Wenn Karl den Eid, den er seinem Bruder Ludwig schwur, leistet und Ludwig mein Herr, den er ihm schwor, bricht, wenn ich es nicht wenden mag, nicht ich, nicht deren einer es wenden mag, werde ich wider Karl ihm nicht Hülfe leisten".

Krönungsstadt des Reiches galt; dort forderten sie die Bischöfe zum Spruch in der Streitsache gegen Lothar. Der Spruch erkannte ihn schweren Frevels an dem Reich und dem Christenthum schuldig und unfähig, länger die Herrschaft zu führen. Bangend vor dem schlimmsten Geschick, neigte sich Lothar nun zu einem Theilungsvergleich mit den Brüdern. Vorerst kam ein Friedensgelöbniß und ein Vertrag zu Stande, durch welchen letzteren sich die 3 Brüder verbanden, die neue Theilung des Reiches einem Schiedsspruche von 120 Großen zu unterwerfen; jeder der 3 Brüder sollte deren 40 dazu bestellen und das Schiedsgericht am 1. Oktober des Jahres 842 in Metz eröffnet werden.

In der Zwischenzeit erstickte Ludwig den Aufstand der „Stellinga" in Sachsen, welche mittlerweile, im Vertrauen auf ihren Bundesgenossen Lothar, christliche Priester, fremde Landeigenthümer und königliche Beamte vertrieben hatten. Der treulose Lothar, der die Sachsen zum Freiheitskampfe aufgemuntert, that jetzt nichts, um das unmenschliche Strafgericht abzuwenden, welches Ludwig über die „Stellinga" verhängte, nachdem er den Aufstand durch seine Uebermacht erstickt. Obgleich Ludwig der Deutsche von Ludwigs des Frommen Söhnen noch der menschlichste war, so bewährte er doch den grausamen Sinn seines Großvaters gegen die Männer, welche für Volksrecht und Volksgüter gekämpft hatten; 140 von ihnen ließ er enthaupten, 14 hängen — nach deutschem Gefühl die schmählichste Todesstrafe, — viele andere scheußlich verstümmeln. Verzweiflungsvoll erneuerten die sächsischen Freien und Liten den Aufstand; da erschien Ludwig zum zweiten Mal in Sachsen, siegte abermals und behandelte die Besiegten eben so unmenschlich wie das erste Mal.

Inzwischen hatten im Oktober des Jahres 842 die schiedsrichterlichen Unterhandlungen zu Metz über die Theilung unter allseitigem Mißtrauen begonnen und in Folge des letzteren war ein Ende nicht abzusehen. Immer höher wuchs die Noth des Reiches; nirgends zeigte sich ein fester

Halt der Ordnung; überall wütheten Mangel und Hunger, und das Schlimmste stand in Aussicht — ein neuer völkerverheerender Bruderkrieg! Da warfen die Großen ihr in den langen Parteikämpfen erstarktes Ansehen trotzig in die Wagschale; sie drangen auf endlichen Frieden, auf endliche Ordnung der Dinge, und wollten sie, so mußten die Könige wollen. So wurde denn im August des Jahres 843 zu Verdun ein Theilungsvertrag geschlossen; dem zufolge erhielt Ludwig von Bayern den östlichen Theil des Reiches, die deutschen Länder am rechten Ufer des Rheins nebst den Städten Speier, Worms und Mainz und deren Gauen, Karl der Kahle den westlichen Theil von der Rhone bis zum Weltmeer, Gallien und die schönen deutschen Länder am linken Rheinufer, Lothar, welchem die Kaiserwürde verblieb, Italien und einen Theil von Gallien, dessen Grenzen die Rhone, die Saone, die obere Maas, die Schelde und der Rhein bildeten; alle Drei wollten keine höhere Gewalt eines Einzelnen über die anderen Beiden anerkennen. Das ist der Vertrag von Verdun, welchen Viele als den Anfang eines selbstständigen deutschen Reiches betrachten; allein er veranlaßte bloß die Auflösung des Reiches Karls des Großen und die Lostrennung germanischer Stämme von den romanischen; noch immer blieben deutsche Länder nichtdeutschen Reichen zugetheilt und somit war eine auf der Sprachgemeinsamkeit beruhende deutsche Staatseinheit noch nicht begründet. —

Kaiser Lothar hatte drei Söhne; Ludwig II., den Aeltesten derselben, ließ er im Jahre 850 zum Kaiser krönen und gab ihm Italien; dem Zweitgeborenen, Lothar II., theilte er im Jahre 855 die austrasischen Gebiete zwischen Rhone, Saone, Obermaas, Schelde und Rhein zu, welche nach ihm Lotharingien benannt wurden, dem Jüngsten, Karl, die Provence und Burgund; bald nach dieser Theilung (855) starb Kaiser Lothar I. im Kloster Prüm. Nach Karls Tode (863) zog Lothar II. jene Gebiete Burgunds, welche westlich vom Jura bis zur Rhone und Saone liegen,

an sich, Kaiser Ludwig II. einen Theil von Burgund östlich vom Jura und die Provence. Lothar II. starb 869, und nun wollte Karl der Kahle die ganze Verlassenschaft desselben in Besitz nehmen, der Erzbischof Hincmar von Rheims krönte ihn zu Metz als König von Lothringen, aber sein Bruder Ludwig zwang ihn im Jahre 870 durch den Vertrag zu Mersen (Marsna), das Reich in der Weise mit ihm zu theilen, daß die Maas die beiderseitigen Reiche schied; hierdurch kamen außer dem westlichen Burgund auch die Sprengel von Toul und Verdun und theilweise auch Lüttich, dann Friesland vom Sinkfall bis zum Fly an's westfränkische Reich, oder, wie es von nun an genannt werden soll, an Frankreich.

Das Geschlecht Lothars I. starb im Jahre 875 mit Kaiser Ludwig II. aus; da bemächtigte sich der ländersüchtige Karl der Kahle rasch des italischen Reichs und des östlichen Burgunds. Ein bedeutungsvoller Streit entspann sich um die Kaiserwürde; es handelte sich darum, ob sie auf das westfränkische (französische) oder das ostfränkische (deutsche) Königthum übergehen sollte. In Italien waren die Parteien getheilt; die schwächere, an deren Spitze Kaiser Ludwigs II. Wittwe Engelberga, wünschte einen entschlossenen Charakter mit der Kaiserkrone geschmückt zu sehen und Ludwig der Deutsche erschien ihr als der rechte Mann; der mächtigeren Partei hinwieder, zumal der römischen Kirche und dem Papst Johann VIII., war eben nur ein schwacher Charakter als Kaiser willkommen und deshalb entschied sie sich für Karl den Kahlen von Frankreich. Beide Parteien luden die Männer, welche sie für ihre Zwecke sich ausersahen, nach Italienein und Karl der Kahle, welcher vor seinem Bruder dort ankam, verdankte es diesem Umstand, daß er im Jahre 875 in Rom zum Kaiser gekrönt wurde; welch ein Gegensatz zwischen dem gewaltigen ersten Karl und seinem Enkel, dem Zweiten dieses Namens, der in Frankreich nur den Königstitel ohne Macht und Ansehen behaupten konnte und bloß deshalb die Kaiserwürde erlangte,

weil die römische Kirche und die Großen Italiens ihn als völlig unbedeutend betrachteten!

Ludwig der Deutsche starb 876 zu Frankfurt a. M.; auch sein Familienleben hatten düstere Schatten überzogen, wie das seines Vaters, Ludwig des Frommen; wie er einst gegen Diesen ausgezogen, so hatten seine Söhne sich gegen ihn empört. Kaum hatte er die Augen geschlossen, so erhob sich wieder Karl der Kahle, um die überrheinischen Gebiete der Verlassenschaft an sich zu reißen. Aber der zweite Sohn Ludwigs des Deutschen, Ludwig der Jüngere, besiegte ihn bei Andernach (876) und theilte dann mit seinen beiden Brüdern des Vaters Reich also, daß Karlmann, der älteste, Bayern, Pannonien, Kärnthen, Böhmen und Mähren, Ludwig der Jüngere Ostfranken, Thüringen, Sachsen, Friesland und einen Theil von Lothringen, Karl, zubenannt der Dicke, Alemannien und die angrenzenden Theile von Lothringen erhielt.

Schon im folgenden Jahre (877) starb Karl der Kahle von Frankreich; ihm folgte sein Sohn Ludwig II., benannt der „Stammler", auf dem Thron und bereits nach zwei Jahren in die Gruft. Ritterlich kämpften die Söhne des „Stammlers", Ludwig III. und Karlmann, gegen die Normannen und fanden allzu frühen Tod, der Erstere, dessen Sieg das Ludwigslied feiert, im Jahre 882, der Letztere 884. Von diesen beiden westfränkischen Königen verlangte nun der ostfränkische, Ludwig der Jüngere, den im Jahre 870 an ihren Großvater Karl den Kahlen überlassenen Theil von Lothringen zurück, und da er ihn erhielt, so war nun ganz Lothringen wieder mit dem ostfränkischen Reiche vereinigt. Ludwig der Jüngere starb schon im Jahre 882 kinderlos, bereits zwei Jahre vor ihm war sein älterer Bruder Karlmann verschieden, welcher aus seiner Verbindung mit der aus edlem Geschlecht entsprossenen Litowinda einen natürlichen Sohn, Arnulf, hinterließ.

Ludwigs des Deutschen jüngster Sohn, der unbeholfene, schwache, von steter Gemüthsunruhe bis zum Blödsinn ge=

folterte Karl der Dicke vereinigte nun alle Länder, die sein Vater besessen hatte, bis auf Kärnthen, wo sein Halbbruder Arnulf kräftig und kühn waltete; diesem unfähigen, unwürdigen Karl dem Dicken, der sich von einem bösen Geist besessen wähnte, war es bestimmt, das ganze Reich seines Urgroßvaters Karl des Großen wieder zu beherrschen und als Dritter des Karlsnamens die Kaiserkrone zu tragen. Die Kaiserwürde, — von Karl dem Großen für das Frankenkönigthum, und zwar unmittelbar für Ostfranken, in welchem sein Geschlecht wurzelte, erworben, unter seinem schwachen Sohne Ludwig dem Frommen von dem Papst als Besitzthum der römischen Kirche in der Weise angemaßt, daß die rechtmäßige Erwerbung von der Krönung durch den Papst abhänge und ihm also untergeordnet sey, von Lothar I. durch Frevel befleckt, bedeutungslos geworden unter Ludwig II., entwürdigt durch die Beweggründe, aus welchen Karl der Kahle sie in aller Eile erhielt, — sie war der Mittelpunkt, um den sich die Parteien bewegten, welche ihrerseits wieder den nationalen Gegensatz zwischen West- und Ostfranken benutzten und ihm dienten. Karl der Kahle, von einem großen Theil seiner Partei bereits aufgegeben, war auf der Flucht gestorben, er, dessen ganzes Leben ein Jagen nach Kronen gewesen, auf der Flucht vor seinem Neffen, dem deutschen Karlmann. Der Papst hatte Karl den Kahlen gegen die deutschen Karlinger gehoben; die dem Papst feindliche Partei in Rom trat nun entschieden für Karlmann, eben als einen Deutschen, auf, und da sie siegte, so floh der Papst nach Frankreich zu Boso, dem Grafen von Vienne, Karls des Kahlen Schwager. Dieser Boso sollte jetzt dem Papstthum eine neue Reichsmacht zum Widerstand gegen die Deutschen aufrichten, und so gründete er denn unter dem Einfluß Papst Johanns VIII. im Jahre 879 ein selbstständiges neuburgundisches Königreich, welches auch die Provence und die Lombardei umfassen sollte. Standhaft hielt jedoch gerade die Letztere an den deutschen Karlingern fest, als Karlmann starb und seine Ansprüche auf Italien sei-

nem Bruder Karl dem Dicken überließ. Nur die in Italien vorherrschende Abneigung gegen Boso und Papst Johann war es, welche Karl den Dritten so sehr hob und stützte; dem Papste blieb nichts übrig, als sich mit ihm zu versöhnen, und so kam es denn, daß Karl III. im Jahre 881 in Rom zum Kaiser gekrönt wurde. Im nächsten Jahre erfolgte dann der Tod des deutschen Ludwigs (des Jüngeren), in dessen Folge, wie bereits erwähnt, das ganze Reich Ludwigs des Deutschen unter Karl dem Dicken wieder vereinigt wurde. Zwei Jahre später starb der westfränkische König Karlmann, dessen Bruder Karl, „der Einfältige" zubenannt, (welche Beinamen für Könige: „der Kahle", der „Stammler", der „Dicke", der „Einfältige!") noch unmündig war; da übertrugen die westfränkischen Reichsstände dem deutschen Karl dem Dicken die Regierung von Neustrien und Aquitanien (884), und als Boso von Burgund starb (887), gab er dessen hinterlassenem unmündigen Sohne, den er in seinen Schutz aufnahm, das westlich vom Jura gelegene Gebiet seines Vaters als Lehen. Welch ein Reich unter eines und was für eines Mannes Regierung! Doch nur kurze Zeit blieb sie ihm. Feinde standen im Norden und drangen von Westen her — die Normannen, Feinde drohten im Osten — die Slaven. Die Gefahr forderte alle wehrhaften Männer zur Hülfe, zur Abwehr auf; Karl der Dicke, feig, unselbstständig, nicht selten von Anfällen des Wahnsinnes heimgesucht, ein Werkzeug in den Händen untreuer Rathgeber, vereitelte die Mühen der streitbaren Großen und gab die Sicherheit, die Ehre des Reiches preis. Allgemein verachtet, reizte er endlich noch unklug seinen Kanzler, den Bischof Liutward von Vercelli, den er einst aus niedrigem Stande erhoben, zur Rache. Ohne Sinn für die eigene Ehre, klagte Karl der Dicke, von Ränken der Großen umsponnen, seine Gemahlin Richarda öffentlich eines unerlaubten Verhältnisses mit Liutward an; sie reinigte sich durch ein Gottesurtheil, Liutward aber, den Großen und der Geistlichkeit verhaßt, und

von der Letzteren als Ketzer bezeichnet, wurde auf deren Betrieb von dem Kaiser des Kanzleramtes entsetzt und vom Hofe verbannt. Er ging zu Arnulf von Kärnthen und überredete Diesen, das Reich seinem Oheim zu entreißen. Zur selben Zeit wurde Karl der Dicke von einer solchen Schwäche des Körpers und Geistes befallen, daß die Großen gleichfalls ihre Blicke auf Arnulf, als auf den einzigen Mann, richteten, der von Karls des Großen Geschlecht noch übrig war; seine Abstammung von väterlicher Seite ließ sie vergessen, daß der stattliche Held nicht im rechtmäßigen Ehebette erzeugt worden; zwar hatte auch Karl der Dicke einen unehelichen Sohn Bernhard, aber dieser war unmündig. Also standen die Großen der deutschen Stämme, der Franken, der Sachsen und Thüringer, der Bayern und Alemannen zusammen, sprachen dem Arnulf zunächst den Altersvorrang im Herrscherhause zu und erwählten ihn dann zum König (887). Karl der Dicke sah sich, wie auf eine Losung, plötzlich von Allen verlassen und erbat sich von Arnulf nur einige Güter in Alemannien. Dort starb er denn schon im Januar des Jahres 888. Die Empörung, durch welche Kaiser Karl der Dicke entthront und Arnulf von Kärnthen zum ostfränkischen König erhoben wurde, gab ein deutliches Zeugniß sowohl davon, bis zu welchem Grade die Macht der Großen neuerdings erstarkt war, als auch davon, wie tief in der öffentlichen Meinung die Anschauung der Untrennbarkeit des Königthumes von dem Geschlecht Karls des Großen wurzelte. Indem bei der Auflösung der Reichseinheit die Nationalitäten mit dem vollen Trieb ihrer Selbstheit auseinanderstrebten und sie in unabhängigen Reichen zu behaupten suchten, begründete sich die Anerkennung der Großen, welche als Herrscher an die Spitze derselben traten, größtentheils auf die Verwandtschaft mit dem karlingischen Hause (in weiblicher Linie). In Neustrien und Aquitanien führte Odo, der tapfere Sohn des Markgrafen von Angers, für den unmündigen Karl den Einfältigen die Reichsver-

wesung, im westjuranischen Burgund oder im Reich Arelate stand Ludwig, der Sohn Boso's und Irmengards, der Tochter Kaiser Ludwigs II., in Hochburgund (dem östlichen Theile Burgunds zwischen den Alpen und dem Jura) erhob sich Rudolf, der Sohn des Grafen Konrad von Paris, als König; die Krone von Italien erlangte Berengar, Markgraf von Friaul, Beide waren von weiblicher Seite mit dem karlingischen Hause verwandt.

Dies ist ein Ueberblick der Theilungen und Kämpfe, unter welchen der karlingische Hauptstamm in Deutschland erlosch. Bevor wir nun die Geschicke des Nebenstammes betrachten, wenden wir unsere Aufmerksamkeit auf die Zustände des deutschen Landes und Volkes während des Zeitraums vom Tode Ludwigs des Frommen bis zur Entthronung seines Enkels Karls des Dicken (840—887). Folgende Hauptpunkte nehmen die Beachtung in Anspruch: erstens das gewaltige Andrängen der Normannen und Slaven gegen unser Vaterland, zweitens das Zerfallen der karlingischen Reichsverfassung und das Entstehen von neuen Volksstamm-Herzogthümern, ferner die veränderte Stellung des Papstthums zum Kaiserthum, sodann die Verbreitung des Christenthums im deutschen Norden und endlich das Verhältniß desselben zur Entwickelung der deutschen Bildung. —

Die ganze Kraftfülle jenes vom Ruhm heldischer Abenteuer und vom Zauber des rothen Goldes gespornten urgermanischen Wandertriebes, welcher einst die ganze alte Weltordnung erschüttert hatte, bewegte die streitbaren Normannen. Mit diesem Namen bezeichnete man ursprünglich nur die nordwärts von den Christenländern gelegenen Heiden überhaupt, sowie andererseits die Angelsachsen anfänglich nordische Fremde bloß „Dänen" nannten; — wir haben hier unter den „Normannen" vorzugsweise jene Dänen zu verstehen, welche voll unbändiger Kampfeslust ihre Heimath verließen, um bald hier, bald dort eine neue zu er-

obern, wo es ihnen jedoch meistens nur so lange gefiel, als Früchte des Sieges zu pflücken waren. Ihre Häuptlinge oder Könige, kühn und listig, trotzig und geschmeidig zugleich, befehdeten sich unter einander, erschienen in Deutschland bald als Feinde und Räuber, bald als Bittende und Bundesgenossen, immer behaupteten sie sich als die Herren, da sie sahen, daß, wo Schwäche rings um sie, sie es seyn konnten; sie kamen als Heiden, gingen meistens als Christen und schüttelten den fremden Glauben eben so leicht wieder ab, als sie ihn angenommen hatten. Man verpflichtete sie durch Lehen und sie ließen sich gerne verpflichten, da sie Besitz erlangten, ohne die Absicht zu dienen. Von der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts an stürmten die Normannen regelmäßig in zwei Richtungen gegen unser Vaterland, nämlich unmittelbar wider Sachsen, dann aber auch längs der Nordseeküsten, von den Mündungen der Elbe, des Rheins, der Schelde landeinwärts, auf Walcheren an der Schelde waren Normannen seßhaft. Im Jahre 880, in den Tagen Ludwigs des Jüngeren, griffen sie in beiden Richtungen zugleich an. Im Niederland drangen sie unter ihrem König Gottfried bis an die Sambre, bei Thuin stellte sich ihnen siegreich Ludwig der Jüngere entgegen; — in Sachsen, wohin sie mit einem Wendenhaufen eindrangen, fanden sie ein zahlreiches Heer, sie schlugen es am 2. Februar 880 unweit Hamburg. Im Jahre 881 erschienen 2 Könige, Siegfried und Gottfried (der Letztere von Walcheren), an der Maas, warfen die Brandfackel in Lüttich, Maastricht und Tongern, in Bonn und Neuß, in Zülpich, Jülich und Aachen, und ob auch der westfränkische König Ludwig III. im Jahre 881 bei Saucourt einen Sieg über sie gewann — aufhalten konnte er sie nicht. Sie bauten in der Nähe der Maas, bei Maastricht und Lüttich, die Veste Aschloh, von wo aus sie ihre raschen Beutezüge nah und fern hin unternahmen. Vor diese Veste zogen im Jahre 882 Franken, Bayern, Alemannen, Thüringer und Sachsen und bedrängten sie auf's Aeußerste; aber Karl der Dicke, statt anzugreifen, zu erobern, zu vernichten,

unterhandelte, dem Einflusse bestochener Rathgeber gehorchend, mit den Normannen und erkaufte den Frieden vom König Siegfried um eine ungeheuere Summe, auch überließ er ihm das Kennemerland und gab ihm Lothars II. Tochter Gisela zur Hausfrau. Dies Abkommen steigerte die Anmaßungen der Normannen, trotzig erhoben sie neue Forderungen von Geld und Land, und als Gottfried durch schändliche Hinterlist ermordet wurde, blieb die Rache für solchen Frevel nicht aus. Vom Niederland aus, wo die Normannen sich niedergelassen, (Löwen bildete den Mittelpunkt von Siegfrieds Herrschaft), brachen sie zu Ende des Jahres 885 in Frankreich ein; sie drangen mit gewaltiger Uebermacht bis Paris vor und belagerten die Stadt, welche Graf Odo tapfer vertheidigte, bis zum Oktober des folgenden Jahres. Da kam Kaiser Karl der Dicke mit einem Heere zu Hülfe und warf sich in die Stadt, unterhandelte jedoch, aus Furcht, nunmehr selbst eine Belagerung aushalten zu müssen, mit den Feinden und bewilligte ihnen nicht bloß 700 Pfund Silber, sondern auch Niederlassung in Burgund.

Betrachten wir nun die Stellung der Slaven zu Deutschland! Ludwig der Deutsche sah nicht ohne Besorgniß, wie sich die meisten Slavenstämme (bis auf die Wilzen, die Obotriten und die in Nordsachsen wohnenden Slaven) dem Verbande mit dem Frankenreich entzogen. Als in Mähren der kluge und thätige Moymir eine bedeutende Slavenmacht begründet hatte, zog Ludwig der Deutsche im Jahre 846 dorthin, setzte ihn ab, und erhob statt seiner dessen Neffen Rastislav; auf dem Rückzuge wurden jedoch die Deutschen in Böhmen angegriffen und besiegt; diese Schmach zu rächen, trug nun Ludwig den Krieg nach Böhmen und 4 Jahre lang ward gekämpft, bis ein entscheidender Sieg der dortigen Slaven die Deutschen zum Friedensschlusse zwang (850). Der Herd des slavischen Widerstandes gegen das ostfränkische Königthum war Mähren, der Bannerträger eben jener Rastislav. Vergeblich suchte Ludwig der Deutsche dessen Erstarkung zu verhindern; er konnte es nicht verhindern, daß

alle Mißvergnügten Ostfrankens in Mähren Zuflucht fanden; ja, seine eigenen, mit ihm hadernden Söhne gewannen Rastislav zum Bundesgenossen. Mit wechselndem Erfolg kämpfte Ludwig der Deutsche gegen den kühnen und klugen Mährenfürsten, als im Jahre 869 plötzlich auch die Böhmen und die Sorben die Waffen erhoben und die Ersteren in Bayern, die Letzteren in Thüringen einfielen, während gleichzeitig Rastislavs Neffe Swatopluk im neitraer Gebiet das Schwert zog. Da sendete Ludwig seinen gleichnamigen Sohn mit einer Heeresmacht gegen die Sorben, seinen zweiten, Karlmann, gegen Swatopluk, seinen dritten, Karl, gegen Rastislav selbst. Verwüstend drangen die beiden Letzteren in Mähren vor, doch gelang ihnen die Besiegung Rastislavs nicht; Alles, was sie erreichten, war ein Friedensschluß mit ihm; dagegen wurden die Sorben vollkommen besiegt. Aber was deutsche Waffen nicht vermocht, das brachte Verrath im eigenen Hause und Volke zu Stande; Swatopluk empörte sich im Jahre 870 gegen den Oheim, nahm ihn gefangen und sandte ihn an König Karlmann, welcher nun sogleich den günstigen Augenblick benutzte, um die Abhängigkeit Mährens vom ostfränkischen Reiche wiederherzustellen. Rastislav wurde geblendet und beschloß seine Tage in einem Kloster; aber auch Swatopluk wurde bald der Untreue gegen die ostfränkische Herrschaft angeklagt und von Karlmann in Haft genommen; in derselben schwur er dem König Rache. Freigesprochen und aus dem Gefängniß entlassen, wurde er von Karlmann sogar reich beschenkt und geehrt; denn der König wollte sich den kühnen Mann verpflichten, um ihn gegen dessen eigenes Volk, welches sich wider die verhaßten Deutschen erhoben hatte, verwenden zu können; durch Swatopluks geheuchelte Ergebenheit getäuscht, vertraute er ihm sogar ein Heer zur Unterdrückung des Aufstandes an. Swatopluk führte es nach Mähren, warf dann plötzlich die Maske ab, trat an die Spitze seines Volkes und vernichtete das deutsche Heer (871). Nachdem er sein Vaterland befreit, dachte er sogleich an die Befestigung seiner fürst-

lichen Macht; er vermählte sich noch in demselben Jahre mit einer böhmischen Fürstentochter und die Folge dieser Verbindung war ein enger Anschluß Böhmens an Mähren. Vergeblich bekämpfte König Ludwig (872) sowohl Mähren als auch Böhmen mit aller Anstrengung; Swatopluk drängte die deutschen Schaaren aus Mähren, griff dann (873) Karlmann in dessen eigenem Lande an und brachte ihn in solche Noth, daß ihm Ludwig zu Hülfe eilen mußte; nur durch einen Friedensschluß wurde das Reich gesichert. Immer mehr befestigte Swatopluk sein unabhängiges mährisches Slavenreich, immer weiter dehnte er dessen Umfang aus; die südlichen Nachbarn desselben waren die Bulgaren, die nördlichen die dem gewaltigen Fürsten zinsbaren Elbeslaven. Er eroberte (883 und 884) Pannonien und erhielt es von Kaiser Karl dem Dicken zum Lehen, wogegen er versprach, mit dem Reiche Frieden zu halten. Mit seiner Hülfe vollbrachte Arnulf die Umwälzung, wodurch er die ostfränkische Krone erhielt; Arnulf und Swatopluk standen sich schon früher einander näher, der Letztere hatte bei der Taufe von Arnulfs unehelichem Sohn Zwentibold Pathenstelle vertreten. Das gute Vernehmen zwischen beiden Männern währte jedoch nur bis zum Jahre 890 und an den Bruch desselben knüpfte sich ein Ereigniß, dessen Folgen tief in die Geschichte Deutschlands eingriffen.

Während nun so das große mährische Slavenreich unter Rastislav und Swatopluk die Aufmerksamkeit der ostfränkischen Könige vorzugsweise in Anspruch nahm, feierten auch die anderen slavischen Völkerschaften nicht, nur geschahen ihre Angriffe auf unser Vaterland nicht so planmäßig. Hell flammte der slavische Groll gegen die Deutschen unmittelbar nach jener furchtbaren Niederlage der Deutschen am 2. Februar 880 auf; da zerrissen die Dalemincier, die Sorben und ihre Nachbarn den Verband ihrer Abhängigkeit vom ostfränkischen Reich; mit vereinten Kräften warfen sie sich auf die Slaven an der Saale, um dann Thüringen zu überfallen,

doch wurden sie durch Poppo, den Grafen in der Mark an der Sorbengrenze, zurückgeschlagen. —

Mit der Auflösung des großen karlingischen Reiches, dessen frühere Provinzen sich nun auf dem naturgemäßen Grunde der Nationalitäten als selbstständige Reiche: Italien, Frankreich, Burgund und Ostfranken (Deutschland), behaupteten, erlosch auch die von Karl dem Großen vollendete Reichsverfassung, deren Mängel sich bereits bei dessen Lebzeiten deutlich gezeigt hatten. Einerseits entwuchs die Macht der Beamten, nämlich der Grafen, in deren Händen Gerichtsbarkeit und Heerbann lagen, dem sich in Bruderkriegen abschwächenden Königthum immer mehr; — es ließ sich nicht hindern, daß ein und derselbe Graf mehrere Gerichtssprengel unter sich vereinigte, und der Besitz der anvertrauten Macht lockte zu Versuchen, sie der Familie zu erhalten und bis zum Umfang einer fast fürstlichen Gewalt auszudehnen. Ebenso veränderte die Einrichtung der Sendgrafen (missi) ihren Charakter; ursprünglich zur Ueberwachung der weltlichen und geistlichen Beamten eingesetzt, mißbrauchten auch sie ihre Befugniß; in Schwaben, wo sie „Kammerboten" hießen, erwuchsen sie zu einer feststehenden Obrigkeit mit einer fast fürstlichen Macht. Die Erringung einer solchen war insbesondere den königlichen Beamten in den Grenzprovinzen, den Grafen der Marken, nahegelegt, wo die Vertheidigung gegen stets andrängende Feinde kraftvolle Persönlichkeiten erforderte, welche zur Erfüllung ihrer Aufgabe bedeutende Streitkräfte und ausgedehnte Machtbefugnisse bedurften. Andererseits erstarkte während der Bruderkriege, welche bei dem Erlöschen des Volksheerbannes vorzugsweise durch die Lehensmänner geführt und entschieden wurden, auch das Lehenwesen noch mehr, als dies in den Zeiten der Merowinger unter ähnlichen Verhältnissen der Fall gewesen war. Das Bewußtseyn der großen Lehensmänner, wie sehr die Könige ihrer bedurften, lehrte sie, für ihre Dienste auch höheren Preis zu verlangen, und indem es fast zur Regel wurde,

daß das Lehen vom Vater auf den Sohn überging, gewöhnte man sich die Erblichkeit der Lehen als Regel zu betrachten. Die Bischöfe und Aebte fingen an, sich den Blutbann über die Hintersassen der Kirche und die Gerichtsbarkeit sowie den Heerbann über die zwischen jenen Hintersassen wohnenden Freien anzumaßen und somit die Amtsgewalt der Grafen an sich zu bringen. Endlich gewannen auch viele Adelinge, welche von der Grafengewalt ausgenommen waren, volles Herrenrecht und nannten sich auch Herren (wie auch Grafen). So verstanden es sämmtliche Bevorrechtete, sich bei der Zersplitterung der Gauverfassung größere oder kleinere Eigengebiete (Territorien) zu erringen. Solche bildeten sich aber auch dadurch, daß einzelne von der Grafengewalt befreite Bezirke, in welchen kaiserliche Pfalzen und Güter lagen, vom Reichsoberhaupt bestellte Vögte erhielten, auf welche die Grafengewalt überging; diese Bezirke waren die Reichsvogteien. So ging denn die Gauverfassung allmählig in eine Territorialverfassung über, zum überwiegenden Vortheil der Bevorrechteten und zum Nachtheil der Volksfreiheit. Diese hatte vorzugsweise in jenen Städten, wo sich die römische Verfassung erhalten, wo die Gemeinde Weichbildrecht genoß, eine Zufluchtstätte; übrigens erhielten sich auch auf offenem Lande noch freie Volksgemeinden.

Die deutschen Volksstämme, die Franken, Sachsen, Alemannen (Schwaben), Bayern, Lothringer und Thüringer, waren einander in der Einheit des Frankenreiches näher getreten und in solche Wechselbeziehungen gekommen, daß sie sich nicht mehr als Fremde, als Feinde betrachteten, sondern ihr Zusammengehören fühlten; bei der öfteren willkürlichen Zerstückelung unseres Vaterlandes trat ihr natürliches Stammesselbstgefühl auf's Entschiedendste hervor, eine Vertretung desselben durch eigene Fürsten, als sichtbarer Ausdruck dieses Gefühls war nothwendig. So erwuchsen denn bei den deutschen Volksstämmen neuerdings Herzogthümer. Verschieden war die Art, wie sie sich entwickelten,

aber bei allen gingen sie aus den mit großer Machtfülle versehenen Beamten hervor, bei allen errangen sie eine Stellung, welche der fürstlichen Gewalt nahe kam, bei allen erlangten sie die Bedeutung, daß der Herzog als Vertreter und Vertheidiger der Ehre und Größe seines Volksstammes dastand und als solcher bei demselben galt.

In Sachsen hatte schon Karl der Große den Grund zu einer solchen ausgedehnteren Gewalt gelegt, indem er Ekbert, den Sohn des Adelings Bruno in Engern und durch seine Mutter Ida mit dem fränkischen Königshause verwandt, über alle Sachsen setzte, die zwischen dem Rhein und der Weser wohnten. Ludwig der Deutsche verlieh Ludolf, dem Sohne Ekberts, eine solche Fülle von Amtsbefugnissen, daß er, wiewohl er den Namen eines Herzogs nicht führte, „Fürsten gleich und Herzogen nicht ungleich" war; er hatte die Oberanführung des Volksheerbannes von ganz Sachsen und die Oberaufsicht über die Krongüter, die sonst dem Sendgrafen zustand, welcher auch die allgemeinen Volksversammlungen berief; diese ausgedehnte Gewalt, welche ein solches inniges Wechselverhältniß zwischen ihrem Besitzer und dem Volksstamm, wie es oben geschildert worden, begründete, wurde in Ludolfs Familie belassen, wobei unstreitig auf deren Verwandtschaft mit dem Königshause Rücksicht genommen war. — In Bayern, wo Karl der Große das alte agilolfingische Volksstamm-Herzogthum vernichtet hatte, erwuchs allmählig ein neues aus dem bedeutungsvollen Wirkungskreise der Grenzgrafen. Nachdem bei der Theilung zwischen den Söhnen Ludwigs des Deutschen dem Karlmann Bayern, Pannonien, und Kärnthen sowie die Länder der böhmischen und mährischen Slaven zugefallen, bekam die bayerische Mark gegen die beiden Letzteren einen eigenen Grafen. In den Tagen König Arnulfs waltete darin Markgraf Engildico mit großer Macht; er wurde, da er sich in eine gefährliche Verbindung gegen Jenen einließ, im Jahre 895 seiner Würde beraubt und der König verlieh sie seinem Verwandten Luitpold. Wie die bayerische Mark gegen

die böhmischen und mährischen Slaven, so war die karentanische (Kärnthner-) Mark gegen die pannonischen eingerichtet. In dieser letzteren stand zu Ende des 9. Jahrhunderts Aribo als Markgraf, bald aber, als der große Zusammenhang der Slavenvölker durch ein von Osten andringendes kriegerisches Volk (die Ungarn) zersprengt und ein fester Schutz gegen die neuen Reichsfeinde nöthig geworden, wurde die Kärnthner-Mark dem Grafen der bayerischen zur Obhut übergeben; Luitpold trug den Herzogstitel und dieser ging mit der ausgedehnten Gewalt auch auf dessen Sohn Arnulf über. — In dem von Bayern getrennten Ostfranken (in der engeren Bedeutung, oder in „Franconien", d. h. in dem an Thüringen grenzenden Stromgebiet des Mains) waltete Heinrich (bis zum Jahre 886) als Markgraf; er war Stammvater des babenbergischen Geschlechtes, welches durch den Besitz großer freier Stammgüter mächtig war. — In Lothringen entstand das Herzogthum unter König Arnulf, welcher dies Land anfänglich als ein besonderes Königreich seinem Sohne Zwentibold übergab; statt dessen walteten aber später ein Graf Reginar und dessen Sohn Gisilbrecht als Herzoge; in diesem Lande, dessen Besitz sowohl von Frankreich, als auch von Deutschland erstrebt wurde, mußte die Herzogsgewalt mehr als irgendwo anders zur Selbstständigkeit erstarken. — In Schwaben (Alemannien) entwickelte sich das Herzogthum unmittelbar aus dem Amt der Sendgrafen oder „Kammerboten", welches zu einem ständigen geworden war. — In Thüringen gab es schon seit dem Jahre 849 Grenzgrafen, welche den Herzogstitel führten, ohne jedoch den vollen Inbegriff der demselben entsprechenden Gewalt zu besitzen; so hieß Poppo, der Bruder jenes kurz vorher erwähnten Markgrafen Heinrich, Herzog von Thüringen; die thüringische Mark kam nach dem Tode des Herzogs Burkhard 908 unter das Herzogthum Sachsen.

Für die Entwickelung der deutschen Nationalität war die neue Stellung, welche die Hauptvolksstämme mit ihren

Herzogen einnahmen, von hoher Wichtigkeit. In den trüben und bangen Zeiten, da die von Karl dem Großen begründete künstliche Ordnung der Dinge zusammenbrach und das junge deutsche Reich unter Bruderkriegen der Könige und feindlichen Angriffen von allen Seiten auf's Aeußerste gefährdet war, standen jene Volksstämme als gewaltige Pfeiler unserer Nationalität da und jene Herzoge als Träger einer neuen Ordnung, durch welche die Einheit unbeschadet der Einzelselbstständigkeit hergestellt werden sollte. —

Das Verhältniß zwischen Papstthum und Kaiserthum, wie es in den Tagen Karls des Großen bestand, trug einen tiefen Widerspruch in sich. Der Kaiser betrachtete sich als das Oberhaupt der Christenheit sowohl in weltlicher wie auch in geistlicher Hinsicht, der Papst sich als das Oberhaupt der heiligen Kirche, welche ebenso über dem Staate stehe, als das Himmlische über dem Irdischen. Wenn daher der Kaiser die alleinige höchste Majestät behauptete, so konnte der Papst dieser Anschauung nicht beipflichten und das Papstthum strebte seiner ganzen bisherigen Entwickelung nach dahin, sich einer Stellung zu entziehen, in welcher sein jeweiliger Vertreter den Völkern nur wie ein Unterthan des Kaisers erscheinen mochte. Wir haben bereits gesehen, wie Stephan IV. zu solchem Zwecke Ludwigs gläubige Ergebenheit benutzte, um durch die Weihe und Salbung, sowie durch eine zweite Krönung den Völkern zu zeigen, daß die erste, welche ohne den Papst vollzogen worden, kein Recht des Königs auf die erhabene Würde begründet habe. Wir haben ferner wahrgenommen, wie Gregor IV. sich in den Streit der Könige mischte und den Kampf der Söhne gegen den Vater zum Nachtheil des Letzteren entschied. Beharrlich schritten nun die folgenden Päpste auf dem Wege fort, der zum Ziele, nämlich zur Unterordnung des Kaiser- und Königthums unter das Papstthum führen sollte, und die unaufhörlichen Streitigkeiten, in deren Folge die kaiserliche wie die königliche Macht sich abschwächte, waren dem bezeichneten Stre-

ben in hohem Grade förderlich. So konnte Nikolaus I. (der von 858 bis 867 Papst war) den König Lothar II. durch Androhung des Kirchenbannes und Absetzung seiner Anhänger zwingen, sich dem päpstlichen Richterspruche zu unterwerfen, und obwohl ähnliche Ansprüche Hadrians II. (867—872) gegen Karl den Kahlen nicht durchzubringen vermochten, so erhob Dieser doch keinen Widerspruch, als Papst Johann VIII., welcher ihn gekrönt, die Behauptung aufstellte, daß die Verleihung der Kaiserwürde ein Geschenk des Papstes sey. Sowie sich nun das Papstthum von dem Abhängigkeitsverhältniß zu den Fürsten des karlingischen Geschlechtes losrang, suchte es gleichzeitig die längst und beharrlich erstrebte Allgewalt in der Kirche zu erreichen und überhaupt jene Grundsätze im Leben geltend zu machen, welche in den falschen Dekretalen ihren Ausdruck gefunden hatten. Eben in jene Zeiten der Wirren fällt die erste Herausgabe derselben (um das Jahr 845) durch den mainzer Diakon Benedictus Levita, welchen man bisher mit Unrecht für ihren Verfasser gehalten hat, und die erste Erwähnung und Anwendung derselben, bei den Franken in Karls des Kahlen Verordnungen von Carisiacum (vom Jahre 857) und von Rom aus in einem Schreiben des Papstes Nikolaus I. an die Bischöfe Frankreichs (865). Gleichwohl vermochte das Papstthum damals noch nicht den vollen Gewinn aus der errungenen Unabhängigkeit vom Kaiserthum zu ziehen; denn die Zerrüttung, welche der Auflösung des karlingischen Reiches folgte, ergriff auch Italien und die päpstliche Würde verlor in Rom selbst die Hauptstütze ihrer Allgewalt, die öffentliche Meinung, da die Parteien, welche sich um die Oberherrschaft stritten, sie mit Gewalt an sich rissen und da die Priester, welche sie in solcher Weise erhielten, nur den Zwecken ihrer Partei, nicht aber dem unwandelbaren des Papstthums dienten. —

Während das im Papstthum verjüngte Römerthum seine selbstische Absicht durch eine Reihe von Thatsachen vor Königen und Völkern offen darlegte, wirkte die Macht der

Ideen, die in den Tiefen des Christenthums lagen, zwar noch unbegriffen und dennoch unwiderstehlich auf die deutschen Gemüther. Hingerissen von dieser Macht, folgten sie dem Triebe, das Christenthum immer mehr nach Norden und Nordosten hin auszubreiten; der deutsche Geist, noch erst vom Dämmerschein einer neuen Zeit umwebt, wurde nun mitten in die schwierigsten Erörterungen über die Geheimnisse der neuen Religion hineingezogen und betrat damit die Schule des Denkens, worin er erstarken sollte; die deutsche Geistlichkeit baute im ernsten Glaubenseifer die Brücke über die tief aufgerissene Kluft der Barbarei, worauf die Bildung Griechenlands und Roms auf den Boden unseres Vaterlandes schreiten sollte, um ihn für unser Volk und für die Menschheit zu weihen.

Die Verchristlichung schlug von Deutschland aus 2 Hauptrichtungen ein, die eine nach Nordalbingien (dem Nordelbeland) und über dasselbe hinaus nach Skandinavien, die andere zu den Slaven. Für die erste Richtung hatte schon in den Tagen Ludwigs des Frommen der jüdische König Harald Klak die Bahn geöffnet, indem er, allerdings in der selbstischen Absicht, sich durch fränkische Hülfe wider einheimische Feinde zu behaupten, den fränkischen Glaubensboten Ebbo und Halitgar gestattete, auf seinem Gebiete zu wirken. Im Jahre 826 erschien nun Harald zu Mainz und ließ sich, seine Gemahlin und seinen Sohn taufen. Als er nach seiner Heimath zurückkehrte, begleitete ihn der begeisterte Ansgar, einer der denkwürdigsten Männer jener Zeit. Er war im Jahre 801 geboren, seit seinem 5. Jahre in der Schule eines pikardischen Klosters erzogen, seit seinem 15. Mönch, seit seinem 22. Lehrer und Prediger in Ludwigs des Frommen junger Stiftung Corvey an der Weser. In König Haralds Reich gründete er (827) eine Schule, in welcher Knaben zu künftigen Priestern herangebildet werden sollten; noch in demselben Jahre mußte er jedoch nebst dem neubekehrten König vor Gottfrieds Söhnen flüchten. Er suchte im Jahr 831 Schweden zu bekehren, baute dort eine Kirche

und erhielt, nachdem er das kirchengesetzliche Alter erreicht hatte, die bischöfliche Weihe. Nach seiner Rückkehr (834) übertrugen ihm Kaiser und Papst das neu gegründete Erzbisthum Hamburg und der Papst ernannte ihn zu seinem Legaten (Gesandten) für den ganzen Norden. Unverdrossen unter den härtesten Mühen wirkte Ansgar in seinem neuen Berufe. Kein Unfall, keine Entbehrung erschütterte den begeisterten Mann. Harald fiel vom Christenthum wieder ab, und wie Gluth aus der Asche auflobt, flammte das alte Heidenthum wieder empor, — Krieg, Mord und Brand überall, nirgends Sicherheit von Augenblick zu Augenblick. Ein Dänenüberfall vertrieb Ansgar (845) aus Hamburg, seine Kirche, sein Kloster, seine Bücher sanken in Asche; als Bettler kam er mit seinen Priestern zum Bischof Leuderich von Bremen, der ihm die Thüre wies, und erst im Verdenschen fand er eine Zufluchtsstätte; aber sein Muth blieb ungebeugt. Papst Sergius II. unterwarf dem hamburger Sprengel ganz Nordalbingien und Skandinavien, Ansgar erhielt das bremer Bisthum und dies wurde (858) mit Hamburg vereinigt. Frischen Muthes schuf er nun an seinem Lebenswerke, der Verchristlichung des Nordens, weiter. Die Umstände begünstigten ihn; er vermittelte den Frieden zwischen Ludwig dem Deutschen und dem Dänenkönig Horik und Dieser gestattete den Bau einer Kirche zu Schleswig. Von Horik empfohlen, wendete sich Ansgar nach Schweden zu König Olaf und baute auch dort eine Kirche. Im Jahre 865 starb der vielverdiente Mann, doch das Werk, welches er begründet, stand auf schwankendem Boden, denn noch behauptete sich das Heidenthum in Skandinavien kräftig fort und seine Nachfolger Rimbert und Unni, welche von Hamburg-Bremen aus in seinem Geiste wirkten, erfreuten sich bei Schweden und Dänen nur geringer Erfolge.

Den Mähren brachten 2 Mönche aus Konstantinopel, die Brüder Methodius und Cyrillus, das Christenthum; sie übersetzten ihnen die Bibel in die Volkssprache, in welcher auch der Gottesdienst nach griechischem Brauch

gehalten wurde; sie schufen ihnen eine eigene, der griechischen nachgebildete slavische Buchstabenschrift. Methodius suchte für die mährische Kirche Verständigung mit Rom, doch erhob dies Schwierigkeiten wegen der griechischen Form des Gottesdienstes und des Gebrauchs der Volkssprache dabei. Die Erstere wurde für die römische hingegeben, als der Verkehr Mährens mit den Griechen durch die Ungarn unterbrochen ward, für die Abschaffung der Letzteren und die Einführung des lateinischen wirkten von Salzburg und Passau aus die deutschen Geistlichen im Sinne Roms, dem sie ja durch des Bonifacius Vasalleneid verpflichtet waren. Die Czechen in Böhmen widerstrebten aus nationaler Abneigung den von Deutschland ausgehenden Bekehrungsversuchen und das Christenthum fand bei ihnen, nachdem sich ihr Herzog Borziwoy mit seiner Gattin Ludmilla (um 870—880) durch Methodius hatte taufen lassen, in seiner slavisch-griechischen Form von Mähren aus Eingang. Erst später, als Böhmen nach dem Zerfall des großmährischen Slavenreiches sich an Deutschland politisch anschloß, bewirkte der Einfluß seiner Herzoge die Aufnahme der römisch-deutschen Kirchenform; doch erhielt sich noch das slavische Heidenthum in voller Kraft und erhob sich gar bald wieder zum heftigsten Kampf gegen den neuen Glauben. — Die von der Oder bis zur Saale wohnenden Slaven, sowie die im Norden von der Ostsee herabwärts zwischen Oder und Elbe seßhaften vertheidigten damals und noch lange den Glauben ihrer Väter mit beharrlicher Treue gegen alle Versuche, sie zu verchristlichen.

Die beiden Fragen, welche in der deutschen Kirche damals einen ernsten Kampf erregten und zum ersten Mal die hervorragendsten Geister zur Uebung in der Kunst des Denkens anspornten, betrafen die Lehre von der Vorherbestimmung und vom Abendmahl. Ein Mönch, Namens Gottschalk, welcher den augustinischen Lehrbegriff in seiner ganzen Strenge aufgefaßt hatte, zog daraus das Ergebniß, daß es eine doppelte Vorherbestimmung, die der Guten und die der Bösen, gebe, also daß der von Gott zum Leben Vor=

herbestimmte nicht zu Grunde gehen, der von Gott zum Tode Vorherbestimmte dagegen nicht selig werden könne. Dieser Behauptung trat Hrabanus Maurus mit der milderen Auffassung entgegen, daß Gott die Guten und die Bösen vorhergekannt, die Ersteren allerdings zum ewigen Leben, die Letzteren aber nicht als solche, sondern ihnen nur die Strafe vorherbestimmt habe, und daß mithin Jeder, der selig werden wolle, durch die Gnade das ewige Leben erlangen könne. Menschlich schön war der Beweggrund, aus welchem Hrabanus Maurus auf die Verurtheilung dieser Lehre drang, weil sie nämlich ebenso zur Unsittlichkeit als zur Verzweiflung führen müsse; aber unmenschlich war der Urtheilsspruch der Kirchenversammlungen über den Lehrer, Gottschalk wurde nämlich zu körperlicher Züchtigung, zu Verwahrung im Kerker und zu ewigem Stillschweigen verdammt. — Was die Lehre vom Abendmahl betrifft, so bestanden in der abendländischen Kirche bis in's 9. Jahrhundert zwei von einander abweichende Ansichten über die Vereinigung des Gläubigen mit Christus durch den Genuß von Wein und Brod im Abendmahle. Nach der einen empfing der Gläubige dabei den Leib des Herrn im Bilde und sollte durch des Sakramentes Kraft desselben in Wahrheit theilhaftig werden; nach der anderen, der Auffassung des Papstes Gregors I. entsprechenden, war das Abendmahl eine nachbildende geheimnißvolle Wiederholung des Opfertodes Christi; keine von beiden Meinungen aber nahm eine wirkliche Stoffverwandlung beim Abendmahl an und noch Alkuin sagte: „die Elemente zeigen nur den einst geopferten Christus dem Auge des Glaubens". Da trat nun im Jahre 844 der Abt von Corbie Paschasius Radbertus, welcher schon im Jahre 831 als Mönch eine Schrift über das Geheimniß des Altarsakraments verfaßt hatte, mit einer Umarbeitung derselben auf, welche er Karl dem Kahlen widmete und womit er folgende Behauptung aufstellte. „Zweck der Handlung und ihrer Einsetzung sey die persönliche Aneignung des Erlösungsopfers Christi

zum Heil des Leibes und der Seele, damit der ganze Mensch durch leibhaftige Einigung mit dem unvergänglichen Leibe Christi der gleichen Unvergänglichkeit gewiß werde. Bewirkt werde diese Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl durch den heiligen Geist bei der priesterlichen Segnung (Konsekration) von Brod und Wein; es werde dadurch derselbe Christuskörper, welcher einst durch den heiligen Geist in der Maria gebildet worden, neugeschaffen und somit gehe bei der Segnung eine wirkliche Verwandlung („Transsubstantiation") der Stoffe vor sich; es sey folglich nach der Segnung das Fleisch und Blut Jesu Christi auf Altären wirklich gegenwärtig, und zwar eben das Fleisch, welches von der Jungfrau Maria geboren sey, am Kreuze gelitten habe und auferstanden sey". Gegen diese Behauptung erhoben sich nun Hrabanus Maurus, Ratramnus und andere Geistliche, als gegen eine irrige, indem sie die Zusammenfassung der Abendmahlshandlung mit der einstigen Menschwerdung und Selbstopferung des Gottes verwarfen und die Gegenwart Christi im Abendmahl in der Art betrachten, „daß sie nur für und durch den Geist des Menschen, also durch seine Selbstvergegenwärtigung des gebrochenen Leibes und vergossenen Blutes und durch sein Glauben an dessen ehemalige und fortwährende Heilskraft vorhanden sey". Für die Lehre des Paschasius Radbertus nahm hinwieder das wundergläubige Volk Partei, dessen längst festgewurzelte Vorstellungen von einer geheimnißvollen Kraft und zauberischen Wirkung des Abendmahles eben in der Brod- und Weinverwandlung gleichsam den höchsten Ausdruck fanden; viele Geistliche förderten die Einbürgerung dieser Lehre im Volksglauben und zahlreiche Wundererzählungen von Hostien, welche Blut vergossen hätten, kreisten von Mund zu Mund, verpflanzten sich von Geschlecht zu Geschlecht. So wurde dem Volk die vom Priester geweihte Hostie zum Gegenstand gläubiger Anbe-

tung, lange bevor noch die Kirche die Gegner der Verwandlungslehre besiegte und diese zum Glaubenssatz erhob.

Der Hang zum Wunderbaren, welcher eine tiefe Sehnsucht des Gemüthes nach dem Göttlichen selbst in der Verirrung des unklaren Geistes bezeugt, beherrschte Geistliche und Laien jener Zeit im hohen Grade und der Aberglaube, der daraus entsprang, führte zu einer übertriebenen Werthschätzung der kirchlichen Aeußerlichkeiten. Es vermehrte sich die Zahl der Feste, insbesondere der Heiligen- und Marienfeste, die der Heiligen vergrößerte sich, die Verehrung derselben und der immer zahlreicher werdenden Reliquien nahm außerordentlich zu. Die Einbildungskraft der Geistlichkeit war unerschöpflich im Erfinden von Wundererzählungen (Legenden) und entflammte die des Volkes, welches im Fürwahrhalten derselben unermüdlich war. Je tiefer das Volk dadurch in Abhängigkeit von der Geistlichkeit kam und je straffer Diese die Zügel der Kirchenzucht anzog, woran sie es lenkte, je strenger ihre Gesetze in Bezug auf die Ehe und deren Hindernisse, auf Fasten und Sonntagsfeier wurden, je häufiger und willkürlicher sie die mit bürgerlichen Nachtheilen verbundenen Kirchenstrafen anwendete, um so größer wurde der fromme Knechtssinn der Gläubigen, womit sie sich freiwillig die härtesten Selbstpeinigungen auferlegten und sich durch Wallfahrten, Schenkungen an die Kirche und ähnliche für verdienstlich gehaltene Werke zu sühnen suchten, um das Heil der Seelen zu retten.

Während nun so bei der Wechselwirkung zwischen Kirche und Volk sich kein Fortschritt des Letzteren zu höherer Geistesbildung ergab, schufen gleichwohl einzelne hochbegabte deutsche Geistliche, und ebenso auch einzelne deutsche Klöster mit unverdrossenem Eifer die vermittelnden Vorarbeiten, durch welche der deutsche Geist fremde Bildungsstoffe sich aneignen und vermittelst derselben allmählig zur Entwickelung seiner eigenen Anlagen gelangen konnte. In der Reihe jener gelehrten Geistlichen nimmt Hrabanus Maurus die erste Stelle ein. Hrabanus Maurus, anfangs

Lehrer an der weit und breit besuchten Klosterschule zu Fulda, seit dem Jahre 847 Erzbischof von Mainz, zeichnete sich durch eine Fülle von Gelehrsamkeit, die er in Schriften niederlegte, und durch unermüdliche Förderung von Wissenschaft und Kunst, insbesondere aber auch durch treue Liebe zur vaterländischen Sprache und durch unverdrossene Pflege deutscher Bildung aus. Durch Schüler, die von nah und fern nach Fulda kamen, um ihn zu hören, verbreitete sich die Kenntniß der geistigen Schätze Griechenlands und Roms sowie die Bibelkunde weiter; durch Geistliche, welche sich in Fulda auf Hrabans Anregung mit deutscher Sprache, deutscher Dichtung beschäftigten, verpflanzte sich von dort der lebendige Sinn für beide in die verschiedenen Klöster, von welchen das zu St. Gallen fort und fort ruhmvoll die Aufgabe erfüllte, die Pflanzstätte deutscher Gelehrsamkeit und Kunst zu seyn. Ueber das Vorurtheil gegen die Runen sich hinaussetzend, nahm Hrabanus Maurus die der Nordelbe-Bewohner in seine Schrift über die Erfindung der Sprache auf; sein Beispiel regte Andere zur Forschung über die älteren germanischen Mundarten an. In der Klosterschule zu Reichenau wurde, als Hrabans Schüler Walafrid Strabus dort Abt war, an deutschen Gedichten die deutsche Sprache gelehrt. Der unmittelbare Zweck, welchen die Geistlichkeit bei der Pflege unserer Sprache hatte, war allerdings ein religiöser. Zwar gelang es dem Hrabanus Maurus in seiner einflußreichen Stellung als Erzbischof von Mainz und somit Haupt der deutschen Kirche eben so wenig wie früher dem mächtigen Kaiser Karl, die deutsche Predigt einzuführen; die meisten Geistlichen waren nämlich für Abfassung der Lehrrede noch immer zu wenig befähigt und da, wo sie etwa gehalten wurde, hörte das Volk sie nicht gern. In seiner uralten Liedeslust war Dieses dagegen für geistliche Belehrung dann empfänglich, wenn ihm solche in der Form des Liedes geboten wurde, und so wurden denn religiöse Stoffe zu Dichtungen für's Volksverständniß bearbeitet. Eine Zeit lang hatten diese noch die altheidnische Form

der Alliteration; bis endlich aus der lateinischen Kirchendichtung, aus den Hymnen (kirchlichen Lobliedern) auch der Reim, der gleichförmig gemessene Reimvers und die vierzeilige Strophe entlehnt und bei jenen geistlichen Gedichten in der Volkssprache angewandt wurden. Das Volk sang diese jedoch nicht etwa beim Gottesdienste; denn dabei, sowie bei allen kirchlichen Handlungen pflegten die Laien nach dem Gesang der Priester bloß den Ruf „Kyrieeleison“ anzustimmen, welchen sie auch statt des urväterlichen Kampfrufs beim Beginn der Schlacht und bei feierlichen Begrüßungen erhoben. Bei jenem für außerkirchlichen Gebrauch bestimmten geistlichen Gesang in der Volkssprache trug ein Einzelner die Strophe vor und die Menge stimmte dann zum Schluß das „Kyrieeleison“ an; die Singweise, die Wortgestaltung bestimmend, wechselte dabei von Glied zu Glied; das war der christliche „Leich“, welcher an die Stelle des dem Volke so theuren heidnischen trat.

Eine Hauptsorge der Geistlichkeit war, das Volk mit den Evangelien vertraut zu machen und zu diesem Zwecke wurde der wesentliche Inhalt derselben aus den vier verschiedenen Erzählungen in einer zusammenhängenden Darstellung des Lebens Christi frei wiedergegeben; man nennt eine solche — „Evangelienharmonie“. Theils übersetzte man ältere, in lateinischer Sprache niedergeschriebene Werke dieser Art, wie jenes des Ammonius von Alexandrien, (gemeinhin Tatians „Evangelienharmonie“ genannt) in deutsche Prosa, theils bot man sie dem Volk in freier dichterischer Auffassung und Form. Dadurch ging nun der wesentliche Inhalt des Christenthums, das in wunderbarer Verklärung erscheinende Leben Jesu, sein hehrer Charakter, seine menschenveredelnde Lehre erst tiefer in's Gemüth unseres Volkes über, erst jetzt, da er von diesem mit ganzer Innigkeit erfaßt wurde, äußerte sich seine still, aber mächtig bildende und gesittende Kraft; erst jetzt begann der neue Glaube unserem Volk ein Theil seines Lebens zu werden, er läuterte die Fran=

ken immer mehr von der Verwilderung, in welche sie versunken waren, er lehrte die Sachsen den Schmerz über den Verlust ihres alten nationalen Glaubens und den Haß gegen die Franken vergessen, er wob nach und nach ein lebendiges Band des Einheitsgefühls, stark genug, um alle deutschen Bruderstämme zu umfassen. Wir besitzen noch zwei solcher Evangelienharmonien; die eine ist von Otfried (einem Schüler Hrabans und Mönch zu Weißenburg im Speiergau) in althochdeutscher Mundart, in Reim und Strophe gedichtet und im Jahre 868 König Ludwig dem Deutschen zugeeignet; die zweite dichtete ein Sachse noch in der alten Form der Alliteration. Sie ist unter dem Namen „Heliand" (d. h. Heiland) bekannt, von wirklich dichterischem Werth, und läßt uns erkennen, wie der Sachsenstamm dem Christus, welchem er so lange heldisch widerstrebt, nun auch in voller Bewunderung und Treue wie einem theueren Volkshelden huldigte. Wir lassen eine Stelle aus dem „Heliand" als Probe der altniederdeutschen Mundart und der in ihrer Einfachheit großartigen volksthümlichen Dichtkraft folgen. Christus weissagt seinen Jüngern die Vorzeichen des jüngsten Gerichts:

	(Uebersetzung.)
„Ik mag iu thoh gitellien,	„Ich kann euch jedoch erzählen,
hvilic ër tecan bivoran	welches eher Zeichen vorher
giwerdad wunderlic,	wird (d. i. geschieht) wunderbar,
ër he an these werold kume	ehe er auf diese Welt kommt
an themu mareon daga.	an dem berühmten Tage.
That wirdid ër an the no manon skin,	Das wird vorher an dem Mond offenbar,
jac an theru sunnun so same:	auch an der Sonne eben so:
gisverkad siu bethiu,	verdunkelt werden sie beide,
mit finistre werdad bifangan;	mit Finsterniß werden sie umfangen;
fallad sterron,	es fallen die Sterne,
hvit hebentungal,	die klaren Himmelslichter,
endi hrisid erde,	und es erzittert die Erde,
bivod thius brede werold.	es bebt diese weite Welt.
Wirdid sulikaro bokno filu:	Es geschehen solcher Zeichen viele:
grimmid the groto seo,	es ergrimmet die große See,
wirkid thie gebenes strom	es bewirkt der Meeres Strom
egison mit is udhiun	Schrecken mit seinen Wogen

erdbuandiun.'	den Erdbewohnern.
Than thorrot thiu thiod	Dann verdorret das Volk
thurh that gethving mikil,	durch dieses Drangsal groß (große Drangsal),
folc thurh thea forhta:	die Menge durch die Furcht:
than nis fridu hvergin;	denn nicht ist Friede irgendwo:
ac wirdid wig so maneg	sondern es wird Krieg so mancher
obar these werold alla,	über diese Welt alle,
hetili afhaben;	der wilde, erhoben;
endi heri ledid	und Heere führt
kunni obar odar.	ein Geschlecht über das andere.
Wirdid kuningo giwin,	Es entsteht der Könige Kampf,
meginfard mikil;	ein großer Streit;
wirdid managoro qualm,	es entsteht Vieler Tod,
open urlagi.	offener Krieg.
That is egislic thing,	Das ist ein schreckliches Gericht,
that io sulik mord sculun	daß je solchen Mord sollen
man afhebbien!	die Menschen erheben!
Wirdid wol so mikil	Es entsteht Seuche so groß
obar these werold alle,	über diese Welt alle,
mansterbono mest	Menschensterbens vorzüglich d. i. so viel
thero, the gio an thesaru middilgard,	derer, die je auf dieser Welt
suulti thurh suhti.	starben durch Krankheiten.
Liggiad seoka man,	Es liegen die siechen Menschen,
driosat endi doiat,	fallen und sterben,
endi iro dag endiad,	und ihre Tage enden,
fulliad mid iro ferahu.	erfüllen sich mit ihrem Leben.
Ferit unmet grot	Es kommt eine unmäßig große
hungar, hetigrim,	Hungersnoth, eine heftige,
obar helido barn,	über die Menschen-Kinder,
metigedeono mest.	des Speisemangels Uebermaß.
Nis that minniste	Nicht ist das Mindeste
thero witeo an thesaru weroldi,	der Leiden auf dieser Welt,
the ér giwerden sculun	welche eher entstehen sollen
ér domos dage.	vor des Gerichts Tag.
So hvan so gi thea dadi gisean	Sobald ihr daher diese Thaten sehen
giwerden an thesaru weroldi,	werdet auf dieser Welt,
so mugun gi than te waran farstanden,	so möget ihr dann in Wahrheit verstehen,
that than the lazto dag	daß dann der letzte Tag
liudiun nahit,	den Leuten nahet,
mari, te mannun,	der berühmte, zu den Menschen,
endi maht godes,	und die Macht Gottes,
himilcraftes hrori	der Himmelskraft Bewegung,
endi thes helagon kumi,	und des Heiligen Kommen,
drohtines mit is diuridun".	des Herrn mit seiner Herrlichkeit".

Aber nicht bloß das Evangelium wurde der Stoff der neuen geistlichen Dichtung, welche dem Volke in der Muttersprache geboten ward. Auch geschichtliche Ereignisse, deren Eindrücke noch ganz frisch waren, wurden nach christlicher Anschauung volksthümlich erfaßt und zu Liedern. So hatte der westfränkische König Ludwig III. kaum den Sieg über die Normannen bei Soucourt (881) errungen, als das Volk auch schon einen „Leich“ darauf sang. Dieses älteste geschichtliche Volkslied in deutscher Sprache, welches sich bis auf unsere Tage erhalten, beginnt mit der Schilderung des Königs Ludwig und seiner Schicksale.

„Kind warth her faterlos;	d. h.: „Als Kind ward er vaterlos,
thes warth imo sàr buoz:	deß ward ihm bald Buße (Sühne):
holòda inan truhtìn,	es holte ihn der Herr,
magaczogo warth her sin,	ward sein Erzieher,
gab her imo dugidi,	gab ihm tüchtige,
frònisc githigini,	herrliche Degen (Helden),
stual hier in Vrankon“.	Stuhl (Thron) hier bei den Franken.

Das theilte er dann mit Karlmann, seinem Bruder; da wollte Gott ihn prüfen, ob er so jung Mühsal dulden möchte. Er ließ heidnische Männer über's Meer kommen, das Volk der Franken der Sünden zu mahnen; die Bedrängniß durch die Feinde war Strafe für des Volkes Schuld. Der König war entfernt, das Reich ganz verwirrt, da erbarmte es Gott und er hieß Herrn Ludwig bald dahin reiten; also rief er Diesen auf:

„Hludwig, kuning min,	„Ludwig, König mein,
hilph minan liutin!	hilf meinen Leuten!
heigun sà Northman	es haben die Nordmannen sie
harto bidwungan“.	hart bedrängt“.
Thanne sprah Hludwig:	Dann sprach Ludwig:
„Herro, so duon ih!	„Herr, so thue ich!
Dòt ni rettê mir iz,	Der Tod entreiße es mir nicht,
al thaz thù gibiudist“.	all', das du gebietest“.

Da nahm er Gottes Urlaub, hob die Kriegsfahne (gundfanon) auf und ritt zu den Franken, den Nordmannen entge=

gen. Alle, die seiner warteten, dankten Gott; er aber sprach zu ihnen: „Tröstet euch, Gesellen, meine Nothgefährten, Gott sandte mich her; Leben und Tod steht in Christi Gewalt, wer hier in Kraft Gottes Willen thut, dem lohne ich's, kommt er gesund aus dem Kampf, und bleibt er darin, lohn' ich's seinem Geschlecht". Dann nahm er Schild und Speer, ritt kräftiglich her und rief: „Gottlob", als er die Nordmannen fand.

Ther kuning reit kuono, sang lioth frònò, joh allê saman sungan: „Kyrie leison!“	Der König ritt kühn, Sang heiliges Lied, Und Alle zusammen sangen: „Kyrie eleison!“
Sang was gisungan, wig was biginnan; bluot skin in wangon, spilòdun ther Vrankon.	Sang war gesungen, Kampf war begonnen, Blut schien in Wangen, Freudig kämpften die Franken.
Thàr vaht thegenò gelìh, nichein sò sò Hludwig; snel indi kuoni, thaz was imo gekunni.	Da focht Helden gleich Keiner so wie Ludwig; Schnell und kühn, Das war ihm angestammt.
Suman thuruh skluog her, suman thuruh stah her;	Den Einen durchschlug er, Den Andern durchstach er; . . . .
Her skancta ce hanton sinàn fianton bitteres lìdes: Sò wê im hio thes libes.	Er schenkte zu Handen Seinen Feinden Bitteres Leid, So weh ihnen hier des Lebens.
Gilobàt si thiu Godes kraft! Hludwig warth sigihaft; jah allên heiligon thanc. sin warth ther sigikamf.	Gelobet sey Gottes Kraft, Ludwig ward sieghaft, Sprach allen Heiligen Dank, Sein ward der Siegeskampf.
Dò dàr abur Hludwig Kuning was sàlig, garo sò ser hio was, ...	Da hier aber Ludwig Der König ward gesegnet, Ganz, so sehr er hier war, ...
Sò wàr so thes thurst was. gihaldê inan, truhtin, bi sinan êrgrehtin.“	So war, als es dessen Noth war. Erhalte ihn, Herr, Bei seiner Herrlichkeit!

Während sich nun der Einfluß der Kirche in den geistlichen Dichtungen, ja selbst im geschichtlichen Volksliede geltend machte, vergaß das Volk gleichwohl seine uralteigene Dichtung nicht; es hielt sie fest in den Tiefen des Gemüthes; es verjüngte das alte Götter- und Heldenlied und die Thiersage in der fortentwickelten Sprache und Form und so erhielt sich, während die Kunst zu dichten Eigenthum Weniger war, der Volksgesang als reicher, fort und fort hell blinkender Gesammtschatz.

Wir wenden nunmehr unsere Aufmerksamkeit wieder auf die äußere Geschichte unseres Vaterlandes.

Nachdem Arnulf als Haupt des karlingischen Hauses anerkannt worden war und die ostfränkische Krone erlangt hatte, faßte er, im Gefühl seiner Kraft, den Plan, das zerfallene Reich Kaiser Karls des Großen wieder herzustellen; er verkannte, daß der Lebenstrieb von Nationalitäten, welcher das Band des großen Reiches zersprengt hatte, mächtiger ist als der Wille der Könige. An diesem Irrthum ging sein Herrscherleben zu Grunde.

Graf Odo von Paris, welcher Frankreichs Herrschaft für Karl den Einfältigen verwaltete, sowie die Reiche Arelate und Hochburgund mußten die Lehnsherrlichkeit des Königs von Ostfranken anerkennen; auch Italien sollte sich ihm unterwerfen und endlich die Kaiserkrone auf seinem Haupte der Welt bezeugen, daß er, Karls des Großen ächter Nachfolger, dessen großes Frankenreich wieder hergestellt habe. Zunächst betrachten wir seine Kämpfe gegen die Feinde Deutschlands, die Slaven und Normannen.

Den ersten begann er im Jahre 889 gegen die Obotriten, aber mit ungünstigem Erfolge. Im nächsten Jahre griff er Swatopluk von Mähren an, welcher sich im Vertrauen auf seine Macht nicht dazu verstehen wollte, seinen bisherigen Bundesgenossen, zu dessen Erhöhung er selbst we-

sentlich beigetragen hatte, plötzlich als Oberlehensherrn zu betrachten. Inzwischen hatten jedoch die Normannen ihre Angriffe fortgesetzt und brachen zu Anfang des Jahres 891 in Lothringen ein; Arnulf schickte ein Heer gegen sie, welches sich bei Maastricht aufstellen sollte, aber die Normannen, rasch bis in die Nähe von Aachen vorgedrungen, schlugen es an der Geule. Arnulf, der sich damals an der Grenze Bayerns im Feld gegen Swatopluk befand, entbot nun die Deutschen zur Heerfahrt, führte sie über den Rhein und lagerte in der Nähe der Maas. Da, wo die Normannen die Veste ihrer Macht hatten, wollte er sie angreifen; es war bei Löwen; wildfreudig sahen die Sieger diese frischen Schaaren heranziehen, sie verschanzten sich nach ihrer gewohnten Weise und erwarteten nun spottend die ostfränkische Reiterei, deren Kunst hier zu Schanden werden sollte. Arnulf erkannte nicht sobald die Unmöglichkeit eines Reiterkampfes, als er über die Dyle ging, vom Rosse sprang, die Fahne ergriff und den Schaaren zurief: „Folgt mir! Im Namen Gottes auf den Feind!" Des Königs Anblick und Anruf bewegte Jung und Alt zur Nachfolge, Alle sprangen von den Rossen, zum Fußkampf bereit, nur sollte, so baten sie den König, Reiterei sie im Rücken decken. Mit tosendem Schlachtgeschrei rannten dann die Schaaren an einander und begannen den Kampf. Er war hart, aber kurz; die Deutschen errangen den Sieg, die Normannen warfen sich in den Fluß und versanken oder erlagen dem Schwert, darunter die Könige Siegfried und Gottfried. Zwar wagten es die Normannen, welche bei den Schiffen geblieben waren, im nächsten Frühjahr bis Bonn vorzudringen; doch die Kraft ihres Angriffs auf Deutschland war gebrochen.

Arnulf wendete sich nach seinem Siege an der Dyle zunächst gen Alemannien, wo Bernhard, der uneheliche Sohn Karls des Dicken, noch einen Anhang unter den Großen hatte oder ihnen zum Vorwand ihres Widerstandes gegen Arnulf diente; indessen wurde Bernhard noch im Jahre 891 von einem gewissen Rudolf erschlagen und Arnulf griff nun

seinen Plan wieder auf, Swatopluks großmährisches Reich zu erschüttern und den stolzen Slaven, welcher aufrührerische Bewegungen in Bayern unterstützte und als ihn Arnulf zur Zwiesprache entbot, sich zu erscheinen weigerte, in Abhängigkeit vom ostfränkischen Königthume zu bringen. Um diesen Plan durchführen zu können, verband sich Arnulf im Jahre 892 mit Brazlav, dem Herzog in Unterpannonien, und mit dem wilden nomadischen Reitervolk der Ungarn oder Magyaren.

Am westlichen Abhange des Urals hatten die Ungarn, welche dem großen finnischen Volksstamme, und zwar dem ugorischen Zweige desselben angehören, ihre ursprüngliche Heimath. Im 6. Jahrhundert von Turkstämmen unterworfen, bewohnten sie in den 3 folgenden Jahrhunderten das Land Etel-köz (im heutigen Südrußland zwischen Don und Dnepr), dem Reiche der Chasaren benachbart und verbunden, an welches die Peczenegen und Uzen im Osten, die Russen im Norden grenzten. Im 8. Jahrzehnt des 9. Jahrhunderts zersprengten Chasaren und Uzen die Peczenegen; ein Theil der Letzteren ergoß sich nach Osten, ein anderer nach Westen, und nun wurden die Ungarn weiter nach Westen gedrängt und rückten den Karpathen näher.

Im Bunde mit den Ungarn also und mit Herzog Brazlav, dessen Herrschaft sich über die Gebiete zwischen Drave und Save erstreckte, griff Arnulf seinen Gegner Swatopluk im Jahre 892 von 3 Seiten an; von Osten her brachen die Ungarn in Mähren ein, vom Süden her drängte Brazlav, von Westen her zog Arnulf selbst mit fränkischen, bayerischen und alemannischen Schaaren heran; an der Spitze eines thüringischen Heerhaufens fiel Arnt, Bischof von Würzburg, in Böhmen ein. Solcher gewaltiger Bedrängniß widerstand Swatopluk durch vereinte Macht der Slavenvölker mit glücklichem Erfolge. Die Ungarn, welche nur zu Rosse kämpften, umschloß er in den waldigen Schluchten und ließ sie nicht auf offenes Feld herauskommen, wo sie in ihrer gewohnten Weise pfeilschnell gegen den Feind an-

rennen, scheinbar fliehen, unversehens zurücksprengen und den Kampf wie eine Jagd treiben konnten; vor den Deutschen aber ließ er sein Heer in die festen Plätze zurückweichen. Arnulf beschränkte sich darauf, das flache Land zu verwüsten; er brachte jedoch dadurch seine eigenen Heerschaaren in die schlimmste Verlegenheit, und unfähig, sich auf dem feindlichen Boden zu behaupten, mußte er unverrichteter Dinge zurückziehen. Auch Brazlav wurde durch den von Süden vordringenden Swatopluk vollkommen in die Enge getrieben, die Ungarn retteten sich mit genauer Noth in ihre Wohnsitze zurück, das thüringische Heer aber unter Arnt von Würzburg wurde im Gau Chutizi, in der Gegend, wo jetzt Leipzig, von den Slaven überfallen und niedergemacht. Arnulf wandte sich nun an den Bulgarenkönig Laodomur, um den alten Frieden mit ihm zu erhalten und ihn zu bewegen, den Mähren den Salzeinkauf im Bulgarenlande nicht zu gestatten. Vergeblich erneuerte er den Kampf gegen die Slaven im folgenden Jahre; er wurde mit großem Verlust zurückgeworfen; — im Jahre 894 befreite ihn der Tod von seinem kühnen Gegner. Swatopluk hinterließ 3 Söhne, von denen uns nur die Namen zweier: Moymir und Swatopluk bekannt sind; noch auf seinem Sterbebette hatte er sie zur Einigkeit dringend, doch vergebens, aufgefordert. Erbittert bekämpften sie sich untereinander und boten dadurch Arnulf willkommenen Anlaß, sich in die Angelegenheiten des großmährischen Reiches zu mischen; trefflich diente ihm dabei Wiching, welcher bisher dort Bischof gewesen war und nach Swatopluks Tode in Arnulfs Dienste trat. Bei den Bruderkämpfen ergriff Arnulf für den jüngeren Swatopluk Partei, gleichwohl behauptete sich Moymir und vertheidigte auch die kirchliche Unabhängigkeit des wenngleich bereits verminderten großmährischen Reiches von Deutschland, indem er die slavische Nationalkirche in unmittelbare Beziehung zu dem Oberhaupt der gesammten abendländischen Christenheit brachte. Doch ob auch Moymir Alles aufbot, um das Slaventhum den Deut-

schen gegenüber in einer Achtung erheischenden Stellung zu erhalten, so vermochte er doch sein Streben aus dem Grunde nicht hinauszuführen, weil die Slaven selbst den Gedanken eines großen nationalen Reiches aufgaben. In dieser Hinsicht war der Schritt der Söhne Borziwoys, der Böhmenherzoge Spitignew und Wratislaw, welche sich nach dem Tode ihres Vaters von dem Verbande mit dem großmährischen Reiche lösten und sich im Jahre 895 zu Regensburg in den Schutz des ostfränkischen Reichs begaben, von besonderer Wichtigkeit. Dieser neue engere Verband eines slavischen Volksstammes in einem durch Gebirgsketten so trefflich befestigten Lande, wie Böhmen, mit Deutschland war und blieb für beide Theile erfolgreich; der Aufschwung des Slaventhums war dadurch gelähmt, das große mährische Reich wurde darüber aufgeopfert. — Die Ungarn fanden, als sie vor dem älteren Swatopluk zurückgewichen, ihre Wohnsitze durch die Bulgaren verwüstet und beschlossen nun, sich in Galizien niederzulassen, zogen jedoch von dort über die Karpathen, drangen gegen Munkats vor und eroberten noch vor Ablauf des Jahrhunderts die weiten Länderstrecken an der Theiß und der Donau, auf welchen einst die Hunnen und nach Diesen die Avaren gehaust hatten; sie erhielten den Namen der Eroberer und wurden deren zweites Vaterland. Mit dem mährischen Reiche hielten sie anfänglich noch Frieden, erst in den Jahren 902 und 906 unternahmen sie Angriffe auf dasselbe, und zwar noch ohne glücklichen Erfolg. Von nun an erlischt in der Geschichte jede Spur vom Reiche Swatopluks und Moymirs; Arnulf erlebte übrigens dessen Untergang nicht. Die Ungarn aber, welche er gerufen, unternahmen nun, wie ihre Vorgänger, die Hunnen und Avaren, von ihrer Heimath aus Raubeinfälle in die benachbarten Länder Kärnthen und Italien.

Betrachten wir jetzt Arnulfs Stellung zu Italien. Markgraf Berengar von Friaul, ein Enkel Ludwigs des Frommen von dessen Tochter Gisela, hatte im Jahre 888 die Krone von Italien erhalten und die Oberhoheit Arnulfs,

als des Haupts vom karlingischen Hause und Königs von Ostfranken, durch eine freiwillige Uebereinkunft anerkannt. Berengar entgegen, der im nördlichen Italien den größten Einfluß hatte, stand Herzog Guido von Spoleto, mächtig in Mittelitalien und von französischer Seite her unterstützt. Frankreich und die nationale Partei in Italien erkannten Berengar, den Schützling Arnulfs, nicht als König an, denn es war ihnen darum zu thun, den bisherigen Rechtsanspruch des ostfränkischen Königthums auf Italien und die Kaiserwürde zu vernichten. So wurde denn Guido von Spoleto, nachdem er seinen Nebenbuhler Berengar aus der Lombardei vertrieben, im Jahre 891 zu Rom durch Papst Stephan V. zum Kaiser gekrönt. Wollte nun Arnulf sich nicht selbst aller seiner Ansprüche begeben, so mußte er zum Schutze Berengars heranziehen. Er würde indessen nichts ausgerichtet haben, wenn sich ihm nicht der neue Papst Formosus angeschlossen hätte, und zwar gerade aus demselben Beweggrunde, welcher seine Vorgänger bestimmt hatte, die Könige der Franken gegen jene der Longobarden zu begünstigen. Die römische Kirche sollte unabhängig seyn; unter Guido's Kaiserthum war sie es nicht, sie konnte es nur unter dem Arnulfs werden, welchen die Sorge für Ostfranken von Italien ferne hielt; deshalb also die Hinneigung des Papstes zu Arnulf. Gleichwohl erkannte der Papst, von der Macht der Verhältnisse gedrängt, Guido als Kaiser an und krönte zu Anfang des Jahres 892 dessen Sohn Lambert, welchen Jener zum Mitkaiser annahm. Dann aber lud er Arnulf ein, nach Rom zu kommen. Zu Anfang des Jahres 894 zog Dieser mit einem alemannischen Heere nach Italien, eroberte Bergamo und ließ den tapferen Grafen Ambrosius, welcher die Veste für Guido vertheidigt hatte, hinrichten. Da erging solcher Schrecken über Italien, daß sich Mailand und Pavia freiwillig ergaben. Guido zog seine Heerschaaren in die festen Plätze zurück und gab das offene Land der Verwüstung der Deutschen preis. Bis Piacenza drang Arnulf vor, als aber der mit Guido ver=

bündete König Rudolf von Hochburgund Kriegsvolk zur Besetzung der Engpässe abschickte, wendete sich Arnulf über Ivrea durch Val d'Aosta und die penninischen Alpen nach St. Moritz; König Rudolf zog sich vor ihm in unzugängliche Gegenden zurück; Arnulf aber führte sein Heer nach Alemannien. So endete die erste Fahrt Arnulfs nach Italien, ohne daß er seinen Zweck erreicht, nämlich Guido gestürzt und die Kaiserwürde erlangt hatte. Indessen starb Guido und sein Sohn Lambert behauptete sich nun als Kaiser. Papst Formosus benahm sich jetzt gegen den Sohn ganz in derselben Weise, wie früher gegen den Vater; er betheuerte gegen Lambert seine friedliche Gesinnung; König Arnulf aber lud er abermals ein, nach Rom zu kommen. Ungesäumt brach Arnulf (im Herbst des Jahres 895) nach Italien auf; am Po theilte er sein Heer und ließ die Alemannen über Bologna nach Florenz rücken, während er selbst mit den Franken nach der westlichen Seeküste vordrang. Regengüsse und Ueberschwemmungen waren ihm ungünstig und eine Seuche raffte den größten Theil der Pferde hin. Gleichwohl erreichte er im Jahre 896 Rom, wo Lamberts Mutter Agiltrudis sich behauptete und der Papst Formosus von einer ihm feindlichen Partei auf's Härteste bedrängt wurde. Arnulf eroberte Rom, Agiltrudis flüchtete mit ihrem Anhang nach Spoleto und der Papst krönte nun Arnulf zu'm Kaiser. Nach kurzem Aufenthalt verließ Dieser Rom, um Spoleto zu belagern; doch ein Siechthum, welches ihn befiel, nöthigte ihn, von dieser Unternehmung abzustehen. Er kehrte ungesäumt nach Deutschland zurück, nachdem er in Italien seinen unehelichen Sohn Ratolf zurückgelassen hatte. Wahrscheinlich sollte Dieser die Krone Italiens tragen, gleichwie Arnulf schon vor seiner Romfahrt mit Zustimmung der Reichsstände seinem geliebten älteren unehelichen Sohne Zwentibold das lothringische Reich übergeben hatte. Kaum war indessen Arnulf von Italien fern, als auch sein Ansehen erlosch; Ratolf mußte sich eilig über den Komer-See zum Vater flüchten; Mailand, das Hauptbollwerk der deut-

schen Macht, gerieth in Lamberts Gewalt, und Dieser vereinbarte sich mit seinem Nebenbuhler Berengar in der Weise, daß der Letztere die Mark Verona nnd alles Gebiet bis zur Etsch, Lambert mit dem übrigen Theil von Italien auch die Kaiserwürde behielt, in welcher ihn denn auch Papst Stephan VI., des Formosus Nachfolger, anerkannte!, bald (897) wurde Lambert auf der Jagd erschlagen und Berengar behauptete sich nun als König von Italien. Welch ein Zustand in diesem Lande! Nirgends ein fester sittlicher Halt der Ordnung, nirgends eine geachtete Gewalt; die Parteien, voll Erbitterung, in unaufhörlichem Kampfe! Kaiserkrone und Papstwürde ihr Spielball!

Mit der Kaiserkrone und mit unheilbarem Siechthum aus Italien nach Deutschland zurückgekehrt, fand Arnulf auch dort nichts als Eifersucht und Haß der Parteien, Eigenwillen der Großen, Trotz gegen das Ansehen des Königthums und des Gesetzes, während äußere Feinde das Vaterland bedrohten. Die Verhältnisse im eigenen Hause erfüllten den kranken Kaiser mit Kummer! Seine Gattin Uta stand im Verdacht, die eheliche Treue verletzt zu haben; Ludwig, sein einziger Sohn aus rechtmäßiger Ehe, war noch ein Kind; von seinen beiden unehelichen Söhnen benahm sich Zwentibold, der Aeltere, welchem er die Nachfolge zuzuwenden wünschte, mit so starrem Eigenwillen, daß ein Kampf mit den mächtigen Großen unvermeidlich schien, und der jüngere, Ratolf, hatte wenig Aussicht für eine Stellung in Italien. Durch das Uebermaß sinnlichen Genusses entkräftet, starb Arnulf am 8. December 899.

Das bedrängte Deutschland bedurfte eines vollhältigen Mannes zum König; aber den Großen war es lieb, daß Arnulfs rechtmäßiger Sohn noch ein Kind war, und so erkannten sie denn auf dem Reichstage in Forchheim (900) den unmündigen Ludwig als König an. Entscheidenden Einfluß übten dabei der Erzbischof Hatto von Mainz und das fränkische (oder das vorzugsweise „salische" genannte) Grafengeschlecht der Konrade, welches die herzogliche Gewalt in

Franken zu erringen trachtete; die großen Stammgüter dieses Geschlechts lagen im nördlichen Theile Frankens von den Grenzen Thüringens an, im hessischen Lahngau und in der Wetterau bis zum Rheine hin.

Die trotzigen Großen in Lothringen, deren Macht Zwentibold beugen und niederhalten wollte, insbesondere die mächtigen Grafen des Bliesgaues, die Brüder Stephan, Gerhard und Matfried, traten ihm mit gewaltigen Streitkräften zum offenen Kampfe entgegen und in einer Schlacht an der Maas fiel Zwentibold (im Jahre 900). Dieser Ankampf der Großen in Lothringen war ein Vorspiel der blutigen Wirren, welche durch die Eifersucht der Großen in Frankonien entstanden. Mit den Grafen des Bliesgaues war nämlich Adalbert von Babenberg verbündet, dessen mächtiges Geschlecht eine entschieden feindselige Stellung gegen das karlingische Haus einnahm; die jüngste Veranlassung zur Erbitterung der Babenberger hatte Arnulf gegeben, als er dem Thüringerherzog Poppo seine Würde genommen, um die Macht des stolzen Geschlechts zu mindern. Die Babenberger hinwieder, (deren damals 3 Brüder waren, der bereits erwähnte Adalbert, Heinrich und Adelhard) übertrugen ihren Haß wider das karlingische Haus auf die Hauptstützen desselben, auf jenes „salische" oder konradinische Grafengeschlecht und auf Hatto von Mainz, und boten Alles zum Sturz derselben auf. In dem „salischen" Geschlecht waren damals 4 Brüder, Konrad, Gebhard, Eberhard und Rudolf; dem Erstgenannten verlieh Arnulf nach Poppo's Absetzung das Herzogthum Thüringen, und obwohl Konrad gar bald freiwillig davon zurücktrat, so konnten doch die Babenberger die ihnen widerfahrene Kränkung nicht vergessen; ihr Groll steigerte sich, als Rudolf, dem das Bisthum Würzburg verliehen ward, in ihre Nähe kam, denn ihre Stammgüter lagen in den Gauen „Grapfeld" (Grabfeld) (wo Heinrich, der Stammvater, auch die Grafschaft hatte), „Folchfeld" (Volkfeld) und

„Iphigow"; der Erfolg, welchen der Einfluß der konradinischen Grafen und Hatto's von Mainz auf dem forchheimer Reichstag gehabt, ließ die Babenberger für die Zukunft das Schlimmste fürchten und trieb ihre Erbitterung auf's Aeußerste. So geschah es, daß sie, im Vertrauen auf ihre Macht, den Konradinern zum offenen Entscheidungskampfe entgegentraten. In der Nähe der Burg Babenberg (wo später die Stadt Bamberg) blitzten die Schwerter (902); auf Seiten des salischen Geschlechtes wurde Graf Eberhard tödtlich verwundet, aber auch auf Seiten der Babenberger fiel Heinrich, und dessen Bruder Adelhard, welcher gefangen in der Konradiner Gewalt kam, ließ Gebhard enthaupten. Adalbert von Babenberg, welcher nun für 2 Brder Blutrache zu vollstrecken hatte, verhaftete den verhaßten Bischof von Würzburg und vertrieb die Wittwe Eberhards; doch damit war die Fehde der beiden Geschlechter noch nicht beendet. Im Jahre 906 verband sich Adalbert von Babenberg mit jenen beiden lothringischen Feinden der Karlinger, den Grafen Gerhard und Matfried und griff den ältesten salischen Grafen Konrad in seinem hessischen Lande bei Fritzlar an. Konrad fiel in der Schlacht und der Babenberger freute sich der Rache, aber die Grafen des salischen Geschlechts hatten nun auch den Fall Konrads zu rächen und da Dieser mit dem jungen König Ludwig verwandt war, so entbot der Erzbischof Hatto als Reichsverweser den kühnen Adalbert zur Verantwortung nach Tribur auf den Reichstag; Dieser erschien nicht, wurde nun als Feind des Reiches behandelt und trotzte in seiner Burg Theressa (Theras) lange Zeit der Uebermacht seiner Feinde. Als er sich endlich ergab, wurde er gefangen und nach ergangenem Urtheilsspruche der Reichsstände hingerichtet (906). Im Volksmunde lebte die Sage fort, daß Hatto durch Hinterlist das Verderben des Babenbergers erwirkt habe. Der Kampf der beiden Geschlechter nahm den Ausgang, daß das salische in die Aemter des babenbergischen eintrat, dessen unmündigen Sprößling Adalbert II. die Mutter Brunehild zum Sachsenherzog ge=

flüchtet hatte; der salische Graf Gebhard von der Wetterau besaß die ostfränkische Markgrafschaft vom Jahre 906 bis 910, später trug dessen Neffe Eberhard, der Sohn des bei Fritzlar gefallenen Konrad, Grafen von Hessen, die Würde eines Herzogs von Franken. Die Bändigung der lothringischen Grafen Gerhard und Matfried folgte alsbald nach der Vollstreckung des Urtheils über Adalbert von Babenberg. Gleichwohl behaupteten die Großen in Lothringen, dem schwachen jungen König und dem kräftig durchgreifenden Hatto zum Trotz, ihre Machtstellung; vor Allen trat der bereits erwähnte Graf Reginar in der Herzogswürde hervor.

Während unter den Fehden der Großen das Volk in trostloser Rechtsunsicherheit darniederlag, vollendeten die Einbrüche der Ungarn die allgemeine Noth. Im Jahre 900 tränkten sie ihre Rosse in der Enns, setzten über den Strom und erkundschafteten vom Sattel das Land, welches fortan das Ziel ihrer Beuteritte seyn sollte. Bald wiederholten sie ihre Einfälle, und obwohl Herzog Luitpold sie schlug und eine Burg an der Enns zum Schutz des Landes wider sie erbaute, stürmten sie stets wieder auf's Neue heran. Furchtbar hausten sie, wo sie hinkamen. Die Kirchen und Klöster, die Höfe, die Dörfer, die Städte plünderten sie und steckten sie dann in Brand. Die Menschen fingen und koppelten sie wie Vieh und schleppten sie mit sich fort; wen dies Loos getroffen, für den waren Freiheit und Vaterland für immer dahin. Wie der Sturm die Wolken treibt, waren sie plötzlich da und wieder zerstoben. Das Gerücht: sie äßen die Herzen von Gefangenen, sie tränken das Blut der Erschlagenen, vergrößerte das Entsetzen vor den wilden heidnischen Reitern mit blitzenden Augen und wild flatterndem rabenschwarzem Haar. Am Wendepunkt des 10. Jahrhunderts nach Christi Geburt erblickte das Volk in der beispiellosen Noth die Vorzeichen des jüngsten Tages; verzweifelnd sahe es ja, daß selbst Kirchen und Klöster durch ihre Heiligkeit nicht geschützt wurden. Der König, die Großen, die Geist=

lichen, nichtsminder als das arme Volk in Besitz, Ruhe, Freiheit und Leben bedroht, rüsteten; Bischöfe und Aebte bestiegen geharnischt, behelmt und schwertgegürtet die Streitrosse; den Lehnsherren folgten ihre Mannen mit den Knechten, und so zog im Jahre 907 auf demselben Wege, welchen Karl der Große gegen die Avaren eingeschlagen, ein großes Heer wider die Ungarn, um sie in ihren Wohnsitzen anzugreifen und ihre Macht durch einen Entscheidungskampf für immer zu brechen. An der Spitze der Bayern ritt Luitpold, der im Kampf wider Normannen und Mähren sich hohen Ruhm erworben. In der Gegend von Preßburg, am linken Donauufer, jenseits der March, kam es gegen Ende des Juni zur Schlacht. König Ludwig war dabei oder doch in der Nähe. Die große Ebene war für die Kampfweise der Ungarn günstig und wie trefflich auch die Deutschen stritten, sie vermochten der Gewandtheit eines ganzes Reitervolkes auf dem weit ausgedehnten Flachfeld nicht die Spitze zu bieten. Im sausenden Flug umkreisten die Ungarn das Heer; sie lockten die einzelnen Haufen hierhin und dorthin, flohen zum Schein nach allen Seiten hin, kehrten dann plötzlich wieder, und jagten mit verhängtem Zügel, die sicher treffenden Pfeile versendend, mit den Schwertern um sich mähend, heran; immer enger umklammerten sie die Deutschen, bis nirgends mehr ein Ausweg, bis überall die zusammengekeilten Haufen dicht an den Gebissen und wallenden Mähnen der Rosse, dicht vor den funkelnden Augen, unter den zischenden Schwertern und zermalmenden Hufen und Kolben standen und sanken. Luitpold von Bayern starb den schönen Opfertod für Deutschland; mit ihm gar viele Edle, Bischöfe, Aebte; der junge König entrann mit genauer Noth. Nach Vernichtung des deutschen Heeres erneuerten die Ungarn um so übermüthiger ihre Einbrüche in unser Vaterland. Schon im nächsten Jahre fielen sie in Sachsen und Thüringen ein. Herzog Burkhard, der sie zurückschlagen wollte, verlor Sieg und Leben; im Jahre 909 bedrängten sie Alemannien.

Die auf dem Lehenwesen begründete Wehrkraft, durch

welche die vielen Kriege seit Karls des Großen Tode geführt worden, hatte sich dem neuen Feinde gegenüber als ungenügend erwiesen und war größtentheils aufgerieben. Nun zwang die eiserne Noth, der Volkswehrkraft wieder zu gedenken, aber seit dem Erlöschen des Volksheerbannes hatten sich in unserem in zahlreiche Herrengebiete zerstückelten Vaterland die Gemeinfreien der Waffenübung entwöhnt. Vergeblich entbot jetzt der König im Rath mit den Bevorrechteten die so lange verachteten Gemeinfreien zum Kampfe gegen den Reichsfeind, vergeblich wurde die Weigerung mit der für freie Männer schimpflichsten Strafe des Erhängens bedroht; jener Schrecken vor dem jüngsten Tage, welchen die Kirche in die Gemüther gesäet und so eifrig gepflegt, trug jetzt, da die Gläubigen das Ende der Welt erwarteten, die verderbliche Frucht schimpflicher Feigheit. So tief war der Stand der Freien, einst der Kern unseres Volkes, herabgebracht, während die großen Massen vollends noch unter dem Fluche der in den Urzuständen begründeten Dienstbarkeit gebannt lagen. Es schien, als sey die letzte Stunde für das deutsche Volk gekommen. Schlag folgte auf Schlag. An Bayerns Grenze ward (910) ein fränkisches Heer mit dem salischen Grafen Gebhard vernichtet und König Ludwig fand keine andere Rettung vor den Ungarn, als daß er sich verpflichtete, ihnen Zins zu bezahlen. In dieser äußersten Noth und Schmach Deutschlands, verschuldet durch die Selbstsucht der Bevorrechteten, starb Ludwig (911), von der Geschichte mit dem Beinamen des „Kindes" bezeichnet, der Letzte des karlingischen Nebenstammes.

Die Schlacht bei Lützen
am 6. Nov. 1632.

(Aus Schillers Geschichte des 30jährigen Kriegs.)

Drei Kanonenschüsse, welche Graf Kolloredo von dem Schlosse zu Weißenfels abbrannte, verkündigten den Marsch des Königs (Gustav Adolph von Naumburg aus), und auf dieses verabredete Signal zogen sich die friedländischen Vortruppen unter dem Kommando des Kroaten-Generals Isolani zusammen, die an der Rippach gelegenen Dörfer zu besetzen. Ihr schwacher Widerstand hielt den anrückenden Feind nicht auf, der bei dem Dorfe Rippach über das Wasser dieses Namens setzte, und sich unterhalb Lützen der kaiserlichen Schlachtordnung gegenüber stellte. Die Landstraße, welche von Weißenfels nach Leipzig führt, wird zwischen Lützen und Markranstädt von dem Floßgraben durchschnitten, der sich von Zeitz nach Merseburg erstreckt und die Elster mit der Saale verbindet. An diesen Kanal lehnte sich der linke Flügel der Kaiserlichen und der rechte des Königs von Schweden, doch so, daß sich die Reiterei beider Theile noch jenseits desselben verbreitete. Nordwärts hinter Lützen hatte sich Wallensteins rechter Flügel und südwärts von diesem Städtchen der linke Flügel des schwedischen Heeres gelagert. Beide Armeen kehrten der Landstraße ihre Fronte zu, welche mitten durch sie hinging und eine Schlachtordnung von der anderen absonderte. Aber eben dieser Landstraße hatte sich Wallenstein am Abend vor der Schlacht zum großen Nachtheil seines Gegners bemächtigt, die zu beiden Seiten derselben fortlaufenden Gräben vertiefen und durch Musketiere besetzen lassen, daß der Uebergang ohne Beschwerlichkeit und Gefahr nicht zu wagen war. Hinter denselben ragte eine Batterie von 7 großen Kanonen hervor, das Musketenfeuer aus den Gräben zu unterstützen, und

an den Windmühlen, nahe hinter Lützen, waren 14 kleinere Feldstücke auf einer Anhöhe aufgepflanzt, von der man einen großen Theil der Ebene bestreichen konnte. Die Infanterie, in nicht mehr als 5 große und unbehülfliche Brigaden vertheilt, stand in einer Entfernung von 300 Schritten hinter der Landstraße in Schlachtordnung, und die Reiterei bedeckte die Flanken. Alles Gepäcke ward nach Leipzig geschickt, um die Bewegungen des Heeres nicht zu hindern, und bloß die Munitionswagen hielten hinter dem Treffen. Um die Schwäche der Armee zu verbergen*), mußten alle Troßjungen und Knechte zu Pferde sitzen, und sich an den linken Flügel anschließen; doch nur so lange, bis die pappenheimschen Völker anlangten. Diese ganze Anordnung geschah in der Finsterniß der Nacht, und ehe der Tag graute, war Alles zum Empfang des Feindes bereitet.

Noch an eben diesem Abend erschien Gustav Adolph auf der gegenüber liegenden Ebene und stellte seine Völker zum Treffen. Die Schlachtordnung war dieselbe, wodurch er das Jahr vorher bei Leipzig gesiegt hatte. Durch das Fußvolk wurden kleine Schwadronen verbreitet, unter die Reiterei hin und wieder eine Anzahl Musketiere vertheilt. Die ganze Armee stand in 2 Linien, den Floßgraben zur Rechten und hinter sich, vor sich die Landstraße, und die Stadt Lützen zur Linken. In der Mitte hielt das Fußvolk unter des Grafen von Brahe Befehlen, die Reiterei auf den Flügeln, und vor der Fronte das Geschütz. Einem deutschen Helden, dem Herzog Bernhard von Weimar, war die deutsche Reiterei des linken Flügels untergeben, und auf dem rechten führte der König selbst seine Schweden an, die Eifersucht beider Völker zu einem edeln Wettkampfe zu erhitzen. Auf ähnliche Art war das zweite Treffen geordnet, und hinter demselben hielt ein Reservecorps unter Hendersons, eines Schottländers, Kommando.

Also gerüstet erwartete man die blutige Morgenröthe,

---

*) Der Herzog von Friedland hatte nicht viel über 12,000 Mann dem 20,000 Mann starken Feinde entgegen zu setzen.

um einen Kampf zu beginnen, den mehr der lange Aufschub, als die Wichtigkeit der möglichen Folgen, mehr die Auswahl, als die Anzahl der Truppen furchtbar und merkwürdig machten. Die gespannten Erwartungen Europa's, die man im Lager vor Nürnberg hinterging, sollten nun in den Ebenen Lützens befriedigt werden. Zwei solche Feldherren, so gleich an Ansehen, an Ruhm und an Fähigkeit, hatten im ganzen Laufe dieses Krieges noch in keiner offenbaren Schlacht ihre Kräfte gemessen, eine so hohe Wette noch nie die Kühnheit geschreckt, ein so wichtiger Preis noch nie die Hoffnung begeistert. Der morgende Tag sollte Europa seinen ersten Kriegsfürsten kennen lehren, und einen Ueberwinder dem nie Ueberwundenen geben. Ob am Lechstrom und bei Leipzig Gustav Adolphs Genie, oder nur die Ungeschicklichkeit seines Gegners den Ausschlag bestimmte, mußte der morgende Tag außer Zweifel setzen. Morgen mußte Friedlands Verdienst die Wahl des Kaisers rechtfertigen, und die Größe des Mannes die Größe des Preises aufwägen, um den er erkauft worden war. Eifersüchtig theilte jeder einzelne Mann im Heer seines Führers Ruhm, und unter jedem Harnische wechselten die Gefühle, die den Busen der Generale durchflammten. Zweifelhaft war der Sieg, gewiß die Arbeit und das Blut, das er dem Ueberwinder, wie dem Ueberwundenen, kosten mußte. Man kannte den Feind vollkommen, dem man jetzt gegenüberstand, und die Bangigkeit, die man vergeblich bekämpfte, zeugte glorreich für seine Stärke.

Endlich erscheint der gefürchtete Morgen; aber ein undurchdringlicher Nebel, der über das ganze Schlachtfeld verbreitet liegt, verzögert den Angriff noch bis zur Mittagsstunde. Vor der Fronte knieend, hält der König seine Andacht; die ganze Armee, auf die Knie hingestürzt, stimmt zu gleicher Zeit ein rührendes Lied an, und die Feldmusik begleitet den Gesang. Dann steigt der König zu Pferde, und bloß mit einem ledernen Koller und einem Tuchrock bekleidet (eine vormals empfangene Wunde erlaubte ihm nicht mehr, den Harnisch zu tragen), durchreitet er die Glieder, den Muth der Truppen zu einer frohen Zuversicht zu ent=

flammen, die sein eigener ahnungsvoller Busen verleugnet. „Gott mit uns", war das Wort der Schweden; das der Kaiserlichen: „Jesus Maria". Gegen 11 Uhr fängt der Nebel an, sich zu zertheilen, und der Feind wird sichtbar. Zugleich sieht man Lützen in Flammen stehen, auf Befehl des Herzogs in Brand gesteckt, damit er von dieser Seite nicht überflügelt würde. Jetzt tönt die Losung, die Reiterei sprengt gegen den Feind, und das Fußvolk ist im Anmarsch gegen die Gräben.

Von einem fürchterlichen Feuer der Musketen und des dahinter gepflanzten groben Geschützes empfangen, setzen die tapferen Bataillons mit unerschrockenem Muth ihren Angriff fort, die feindlichen Musketiere verlassen ihren Posten, die Gräben sind übersprungen, die Batterie selbst wird erobert und sogleich gegen den Feind gerichtet. Sie dringen weiter mit unaufhaltsamer Gewalt, die erste der 5 friedländischen Brigaden wird niedergeworfen, gleich darauf die zweite, und schon wendet sich die dritte zur Flucht; aber hier stellt sich der schnell gegenwärtige Geist des Herzogs ihrem Andrang entgegen. Mit Blitzesschnelligkeit ist er da, der Unordnung seines Fußvolks zu steuern, und seinem Machtwort gelingt's, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Von 3 Kavalerie-Regimentern unterstützt, machen die schon geschlagenen Brigaden auf's Neue Fronte gegen den Feind und dringen mit Macht in seine zerrissenen Glieder. Ein mörderischer Kampf erhebt sich, der nahe Feind gibt dem Schießgewehr keinen Raum, die Wuth des Angriffs keine Frist mehr zur Ladung. Mann ficht gegen Mann, das unnütze Feuerrohr macht dem Schwert und der Pike Platz, und die Kunst der Erbitterung. Ueberwältigt von der Menge, weichen endlich die ermatteten Schweden über die Gräben zurück, und die schon eroberte Batterie geht bei diesem Rückzug verloren. Schon bedecken tausend verstümmelte Leichen das Land, und noch ist kein Fuß breit Erde gewonnen.

Indessen hat der rechte Flügel des Königs, von ihm selbst angeführt, den linken des Feindes angefallen. Schon der erste machtvolle Andrang der schweren finnländischen Kü-

rassiere zerstreute die leicht berittenen Polen und Kroaten, die sich an diesen Flügel anschlossen, und ihre unordentliche Flucht theilte auch der übrigen Reiterei Furcht und Verwirrung mit. In diesem Augenblick hinterbringt man dem König, daß seine Infanterie über die Gräben zurückweiche, und auch sein linker Flügel durch das feindliche Geschütz von den Windmühlen aus furchtbar geängstigt und schon zum Weichen gebracht werde. Mit schneller Besonnenheit überträgt er dem General von Horn, den schon geschlagenen linken Flügel des Feindes zu verfolgen, und er selbst eilt an der Spitze des stenbockschen Regiments davon, der Unordnung seines eigenen linken Flügels abzuhelfen. Sein edles Roß trägt ihn pfeilschnell über die Gräben; aber schwerer wird den nachfolgenden Schwadronen der Uebergang, und nur wenige Reiter, unter denen Franz Albert, Herzog von Sachsen-Lauenburg, genannt wird, waren behend genug, ihm zur Seite zu bleiben. Er sprengte geraden Wegs demjenigen Orte zu, wo sein Fußvolk am gefährlichsten bedrängt war, und indem er seine Blicke umhersendet, irgend eine Blöße des feindlichen Heeres auszuspähen, auf die er den Angriff richten könnte, führt ihn sein kurzes Gesicht zu nah an dasselbe. Ein kaiserlicher Gefreiter bemerkt, daß dem Vorübersprengenden Alles ehrfurchtsvoll Platz macht, und schnell befiehlt er einem Musketier, auf ihn anzuschlagen. „Auf den dort schieße", ruft er, „das muß ein vornehmer Mann seyn". Der Soldat drückt ab, und dem König wird der linke Arm zerschmettert. In diesem Augenblicke kommen seine Schwadronen dahergesprengt, und ein verwirrtes Geschrei: „Der König blutet! — Der König ist erschossen!" breitet unter den Ankommenden Schrecken und Entsetzen aus. „Es ist Nichts! — Folgt mir!" ruft der König, seine ganze Stärke zusammenraffend; aber überwältigt von Schmerz und der Ohnmacht nahe, bittet er in französischer Sprache den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufsehen aus dem Gedränge zu schaffen. Indem der Letztere auf einem weiten Umweg, um der muthlosen Infanterie diesen niederschlagenden Anblick zu entziehen, nach dem rechten Flügel mit dem König umwendet, er-

hält dieser einen zweiten Schuß durch den Rücken, der ihm den letzten Rest seiner Kräfte raubt. „Ich habe genug, Bruder!“ ruft er mit sterbender Stimme. „Suche Du nur Dein Leben zu retten“. Zugleich sank er vom Pferde, und von noch mehreren Schüssen durchbohrt, von allen seinen Begleitern verlassen, verhauchte er unter den räuberischen Händen der Kroaten sein Leben. Bald entdeckte sein ledig fliehendes, im Blute gebadetes Roß der schwedischen Reiterei ihres Königs Fall, und wüthend dringt sie herbei, dem gierigen Feind diese heilige Beute zu entreißen. Um seinen Leichnam entbrennt ein mörderisches Gefecht, und der entstellte Körper wird unter einem Hügel von Todten begraben.

Die Schreckenspost durcheilt in kurzer Zeit das ganze schwedische Heer; aber anstatt den Muth dieser tapferen Schaaren zu ertödten, entzündet sie ihn vielmehr zu einem neuen, wilden, verzehrenden Feuer. Das Leben fällt in seinem Preise, da das heiligste aller Leben dahin ist, und der Tod hat für den Niedrigen keine Schrecken mehr, seitdem er das gekrönte Haupt nicht verschonte. Mit Löwengrimm werfen sich die upländischen, smaländischen, finnischen, ost- und westgothischen Regimenter zum zweiten Male auf den linken Flügel des Feindes, der dem General von Horn nur noch schwachen Widerstand leistet, und jetzt völlig aus dem Felde geschlagen wird. Zugleich gibt Herzog Bernhard von Weimar dem verwaisten Heere der Schweden in seiner Person ein fähiges Oberhaupt, und der Geist Gustav Adolphs führt von Neuem seine siegreichen Schaaren. Schnell ist der linke Flügel wieder geordnet, und mit Macht dringt er auf den rechten der Kaiserlichen ein. Das Geschütz an den Windmühlen, das ein so mörderisches Feuer auf die Schweden geschleudert hatte, fällt in seine Hand, und auf die Feinde selbst werden jetzt diese Donner gerichtet. Auch der Mittelpunkt des schwedischen Fußvolks setzt unter Bernhards und Kniephausens Anführung auf's Neue gegen die Gräben an, über die er sich glücklich hinwegschwingt, und zum zweiten Male die Batterie der 7 Kanonen erobert. Auf die schweren Bataillons des feindlichen Mittelpunktes wird

jetzt mit gedoppelter Wuth der Angriff erneuert, immer schwächer und schwächer widerstehen sie, und der Zufall selbst verschwört sich mit der schwedischen Tapferkeit, ihre Niederlage zu vollenden. Feuer ergreift die kaiserlichen Pulverwagen, und unter schrecklichem Donnerknalle sieht man die aufgehäuften Granaten und Bomben in die Lüfte fliegen. Der in Bestürzung gesetzte Feind wähnt sich von hinten angefallen, indem die schwedischen Brigaden von vorn ihm entgegenstürmen. Der Muth entfällt ihm. Er sieht seinen linken Flügel geschlagen, seinen rechten im Begriff zu erliegen, sein Geschütz in des Feindes Hand. Es neigt sich die Schlacht zu ihrer Entscheidung, das Schicksal des Tages hängt nur noch an einem einzigen Augenblick — da erscheint Pappenheim auf dem Schlachtfelde mit Kürassieren und Dragonern; alle erhaltenen Vortheile sind verloren, und eine ganz neue Schlacht fängt an.

Der Befehl, welcher diesen General nach Lützen zurückrief, hatte ihn zu Halle*) erreicht, eben da seine Völker mit Plünderung dieser Stadt noch beschäftigt waren. Unmöglich war's, das zerstreute Fußvolk mit der Schnelligkeit zu sammeln, als die dringende Ordre und die Ungeduld dieses Kriegers verlangten. Ohne es zu erwarten, ließ er 8 Regimenter Kavalerie aufsitzen, und eilte an der Spitze derselben spornstreichs auf Lützen zu, an dem Feste der Schlacht Theil zu nehmen. Er kam noch eben recht, um die Flucht des kaiserlichen linken Flügels, den Gustav Horn aus dem Felde schlug, zu bezeugen, und sich anfänglich selbst darein verwickelt zu sehen. Aber mit schneller Gegenwart des Geistes sammelt er diese flüchtigen Völker wieder, und führt sie auf's Neue gegen den Feind. Fortgerissen von seinem wilden Muth, und voll Ungeduld, dem König selbst, den er an der Spitze dieses Flügels vermuthet, gegenüber zu fechten, bricht

---

*) Pappenheim war mit einem großen Theile des Heeres entsendet, um die Festung Moritzburg bei Halle in Besitz zu nehmen, und dann der Stadt Köln zu Hülfe zu eilen, welche von holländischen Truppen gefährlich bedroht war.

er fürchterlich in die schwedischen Schaaren, die, ermattet vom Sieg und an Anzahl zu schwach, dieser Fluth von Feinden nach dem männlichsten Widerstand unterliegen. Auch den erlöschenden Muth des kaiserlichen Fußvolks ermuntert Pappenheims nicht mehr gehoffte Erscheinung, und schnell benutzt der Herzog von Friedland den günstigen Augenblick, das Treffen auf's Neue zu formiren. Die dicht geschlossenen schwedischen Bataillons werden unter einem mörderischen Gefechte über die Gräben zurückgetrieben, und die zweimal verlorenen Kanonen zum zweiten Male ihren Händen entrissen. Das ganze gelbe Regiment, als das trefflichste von allen, die an diesem blutigen Tage Beweise ihres Heldenmuths gaben, lag todt dahingestreckt, und bedeckte noch in derselben schönen Ordnung den Wahlplatz, den es lebend mit so standhaftem Muthe behauptet hatte. Ein ähnliches Loos traf ein anderes blaues Regiment, welches Graf Piccolomini mit der kaiserlichen Reiterei nach dem wüthendsten Kampfe zu Boden warf. Zu 7 verschiedenen Malen wiederholte dieser treffliche General den Angriff; 7 Pferde wurden unter ihm erschossen, und 6 Musketenkugeln durchbohrten ihn. Dennoch verließ er das Schlachtfeld nicht eher, als bis ihn der Rückzug des ganzen Heeres mit fortriß. Den Herzog selbst sah man, mitten unter dem feindlichen Kugelregen, mit kühler Seele seine Truppen durchreiten, dem Nothleidenden nahe mit Hülfe, dem Tapfern mit Beifall, dem Verzagten mit seinem strafenden Blick. Um und neben ihm stürzen seine Völker entseelt dahin, und sein Mantel wird von vielen Kugeln durchlöchert. Aber die Rachegötter beschützen heute seine Brust, für die schon ein anderes Eisen geschliffen ist; auf dem Bette, wo Gustav erblaßte, sollte Wallenstein den schuldbefleckten Geist nicht verhauchen.

Nicht so glücklich war Pappenheim, der Telamonier des Heeres, der furchtbarste Soldat des Hauses Oesterreich und der Kirche. Glühende Begier, dem König selbst im Kampfe zu begegnen, riß den Wüthenden mitten in das blutigste Schlachtgewühl, wo er seinen edeln Feind am wenigsten zu verfehlen hoffte. Auch Gustav hatte den feurigsten

Wunsch gehegt, diesen geachteten Gegner von Angesicht zu sehen; aber die feindselige Sehnsucht blieb ungestillt, und erst der Tod führte die versöhnten Helden zusammen. Zwei Musketenkugeln durchbohrten Pappenheims narbenvolle Brust, und gewaltsam mußten ihn die Seinen aus dem Mordgewühl tragen. Indem man beschäftigt war, ihn hinter das Treffen zu bringen, drang ein Gemurmel zu seinen Ohren, daß der, den er suchte, entseelt auf dem Wahlplatz liege. Als man ihm die Wahrheit dieses Gerüchtes bekräftigte, erheiterte sich sein Gesicht, und das letzte Feuer blitzte in seinen Augen. „So hinterbringe man denn dem Herzog von Friedland", rief er aus, „ daß ich ohne Hoffnung zum Leben darniederliege, aber fröhlich dahinscheide, da ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an Einem Tag mit mir gefallen ist".

Mit Pappenheim verschwand das Glück der Kaiserlichen von dem Schlachtfelde. Nicht sobald vermißte die schon einmal geschlagene, und durch ihn allein wieder hergestellte Reiterei des linken Flügels ihren sieghaften Führer, als sie Alles verloren gab und mit muthloser Verzweiflung das Weite suchte. Gleiche Bestürzung ergriff auch den rechten Flügel, wenige Regimenter ausgenommen, welche die Tapferkeit ihrer Obristen, Götz, Terzky, Kolloredo und Piccolomini, nöthigte, Stand zu halten. Die schwedische Infanterie benutzt mit schneller Entschlossenheit die Bestürzung des Feindes. Um die Lücken zu ergänzen, welche der Tod in ihr Vordertreffen gerissen, ziehen sich beide Linien in Eine zusammen, die den letzten entscheidenden Angriff wagt. Zum dritten Male setzt sie über die Gräben und zum dritten Male werden die dahinter gepflanzten Stücke erobert. Die Sonne neigt sich eben zum Untergang, indem beide Schlachtordnungen auf einander treffen. Heftiger erhitzt sich der Streit an seinem Ende, die letzte Kraft ringt mit der letzten Kraft, Geschicklichkeit und Wuth thun ihr Aeußerstes, in den letzten theuern Minuten den ganzen verlorenen Tag nachzuholen. Umsonst, die Verzweiflung erhebt jede über sich selbst, keine versteht zu siegen, keine zu

weichen, und die Taktik erschöpft hier ihre Wunder nur, um dort neue, nie gelernte, nie in Uebung gebrachte Meisterstücke der Kunst zu entwickeln. Endlich setzen Nebel und Nacht dem Gefecht eine Grenze, dem die Wuth keine setzen will, und der Angriff hört auf, weil man seinen Feind nicht mehr findet. Beide Kriegsheere scheiden mit stillschweigender Uebereinkunft aus einander, die erfreuenden Trompeten ertönen, und jedes, für unbesiegt sich erklärend, verschwindet aus dem Gefilde.

Die Artillerie beider Theile blieb, weil die Rosse sich verlaufen, die Nacht über auf dem Wahlplatze verlassen stehen — zugleich der Preis und die Urkunde des Sieges für den, der die Wahlstatt eroberte. Aber über der Eilfertigkeit, mit der er von Leipzig und Sachsen Abschied nahm, vergaß der Herzog von Friedland, seinen Antheil daran von dem Schlachtfelde abzuholen. Nicht lange nach geendigtem Treffen erschien das pappenheimsche Fußvolk, das seinem vorauseilenden General nicht schnell genug hatte folgen können, 6 Regimenter stark, auf dem Wahlplatz; aber die Arbeit war gethan. Wenige Stunden früher würde diese beträchtliche Verstärkung die Schlacht wahrscheinlich zum Vortheil des Kaisers entschieden, und selbst noch jetzt durch Eroberung des Schlachtfelds die Artillerie des Herzogs gerettet und die schwedische erbeutet haben. Aber keine Ordre war da, ihr Verhalten zu bestimmen, und, zu ungewiß über den Ausgang der Schlacht, nahm sie ihren Weg nach Leipzig, wo sie das Hauptheer zu finden hoffte.

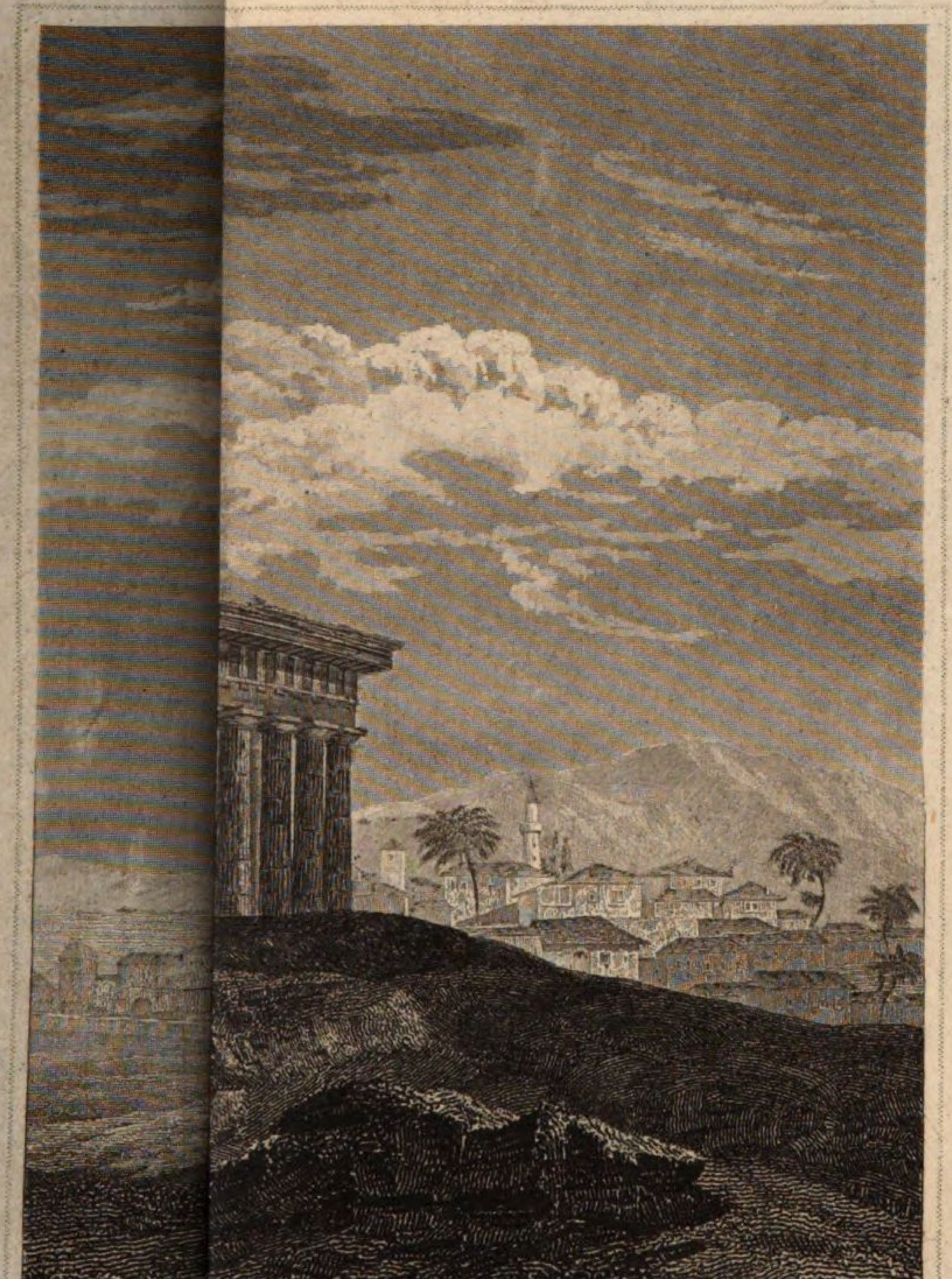
Dahin hatte der Herzog von Friedland seinen Rückzug genommen, und ohne Geschütz, ohne Fahnen, und beinahe ohne alle Waffen folgte ihm am anderen Morgen der zerstreute Ueberrest seines Heeres. Zwischen Lützen und Weißenfels, scheint es, ließ Herzog Bernhard die schwedische Armee von den Anstrengungen dieses blutigen Tages sich erholen, nahe genug an dem Schlachtfeld, um jeden Versuch des Feindes zu Eroberung desselben sogleich vereiteln zu können. Von beiden Armeen lagen über 9000 Mann todt auf dem Wahlplatze; noch weit größer war die Zahl der Verwunde-

ten und unter den Kaiserlichen besonders fand sich kaum Einer, der unverletzt aus dem Treffen zurückgekehrt wäre. Die ganze Ebene von Lützen bis auf den Floßgraben war mit Verwundeten, mit Sterbenden, mit Todten bedeckt. Viele von dem vornehmsten Adel waren auf beiden Seiten gefallen; auch der Abt von Fulda, der sich als Zuschauer in die Schlacht gemischt hatte, büßte seine Neugier und seinen unzeitigen Glaubenseifer mit dem Tode. Von Gefangenen schweigt die Geschichte; ein Beweis mehr für die Wuth der Armeen, die keinen Pardon gab oder keinen verlangte.

Pappenheim starb gleich am folgenden Tage zu Leipzig an seinen Wunden; ein unersetzlicher Verlust für das kaiserliche Heer, das dieser treffliche Krieger so oft zum Sieg geführt hatte.

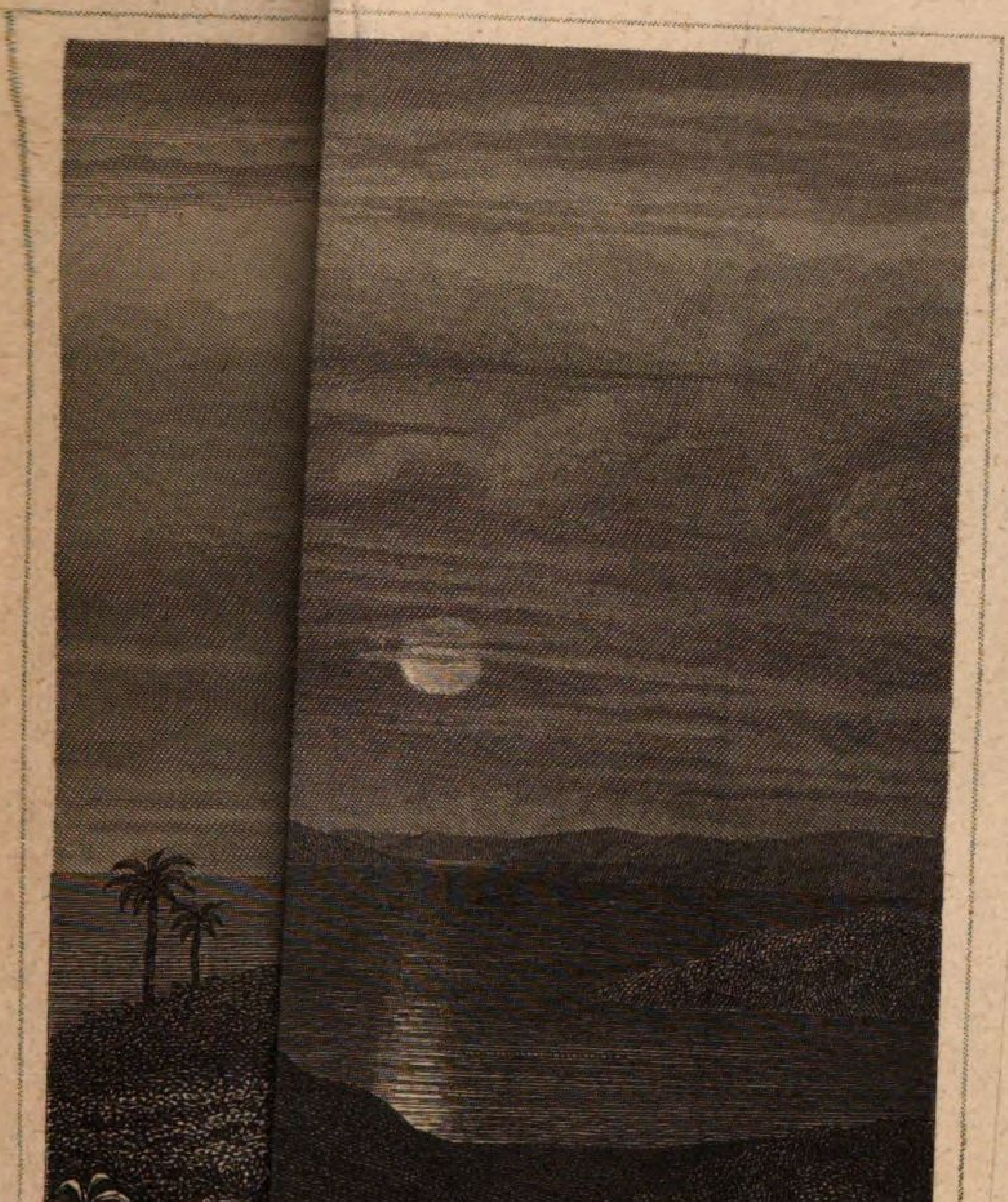
Inhalt.

	Seite
Gründung des Staates Virginien	3
Das deutsche Bürgerthum, von Riehl	70
Die griechische Kunst zur Zeit des Perikles	94
Skizzen aus der französischen Revolution	125
Die Nachkommen Karls des Großen, von Duller	155
Die Schlacht bei Lützen	214



F. Grünewald sc

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN


Stahlstich v. I. G. Martini 1846.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meyer's Geschichts-Bibliothek für allgemeine Kunde des Kultur- und Vö
lkerlebens

Bd.: 16,1

Hildburghausen [ca. 1840]

H.misc. 118 h-16,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10738278-7